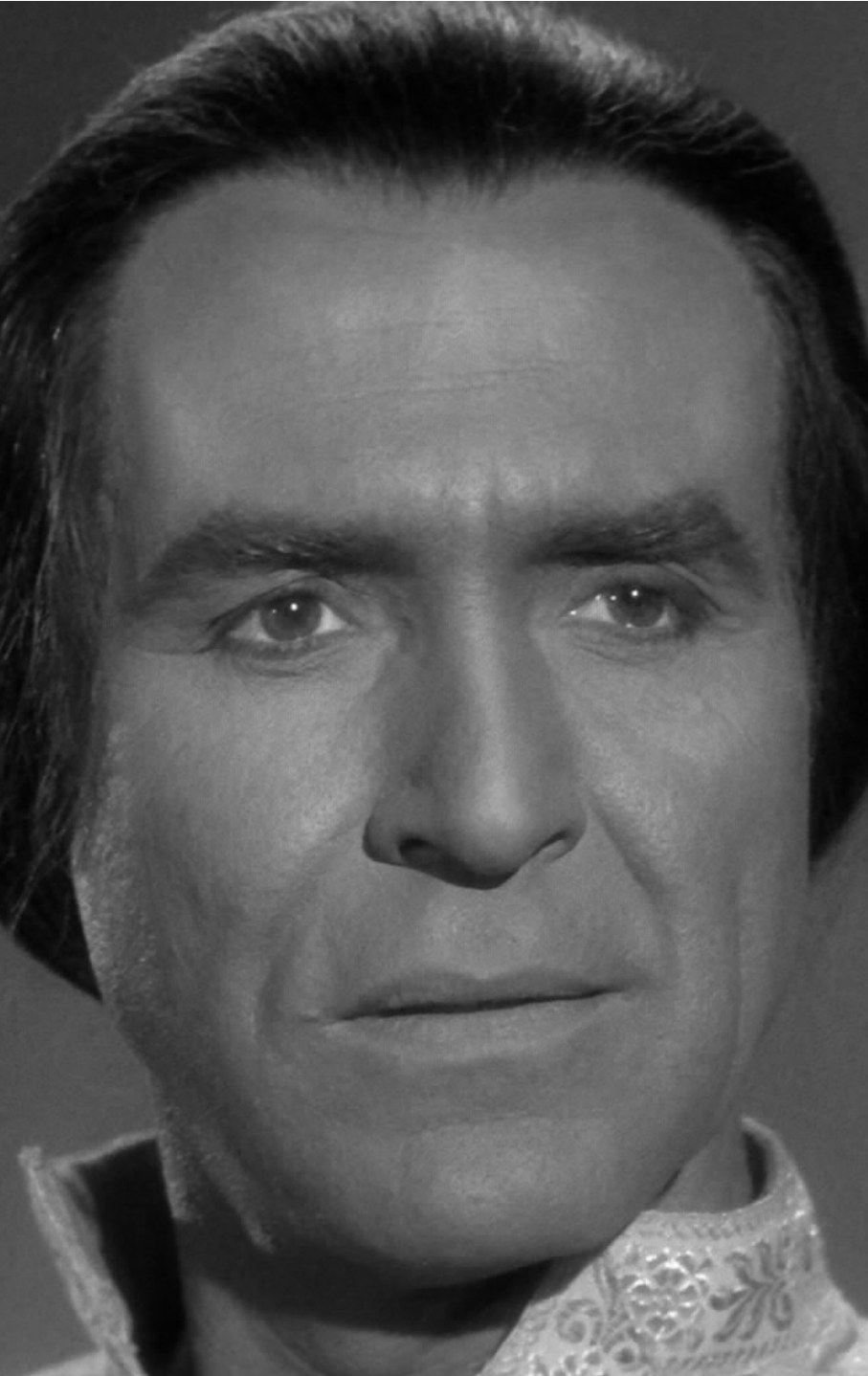
ABYSS

I: Harbinger

Julian Wangler



Julian Wangler

ABYSS

– Harbinger –

Roman
2011
(Überarbeitung: 2022)

Ω

www.startrek–companion.de

Diese Geschichte greift die Ereignisse in folgenden *Star Trek*-Episoden auf:

Star Trek

1x19:	Morgen ist gestern
1x22:	Der schlafende Tiger
2x03:	Ich heiße Nomad
2x26:	Ein Planet genannt Erde
3x22:	Seit es Menschen gibt

Star Trek: The Next Generation

1x01:	Der Mächtige

Star Trek: Deep Space Nine

4x08:	Kleine grüne Männchen

Star Trek: Voyager

3x08:	Vor dem Ende der Zukunft, Teil 1
3x09:	Vor dem Ende der Zukunft, Teil 2
5x23:	23:59
6x08:	Ein kleiner Schritt

Star Trek: Enterprise

2x24:	Erstflug
4x20:	Dämonen
4x21:	Terra Prime

Des Weiteren werden die Geschehnisse in den *Star Trek*-Kinofilmen *Der Zorn des Khan* (II), *Zurück in die Gegenwart* (IV) und *Der Erste Kontakt* (VIII) berücksichtigt.

Die Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners.

Vorwort

<<Die Grundmotivation war folgende: So hell die Zukunft der Menschheit in Star Trek *erstrahlt, so finster sollte ihre Vergangenheit im 21. Jahrhundert werden. Um den Himmel zu berühren, muss die Erde zuerst durch die Hölle gehen.>>*
- Der Autor

Ist *Abyss* eine irrationale *Star Trek*-Romanreihe? Ich hoffe doch, dass sie das *nicht* ist. Aber auf jeden Fall handelt sie von einem durch und durch irrationalen Zeitalter. Es geht um die Ereignisse, die schließlich zum Ausbruch des Dritten Weltkriegs führten – von dem wir wissen, dass er beinahe eine Milliarde Menschenleben kostete und in nichts Geringerem als einem nuklearen Holocaust für große Teile der Erde zu Ende ging.

Eine Zeit, in der schließlich ein Atomkrieg als reales Mittel eingesetzt wird, hat nicht mehr viel gemeinsam mit der Phase des Kalten Kriegs zwischen Ost und West, wo die kalkulierte Abschreckung eine sehr rationale Strategie war, es niemals zu einer atomaren Konfrontation kommen zu lassen. Die internationale Ordnung und die

Menschen in ihr müssen also in der *Star Trek*-Welt des frühen 21. Jahrhunderts jene Rationalität irgendwo verloren haben.

Über den Dritten Weltkrieg wurde in den *Star Trek*-Filmen und -Serien nur sehr wenig erzählt. Das Meiste ist unscharf und ausglegbar. In vielerlei Hinsicht kann er als Stunde Null für den Aufbruch in die Epoche einer moralisch geläuterten Menschheit und letztlich die weit spätere Gründung der Vereinigten Föderation der Planeten gesehen werden. Aber damit es dazu kommen konnte, musste die Menschheit erst durch die Hölle gehen. Damit ist auch die Hölle ihres eigenen niedergehenden weltanschaulichen, ethischen und emotionalen Kompasses gemeint.

Eine Reihe von *Star Trek*-Folgen ließ uns erahnen, dass es – salopp formuliert – verrückte Zeiten in diesem 21. Jahrhundert gewesen sein müssen, vor wie nach dem Dritten Weltkrieg. Zuerst die eugenische Katastrophe (über die wir dankenswerterweise schon ein kleinwenig mehr wissen), dann Ökoterroristen und Rassisten (siehe Terra Prime)… Als Autor, der vorhat, ein Buch über die Jahre hin zum Dritten Weltkrieg zu schreiben, bekommt man rasch ein subtiles Gefühl dafür, dass es keine im strengen Sinne nüchterne und verstandeskühle Geschichte sein kann, die man da erzählen wird. Das gilt sowohl für das

internationale Staatensystem als auch die Figuren, die in dieser Erzählung ihren Platz finden sollen. Es ist eine düstere Erzählung, die voller Konfusion, Schmerz und Entbehrung ist. Aber vor allem ist es eine Geschichte, in denen die eigenen persönlichen Abgründe einiger Weniger das Schicksal der Erde bestimmen werden.

Wenn Sie also diesen Roman lesen, so versuchen Sie sich mental in eine Zeit (aus heutiger Sicht muss man sagen in ein Was-wäre-wenn-Szenario) zu versetzen, in der die Erde einer Endzeitstimmung anheimgefallen ist. Und diese Stimmung ist total. Sie bezieht sich auf politische, ökonomische und ökologische Zusammenhänge. Ebenso wenig die große Politik wie das ganz alltägliche Leben der Leute kann vor der Tatsache zurückweichen, dass eine Apokalypse im Gang ist. Und sie ist spürbar, in jeder Faser und jedem Winkel dieser Welt.

Das ist die Hintergrundfolie, auf der Protagonisten wie Phillip Green (bei mir beginnt er nicht als der Bad Guy, der er stets in *Star Trek* war) ihre verhängnisvolle Reise begehen, in der sie von seltsamen Träumen und Visionen heimgesucht werden. Und am Ende eine Entscheidung für sich und andere treffen müssen. Dabei geht es nicht nur ums nackte Überleben oder darum, den Status quo einer zerbröselnden globalen Ordnung

aufrechtzuerhalten, sondern auch darum einen Sinn in diesen chaotischen Zeiten für sich zu finden. Denn wie sagte ein Gelehrter aus einer anderen, mir sehr am Herzen liegenden Science-Fiction-Serie einst:

„Es gibt eine größere Dunkelheit als die, die wir bekämpfen. Es ist die Dunkelheit der Seele, die von ihrem Weg abgekommen ist. Der Krieg, den wir führen, richtet sich nicht gegen Großmächte oder Herrscher, sondern gegen Chaos und Verzweiflung. Viel schwerwiegender als der Tod der körperlichen Materie ist der Tod der Hoffnung, der Tod der Träume, und vor dieser Gefahr dürfen wir niemals kapitulieren. Die Zukunft ist überall um uns herum. In der Phase des Übergangs wartet sie darauf, in der Phase der Erleuchtung neu geboren zu werden. Niemand weiß, wie die Zukunft aussieht und wohin sie uns führen wird. Nur eines wissen wir. Sie wird stets unter Schmerzen geboren."

Und nun wünsche ich Ihnen viel Spaß beim Lesen!

„Jemand fragte einmal Gandhi danach, was er über die moderne Zivilisation und all ihre Verheißungen denke. Er erwiderte, er hielte sie für eine gute Idee. Wie so viele andere unserer Generation war ich von dem Glauben beseelt, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Doch schon bald wurde mir klar, dass eine bessere Welt unmöglich sein würde ohne bessere Menschen, die in ihr leben. Demokratie, Sozialismus, Psychologie, Religion… All diese Wege zu Utopia enden an den inhärenten Beschränkungen der menschlichen Natur. An ihrer Unvollkommenheit. Nur indem wir die menschliche Spezies durch kontrollierte genetische Manipulation auf eine neue Stufe hieven, können wir darauf hoffen, die Übel zu überwinden, die die Völker der Welt unaufhörlich heimgesucht haben: Armut, Krieg, Seuchen und so weiter. Die Liste ist so lang, sie reicht für ein Leben.“

- Sarina Kaur,
Erschafferin der Augments

Zur Vorgeschichte

- Die 1970er Jahre: Mehrere sozialutopisch motivierte Wissenschaftler aus der ganzen Welt schließen sich zusammen und errichten im Verborgenen die *Chrysalis*-Basis: eine gigantische, unterirdische Einrichtung im Grenzland zwischen Indien und Pakistan. Angeführt von der Genetikerin Sarina Kaur, sind sie davon überzeugt, dass die Menschheit ihre Probleme erst überwinden kann, wenn eine *neue* Menschheit entsteht. Wenige Jahre später zeitigen die ebenso geheimen wie schrankenlosen Klon- und Genetikexperimente ein bahnbrechendes Resultat: Mit den Augments entsteht eine neue Gattung Homo sapiens, dessen körperliche und geistige Leistungswerte die eines gewöhnlichen Menschen bei weitem übersteigen.

- Zwar gelingt es dem außerirdischen, um das Wohl der Erde bedachten Geheimagenten Gary Seven kurz darauf, die *Chrysalis*-Basis zu infiltrieren und unschädlich zu machen, sodass weitere Experimente unterbunden werden. Doch die Augment-Klone entkommen und zerstreuen sich in alle Himmels-

richtungen. Bis in die 1990er Jahre bleibt es ruhig um sie. Dann beginnen sie sich in die internationale Politik einzumischen.

- Mittels ausgeklüngelter Intrigen gelingt es den Augments, sich in mehreren Ländern der Zweiten und Dritten Welt zu Drahtziehern und regionalen Herrschern aufzuschwingen. Der Mächtigste von ihnen ist der Sikh Khan Noonien Singh. Er sieht sich und seinesgleichen als Krönung der menschlichen Entwicklung und leitet daraus einen ultimativen Herrschaftsanspruch ab. Khan setzt sich zum Ziel, seine Brüder und Schwestern zu einen. Unter seiner Führung sollen sie sich die Welt untertan machen und in eine strahlende Zukunft führen.

- Die Pläne der Augments reifen schnell. Im Jahr 1993 beginnen die von den Mutanten regierten Staaten in Asien und Afrika einen Feldzug gegen die westliche Welt, und ein intensiver Konflikt an der Schwelle zum globalen Krieg keimt herauf. Er wird von den Heeren der Augments brutal und ohne moralische Rücksicht geführt. Dass nicht noch größere Teile der Erde in die Hände der ‚Übermenschen' fallen, ist letztlich nur dem Umstand zu verdanken, dass der krankhafte Ehrgeiz der einzelnen Augmentfürsten am

Ende *doch* nicht voreinander Halt macht: Sie beginnen sich gegenseitig zu misstrauen, zu hintergehen und zu bekämpfen. Das schwächt ihre Linie im Kampf gegen das westliche Bündnis und bringt ihnen innerhalb weniger Jahre eine vernichtende Niederlage ein. Nach zwei Weltkriegen entgeht die Menschheit nur durch Glück einer neuen finsteren Epoche.

- Nicht alle Mutanten verlieren ihr Leben. Mithilfe eines von der NASA entwendeten *DY-100*-Prototypen gelingt es Khan und einigen seiner loyalsten Anhänger, in den Weltraum zu flüchten. Das, was er der Erde im Jahr 1996 hinterlässt, sind mehr als 30 Millionen Tote, schwere Verwüstungen und ein zerrüttetes, polarisiertes internationales Staatensystem, in dem es zu einer neuen Blockbildung kommt. Dies wird zur Ausgangslage für ein unsicheres Zeitalter auf dem Globus, in dem die Gesetze alter Tage keine Gültigkeit mehr haben.

- Teil I: *1991-1997*-

.:: Prolog I

16. September 1991
Samarkand, Usbekistan

„Man erwartet Euch, Exzellenz."

Khan prüfte sein Ebenbild in dem großen Spiegel, der seinen privaten Ankleideraum zierte. Er hielt nichts von falscher Bescheidenheit, und ihm gefiel, was er sah: eine männliche Autoritätsfigur, mit durchtrainiertem Körper und stolzer Haltung. Sein dichtes, schwarzes, zu einem Zopf gebundenes Haar glänzte, und seine rote Nehru-Jacke war mit echten Goldfäden bestickt.

„Ausgezeichnet.", sagte er zu Joaquin und drehte dem Spiegel den Rücken zu. Sein treuer Leibwächter wartete neben der offenen Tür zu Khans persönlichen Gemächern. Ein silbernes *chakram*, die traditionelle Wurfwaffe eines Sikh-Kriegers schmückte die Wand im Foyer; die messerschar-

fen Kanten des Stahlrings reflektierten das Licht aus der Garderobe. Khan sonnte sich kurz in dem Glanz, den der leuchtende Reif ihm verlieh.

„Dann wollen wir unsere verehrten Gäste nicht länger warten lassen…“

Heute war der Tag, auf den er so lange schon hingearbeitet hatte: Er hatte viele seiner Brüder und Schwestern aus der ganzen Welt zu sich in seinen neuen Tempel geladen. Nachdem die Kinder von *Chrysalis* so lange in alle Himmelsrichtungen verstreut gewesen waren, würde er den ernsthaften Versuch unternehmen, sie unter seinem Banner zu einen. Er war durchaus zu Konzessionen bereit. Wenn sie denn im Gegenzug seine Führerschaft anerkannten. Er wollte und würde primus inter pares sein. Was diese einzige zentrale Bedingung anging, so würde er nicht zurückweichen. Nicht einmal vor seinem eigen Fleisch und Blut.

Khan trat an Joaquin vorbei in den marmorenen Korridor. Mit großen Schritten ging er an polierten Kalksteinwänden vorbei, in die Tafeln mit kunstvoll eingearbeiteten Edelsteinen eingelassen waren. Letztere fügten sich zu einer stilisierten Darstellung der heiligen Doppelhelix, dem Ursprung aller Vererbungslehre. Türkis, Malachit,

Lapislazuli, Karneol, Jaspis und andere funkelnde Halbedelsteine repräsentierten die verschiedenen auf den verdrehten Strängen angeordneten Nukleotiden.

Alle paar Meter waren Mitglieder aus Khans Elitewache postiert, die nun – wie auch sein Tempel – endlich komplett war. „Gesegnet sei Khan!“, rief ihm nacheinander jeder Einzelne entgegen. Khan nahm ihre Huldigung mit einem anerkennenden Nicken entgegen, offensichtlich erfreut über die Loyalität und Hingabe an ihre Pflichten.

Schon bald, dachte er, *wird die gesamte Menschheit meinem überlegenen Willen die Treue schwören.*

Der Gang führte zu einem offenen, viele Meter breiten sonnendurchfluteten Innenhof. Würzig riechender Wind empfing ihn. Es war ein herrlicher Tag in Samarkand, und der Himmel war so leuchtend blau wie die Kuppel der Bibi-Khanum-Moschee. Die Luft war warm und trocken, aber bei Weitem nicht so drückend heiß wie an sengenden Sommertagen. Ein lotusförmiger Brunnen in der Mitte des Hofs spie eine Fontäne kristallklaren Wassers in die Luft, das beim Zurückfallen ins Becken klaren Schaum bildete.

Überall flatterte das Banner des Großen Khanats: ein Halbmond vor dem Hintergrund einer großen Sonne, die ihre Strahlen in sämtliche Richtungen schickte. So wie er seine Segnungen in die Welt schicken würde.

Bewaffnete Wachen patrouillierten auf den hohen Sandsteinmauern jenes Walls, der um den eigentlichen Tempel gespannt war. Die hoch aufragenden, rötlich braunen Befestigungsanlagen waren über dreißig Meter hoch. Niemand würde dort jemals hindurchkommen, wenn er es nicht wollte.

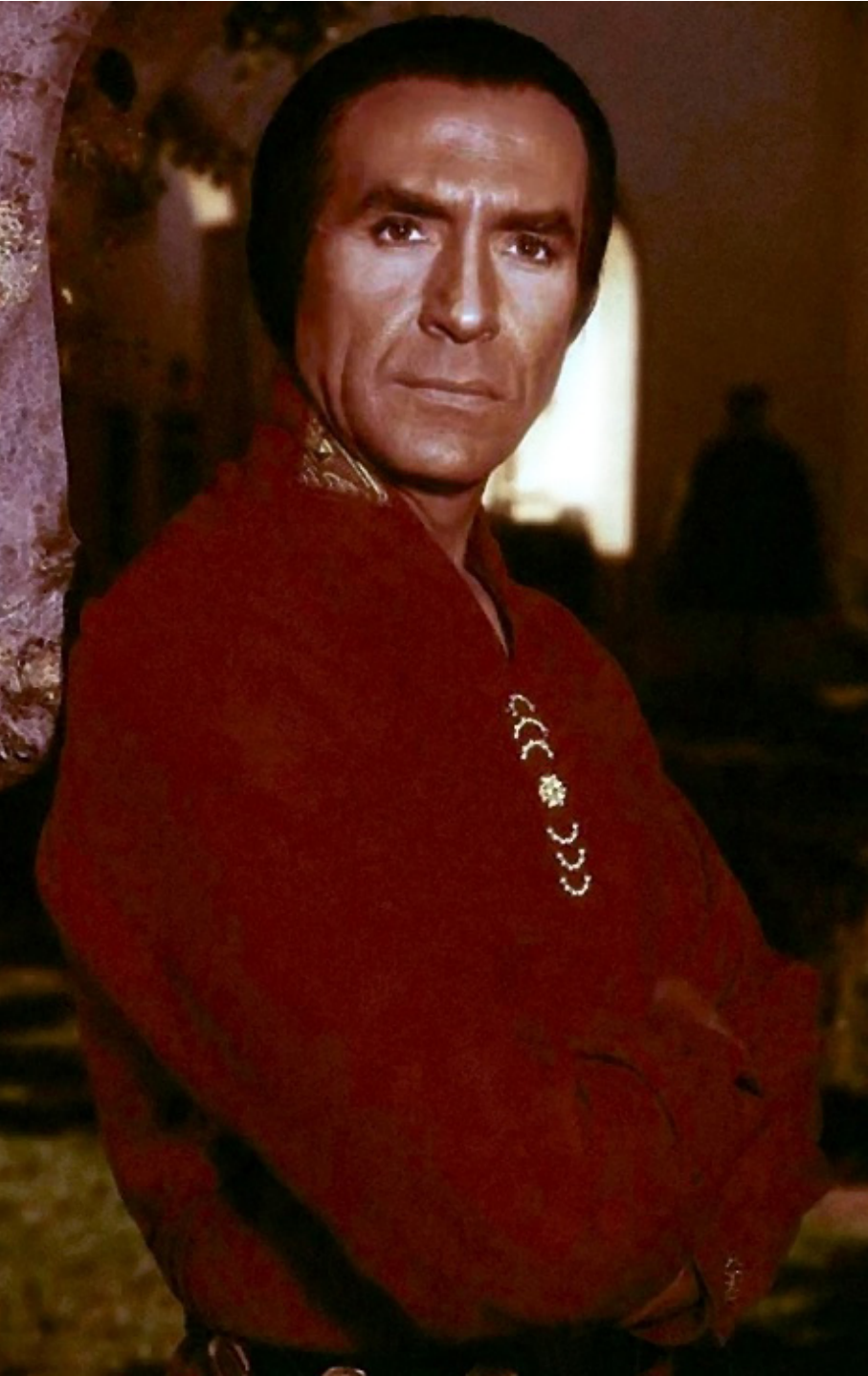
„*Khan! Khan!*“, jubelten die Wachen auf den Mauern, als sie ihn erblickten. Im Gegensatz zu seiner Elitetruppe waren diese Männer und Frauen nicht wie er mit Superkräften ausgestattet, sondern ganz gewöhnliche Menschen, die intelligent genug waren, ihm die Zukunft anzuvertrauen. Khan hatte ein Herz für diese unglücklichen, unvollkommenen Geschöpfe, und ein großmütiges Empfinden paternalistischer Verantwortung ließ ihn sich ihnen und den weltweit leidenden Massen gegenüber verpflichtet fühlen. Sie bedurften seiner Führung, seiner Ordnung, seiner Größe und seines Genies. In der neuen Welt, die er erschaffen würde, gäbe es Frieden und Wohlstand

für alle. Er war ein gütiger Herrscher, vorausgesetzt, alle kannten und akzeptierten ihren Platz und ihre Pflichten.

„*Khan! Khan! Khan!*"

Die Jubelschreie der Männer und Frauen ertönten aus voller Kehle und hallten über den gesamten Befestigungsgürtel hinweg, während Khan unter dem azurblauen Himmel dahinschritt, getragen von der Begeisterung seiner Anhänger. Er konnte geradezu fühlen, wie sein außergewöhnliches Schicksal sich erfüllte, wie seine Bestimmung mit jedem Schlag seines starken Herzens durch seine Adern pochte.

Bald schon würde sich sein Plan erfüllen. Wenn die letzten Vorbereitungen getroffen und er die unangefochtene Speerspitze der Übermenschen geworden war, würde ein Krieg die Welt überziehen wie ein reinigendes Feuer. Und danach würde der Frieden da sein – für alle und für immer.



:: Prolog II

15. Oktober 1996
Samarkand, Usbekistan

Sergeant Tony Kemper war heute Morgen mit einer kühnen Vision aufgestanden: nie wieder das markerschütternde Rumpeln seines Panzers unter den Füßen zu spüren, nie wieder das Donnern der Geschosse zu hören, die in mehr als sechs Monaten zu seinen ständigen Begleitern geworden waren. Stattdessen hatte er das Bild von einem kleinen Garten und einer Familie vor Augen gehabt; einer glücklichen Familie, die keine Angst mehr vor Krieg und Konflikt hatte, glücklich und voller Optimismus in die Zukunft blickte.

Als er an der Seite seiner Kameraden den mammuthaften Panzer bestieg, schwor er sich, dass er seiner Freundin Christine einen Heiratsantrag machen würde, wenn er es überstanden

hatte und wieder daheim war zwischen den würzig riechenden Kornfeldern von Indiana. Wenn sie es richtig anstellten, sagte er sich, würde es der letzte Tag dieses unsäglichen Feldzugs gegen den personifizierten Größenwahn werden, der nichts hinterlassen hatte als verbrannte Erde. Noch einmal würde er alles geben und kämpfen müssen, und dann würden die Waffen schweigen. War das nicht einen ordentlichen Ansporn wert?

Seitdem das Technologiezentrum vor knapp vier Monaten die Ionenkanone fertiggestellt hatte, war der erbitterte Stellungskrieg an den meisten Fronten beendet worden, und die Verbände der Global Union gewannen Stück für Stück die Oberhand in diesem Konflikt. Das gigantische Hochenergiepartikelgeschoss war ein Wunderwerk der Militärtechnik, dem Khans raffiniertestes Kriegsgerät nichts entgegenzusetzen hatte. Von seinem geostationären Orbit aus nahm es Abwehrgeschütze und Luftabwehrtürme unter Feuer, legte sogar ganze Basen des Feinds mühelos in Schutt.

Mit einem solchen Trumpf in der Hand hatte die Kommandozentrale konsequent auf den heutigen Tag hingearbeitet. Siehe da, sie lag im Plan. Dank der Unterstützungsleistung durch die Ionenka-

none war das Aufmarschgebiet von gegnerischen Truppen frühzeitig gesäubert worden. Wie vorgesehen, vereinigten sich am späten Nachmittag die 14., die 42. und die 51. Infanteriedivision zu einer Armee von nie gesehener Größe und Schlagkraft. Diese Lawine aus Mann und Material rollte unermüdlich weiter durch das Herz Zentralasiens, walzte dort nieder, was sich ihr in den Weg zu stellen drohte, bis sie ihr Ziel erreicht hatte: den Tempel von Khan Noonien Singh, letzte Bastion des „Großen Khanats“ – und eines Schandtäters von gentechnischen Ausmaßen.

Während Kemper das kolossale, wie eine schwarze Spinne gen Himmel ragende Gebäude durchs Zielfernrohr des Panzers in Augenschein nahm, stellte er sich vor, wie Khan jetzt jenseits der Waffentürme, Laserzäune und des dicken Gemäuers saß, mit heroisch klingenden Worten seine letzten Gefolgsleute in die verzweifelte Schlacht schickte, um sich ein paar Minuten damit zu erkaufen.

Er stellte sich vor, wie der Mann, der zusammen mit seinen Gleichgesinnten bis vor kurzem ein Viertel des Globus beherrscht und die Welt um ein Haar in ein neues finsteres Zeitalter katapultiert hatte, nun zwischen seinem Prunk und sei-

ner Selbstherrlichkeit kauerte, auf ein menschliches, gewöhnliches Maß reduziert.

Dieser Gedanke bereitete Kemper Genugtuung. Khan sollte ein Ende als Märtyrer verwehrt bleiben. Stattdessen sollte er sterben wie ein Hund; so wie viele von Kempers Kameraden, einfachen GIs, die auf dem schmutzigen Weg nach Samarkand ihr Leben gelassen hatten.

Nachdem der Feuerbefehl erteilt worden war, verwandelte sich die hereinbrechende Nacht über Usbekistan in ein Blitzgewitter. Kempers Fahrzeug befand sich an der Spitze des Zugs. Brüllend und aus allen Rohren schießend, rollte der Panzer über den Kamm, zermalmte Gras und Bambus unter seinen Ketten und spie dem großen Tempel und dessen Insassen Kugeln und Granaten entgegen. Hinter ihnen und um sie herum zogen Hunderte Kampfeinheiten der Global Union auf, um das finale Werk in diesem elendigen Krieg zu verrichten.

Kemper konnte es deutlich spüren: Der Sieg war nun zum Greifen nah. Mit jedem Meter, den die Front aus Stahl, Rüstung, Kugelhagel und Entschlossenheit näher rückte, wurde die Luft für die verbliebenen Streiter Khans dünner.

Etliche der Kugeln und Salven schlugen in das unverwechselbare Emblem der Augments ein, das überlebensgroß über dem gigantischen Portal prangte: eine umgefallene Acht, das Unendlichkeitszeichen, Symbol für die Ambition zur Weltherrschaft. Es schien fast, als wäre es das vorrangige Ziel der Panzerbrigade, dieses Signet in winzige Stücke zu schießen. Doch Symbole hatten Bedeutung, gerade hier, auf dem Schlachtfeld. Psychologie war die halbe Kriegsführung.

Das markerschütternde Krachen der Waffen von Kempers Panzer hallte in die erleuchtete Nacht hinaus, vermengte sich mit dem Chor der wilden Zerstörung, während Dutzende von GIs vor die Kampfeinheit rannten, um die Überreste des Bauwerks zu stürmen. Eine halbe Stunde später war die Energieverbindung des Tempels gekappt und die Verteidigungsanlagen außer Kraft gesetzt worden. Es war an der Zeit, die abschließende Phase der Operation beginnen zu lassen.

Greg Mitchell, einer seiner Kameraden, stieß Kemper von der Seite an. „Hab‘ ich Dir nicht gesagt, wir werden zur Primetime wieder im Camp sein?“, meinte er mit selbstsicherem Lächeln. „Jetzt müssen wir uns nur noch überlegen, wo wir

Khans Kopf aufhängen wollen. Ach ja, und die nächste Runde im *Walker's* geht auf Dich."

Nicht, dass es Kemper nicht mehr als recht gewesen wäre, diese Wette zu verlieren, die er mit Mitchell geschlossen hatte. Doch in vielen Jahren als Feldsoldat war er zu der Gewissheit erzogen worden, dass man den Tag nicht vor dem Abend loben durfte. Erst, wenn er Khans Leiche gesehen hatte, würde er sein Gewehr niederlegen und nie wieder etwas damit zu tun haben. So blieb ihm nur zu erwidern übrig: „Halt die Klappe und schieß weiter, Mitch."

Wie Kemper befürchtet hatte, kam es zu einer letzten Aufwallung der feindlichen Truppen. Manuelle, eilig aufgebaute Geschütze schleuderten den GU-Verbänden todbringende Streumunition entgegen. Grüngelbe Explosionen zerrissenen die Luft und schleuderten Dutzende von Soldaten nach hinten; nur wenige von ihnen standen wieder auf. Die Schreie jedoch hielten entsetzlich lange an, von verbranntem Fleisch und zertrümmerten Knochen kündend. Kemper hörte sie um sich herum verklingen und wusste, dass der Krieg, selbst wenn er ausrann, ihm unerbittlich einen Preis abrang: den Preis der Erinnerung, die

ihn vermutlich bis ans Ende seines Daseins auf Erden begleiten würde.

Die GU-Attacke ließ ungeachtet des Grauens, das sich um sie herum abspielte, nicht nach, sondern wurde noch stärker. Während die Kameraden an vorderster Front zerlöchert oder zerfetzt wurden, griff die zweite Welle an und daraufhin eine dritte. Granatwerfer jagten konventionellere Sprengkörper in den von Kugeln durchsiebten Tempel. Neonfarbene Kühlgase stiegen aus den lecken Generatoren des düsteren Palastes auf, tränkten den Himmel. Bald schon kamen feindliche Truppen hustend und blutend aus den Portalen geeilt.

Nicht alle waren bereit, sich zu ergeben. Hinter den dünnen Zedern und Podobäumen Deckung suchend, eröffneten mehrere schwarz gekleidete Soldaten aus bizarr aussehenden Waffen das Feuer auf den Panzer und die Infanterie, aber die GU-Soldaten hatten die zahlenmäßige Überlegenheit und die besseren Zielmöglichkeiten auf ihrer Seite. Einen nach dem anderen schossen sie die verbliebenen Fanatiker aus den Reihen Khans nieder.

Die ersten GU-Verbände setzten ins Innere des Tempels über. Kemper lugte auf einen der Moni-

tore, der die Außenansicht preisgab. Eine Gruppe von Grenadieren sprengte soeben ein seitliches Schott auf, und hinter Feuer, Rauch und geborstenem Metall kam ein Laboratorium zum Vorschein, angefüllt mit Reagenzgläsern, Computerstationen, brodelnden Chemikalien, einer Zentrifuge und anderen unheimlichen Gerätschaften.

„Das Schwein hat hier versucht, Gott zu spielen.“, knurrte Mitchell an Kempers Seite und blies mit den seitlichen Geschossen ein Rudel Fanatiker in Stücke.

Kemper konnte nicht behaupten, er ließe sich nicht anstecken von den emotionalen Wallungen, die über das Team des Panzers hinwegschwappten, Flüche der bösartigsten Sorte entstehen ließen. Am liebsten wollte er sich den Pionieren, die in den Tempel eingedrungen waren, anschließen, und Kleinholz aus jedem einzelnen von Khans Lakaien machen.

Doch dann erinnerte er sich daran, dass das Böse bereits in diesem Moment gerichtet wurde. Der Triumphzug ließ sich nicht mehr aufhalten. Die allerletzten Minuten eines Massenmörders liefen ab, bevor er unausweichlich der Gerechtigkeit zugeführt würde. Die Armee hatte ausdrücklich Order erhalten, einen Leichnam nachhause

zu bringen, wobei die Zentrale Wert darauf legte, dass Khans Gesicht für die Identifikation intakt bliebe.

Khan Noonien Singh auf dem Seziertisch., dachte Kemper. Es war der letzte Befehl in diesem Krieg. Das Ende eines Jahrzehnts voller Sorge und Panik, in dem sich die Augments zur Weltherrschaft aufgeschwungen hatten. Hier und heute wurde der Schlussstrich gezogen.

Kemper und seine Leute hatten Anweisung, die Einfahrt des Tempels zu sichern. Sie würden weitere Feindkontakte eliminieren, warten, wieder schießen, wieder warten…bis Khan mit den Füßen nach vorn herausgetragen würde.

Kemper lehnte sich zurück, kramte nach jener Havanna, die er sich für den heutigen Tag aufgehoben hatte, und steckte sie sich zwischen die Lippen. Er kam nicht dazu, sie anzuzünden. Vorher donnerte etwas Gewaltiges aus einem der vielen, labyrinthartigen Innenhöfe des riesigen Tempelbaus und ließ die Panzercrew jäh zusammenzucken. Der Boden begann zu beben, erst kaum spürbar, dann deutlich heftiger. Alles im Fahrzeug begann zu rappeln und zu ruckeln.

„Heilige Scheiße. Was zum Geier…?“ Mitchell verschlug es die Sprache, als Sekunden später ein

gewaltiger Schatten die Außenbilder auf den Monitoren überwölbte. Für einen Moment machte es den Anschein, als hätte sich die Sonne dazu entschlossen, vom Himmel zu fallen – und auf die Erde zu. Da teilte Kemper sein Verstand mit, dass es unmöglich die Sonne sein konnte. Es war etwas anderes.

Die Gefechte im Innenhof hatten jäh aufgehört. Stattdessen verfolgte Kemper nun auf den Kameradisplays, wie die versprenkelten Fanatiker hinter Kistenstapeln und Bäumen hervorkamen und, als würde ihr weiteres Leben jetzt keine Bedeutung mehr haben, wie ferngesteuert zu jubeln anfingen. Es war ein Durcheinander aus Freudenschreien. Jawohl, sie sprangen und krakelten sich die Stimme aus dem Hals, schossen in die Luft und applaudierten dem Schauspiel, das sich soeben vollzog.

Kemper konnte seine Nervosität nicht länger im Zaum halten. Er schnallte sich ab, verließ seinen Platz an der Steuerkonsole des Panzers und kletterte die Sprossen der eisernen Leiter hinauf. Er erreichte die schwere Luke und entriegelte sie. Als er hinausspähte, war der Schatten bereits über den halben Innenhof weitergezogen. Un-

willkürlich reckte er den Kopf und schaute nach oben, von wo das Getöse nun kam.

Ein eckiger Koloss aus Stahl erhob sich dort mit der Bugspitze voran in den düsteren Nachthimmel. Die Front mutete wie die Entsprechung eines urgewaltigen U-Bootes an, während sich der Schiffskörper zur Mitte hin jäh verdickte. Manche Platten dort waren sichtbar verschweißt worden, zeugten von hastigen Wartungs- und Ausrüstungsarbeiten.

Das gigantische, dreiturbinige Triebwerk sandte blauweiße Schubhitze aus, dass die Luft regelrecht kochte. Kemper spürte, wie ihm die Hitze die Wangenhaare zu versengen drohte. Die lange, lanzenförmige Rakete maß an die hundertfünfzig Meter, und sie musste aus einer unterirdischen Startrampe abgehoben sein.

Etwas klingelte in Kempers Kopf. Der Form nach zu urteilen, handelte es sich um eines der *DY-100*-Schiffe, die Anfang der 1990er Jahre von der NASA für bemannte Expeditionsflüge zum Mars gebaut worden waren. Aufgrund eines strukturellen Konstruktionsfehlers im Energieverteilungssystem waren sie jedoch niemals gestartet, das Projekt nach dem Bau nur dreier Einheiten abrupt eingestellt worden, weil die neue-

ren, bislang ausschließlich durch Roboter geführten Ares-Raketen viel versprechender und ökonomisch leichter zu handhaben schienen.

Wie zum Teufel war es hierhergekommen? Kemper entsann sich, vor Jahren davon gelesen zu haben, dass der *DY*-Prototyp aus bis heute ungeklärten Gründen aus dem Depot der NASA verschwunden war. Vermutlich gab es nur eine Antwort auf diese Frage: Das Schiff musste gestohlen worden sein. Aber wie und bei welcher Gelegenheit?

Er macht sich aus dem Staub. Der Gedanke blitzte in Kemper auf und hinterließ einen stechenden Schmerz in seiner Magengrube. Sogleich griff er nach seinem Kommunikationsgerät und rief den Staffelführer. „Major O'Sulivan, wo ist unsere Luftunterstützung? Ich brauche hier *sofort Luftunterstützung*!"

[Die wurde in Sektor 23-K ausgeschaltet.], ertönte die Antwort in einem Bass. [Neue ist bereits auf dem Weg.]

Sie würde nicht rechtzeitig eintreffen. Doch was war mit der Ionenkanone? Befand sie sich möglicherweise in einer günstigen Schussposition? Eine erneute Nachfrage löste unwiderruflich alle Hoffnungen auf, die in ihm gekeimt waren. Die

riesige Waffe hatte ihre Umdrehung noch nicht wieder abgeschlossen; sie war außer Reichweite.

Außer Reichweite… Paralysiert stand Kemper da und verfolgte, wie die Trägerrakete mit dem massigen Containerbauch zwischen den Lichtern am Firmament zusammenschmolz.

Mitchell fragte, was dort oben los sei, doch er reagierte nicht. Stattdessen dachte er nur noch eines: Khan Noonien Singh hatte der Welt wieder einmal bewiesen, wie verschlagen er war. Seine Anhänger hatten die GU-Verbände lange genug hingehalten, ihren Zweck erfüllt. Der *Sikh* hatte seine Flucht akribisch geplant, und nun entkam er. Er rettete sich in den weit offenen Himmel.

Und wo immer Khan hinging: Kemper ahnte, er würde seinen Traum von einer friedlichen Welt mit sich nehmen.

.:Kapitel 1

21. Juli 1997
Étretat, Frankreich

Pièrre Guston legte den Arm um seine Frau und sog die Meeresluft durch seine Nüstern. Vor seinem geistigen Auge schaute er auf sein junges Leben zurück und war sehr im Reinen mit sich selbst. Eine steile Karriere in der Versicherungsbranche, eine entzückende Gattin, der Bugatti, den er sich bald zulegen würde – was wünschte man sich mehr? Womit war man glücklicher?

Es war sein letzter Urlaubstag am Ärmelkanal, und als letzten Punkt auf ihrer Reiseroute hatte sich das frisch vermählte Pärchen das kleine, malerische Touristenörtchen Étretat ausgesucht. Wer behauptete denn, die Welt hätte im 21. Jahrhundert keine Nischen der Idylle und Zuflucht mehr zu bieten?

Während sie versuchten, sich die unverwechselbare Küstenlinie mit den imposanten Kreidefelsformationen genau einzuprägen, hatten sie einen Spaziergang zur berühmtem Felsnadel *L'Aiguille* unternommen. Gleich würden sie noch, wie es sich gehörte, ein ordentliches Fischrestaurant aufsuchen, um den Ausklang ihrer blendend verlaufenen Flitterwochen zu feiern.

Doch vorher hatte es Guston dazu verleitet, sich in den warmen Sand zu legen und ein abschließendes Panorama zu erhaschen – umso mehr, da weit und breit außer ihnen niemand zu sehen und war und ja allgemein erzählt wurde, dieser Platz sei im abendlichen Ambiente der Liebe reserviert.

Soeben versank die Sonne am Horizont; der Himmel ging ins Violette. Hochgelegene Dunstfelder leuchteten rosafarben in der Ferne. Guston küsste seine Frau, fuhr mit den Händen unter ihr T-Shirt und streifte es ihr ab. Stück für Stück zogen sie einander aus und kamen auf dem Kleiderbündel zu liegen. Er küsste und streichelte Lindas Körper. Sie drehte sich auf den Rücken, und seine Lippen wanderten von ihren Brüsten zu ihrem Bauch, während er versuchte, mit seinen Händen möglichst überall gleichzeitig zu sein.

„Hey, was machst Du denn da?“

Guston stutzte. Was machte er denn? Eigentlich tat er nichts anderes als das, was er immer tat und wovon er wusste, dass es ihr gefiel. Er küsste sie auf den Mund und fing ihren verwirrten Blick auf. Sie schaute an ihm vorbei, und zwar hinauf ans Gestirn. Verwirrt drehte er den Kopf.

„Was kann das nur sein, Pièrre?“ Linda fuhr mit dem Finger in die Höhe und zeigte auf einen Lichtpunkt, der ungewöhnlich hell leuchtete. „Ist das der Morgenstern?“

„Hm.“ Guston überlegte. Leider musste er sehr rasch zum Eingeständnis finden, dass er noch nie verstanden hatte, was dort oben, jenseits der Wolken, eigentlich vor sich ging. Es interessierte ihn schlichtweg nicht. Er flog nicht einmal gern, sondern blieb mit beiden Füßen auf dem Boden. Das war ihm schon immer lieber gewesen, und aus seiner Sicht war das ganze Gerede, das er im Zuge der zurückliegenden robotergestützten Marsexpeditionen von amerikanischer und russischer Seite in den Medien gehört hatte, maßlos übertrieben.

Das Weltall ist nicht mehr als Dunkelheit, Vakuum, Eiseskälte, und dazwischen sind im besten Fall ein paar Brocken aus totem Gestein., dachte er

gern. Die Erde war ein glücklicher Zufall mitten in der statistischen Unwahrscheinlichkeit. Eigentlich hatten die Menschen dankbar dafür zu sein. Doch was hatten sie die letzten paar Tausend Jahre getan? Sich bekriegt, massakriegt und jene Lebensgrundlagen entscheidend dezimiert, von denen sie solange abhängen würden, wie sich ihre Körper nicht evolutionär weiterentwickelt und in selbstgenügsame Gebilde aus Edelgas verwandelt hatten.

„Weißt Du, was ich gelesen habe?“

Er war enttäuscht, festzustellen, dass die Lust in Lindas Augen erloschen war. „Was denn?“, fragte Guston und kam wieder zu ihr hinauf.

Mit großen, schimmernden Augen besah sie sich das Sternenzelt. „All das, was wir hier sehen, ist altes Licht. Überleg mal: Die Sterne zeigen sich uns so, wie sie vor langer Zeit mal waren. Das ist komisch, oder?“

Guston wollte gerade etwas philosophisch Klingendes darauf erwidern, das am Ende in eine romantische Ouvertüre floss, in der vagen Hoffnung, Linda auf den Moment der Zweisamkeit zurückzulenken, kam aber nicht mehr dazu. Der Lichtpunkt war soeben noch greller geworden.

Damit war auch ihm klar, dass es sich nicht um einen Fixstern handeln konnte.

Sekunden später verfolgte Guston einen breiten Streifen aus goldenem Feuer, der aus den Höhen des Nachthimmels fiel. Er ertappte sich dabei, wie er mit einem Ausdruck von Ungläubigkeit in den Zügen vor sich hin murmelte. „Das ist ein Komet. Du darfst Dir was wünschen, schätze ich."

Linda war nicht mehr wohl bei der Sache. Jäh richtete sie sich auf und atmete schneller. „Pièrre, ich glaube, wir sollten hier weg."

„Er wird im Meer verglühen."

„Ich glaube nicht."

Die Dunkelheit um sie herum wich plötzlich grellem Licht, und er gewann den Eindruck, direkt in eine Sonne getreten zu sein. Lautes Heulen begleitete das Licht, schien in seinen Knochen widerzuhallen und sie vibrieren zu lassen. Kurz vernahm er einen Schwall heißer Luft. Dann ging der Komet mit Getöse hinter dem *L'Aiguille*-Gestein unter, in der nächstgelegenen Bucht. Mit einem Mal wurde es still.

Zunächst wagte es Linda kaum, sich zu rühren. „Es ist da hinten runter gegangen."

Und das an meinem letzten Urlaubstag. Guston fragte sich, welche überweltliche Macht ihn

soeben verurteilt hatte, als er merkte, wie der Blick in den Augen seiner Frau die Angst verlor und sich fast schon euphorische Neugier breitmachte. Und wer in Herrgottsnamen trug ihr gebetsmühlenartig immer und immer wieder vor, wie sehr ihn eben jener Blick schmachtete? Widerstand war natürlich zwecklos.

Die nächste Bucht zu erreichen, kostete sie nur einen kleinen Fußmarsch, aber mit jedem Schritt glaubte Guston zu spüren, wie die Anspannung den Weg länger zu machen drohte. Kurz musste er an Zenon von Elea denken, der vor zweieinhalbtausend Jahren darüber geschrieben hatte, dass, je näher man dem Erreichen eines Ziels war, die Entfernung zu ihm eigentümlich steige. Er streifte die verwirrenden Überlegungen ab und konzentrierte sich auf das, was ihm sein Augenlicht preisgab.

Vor ihm rannte Linda wie ein kleines Kind dem Ungewissen entgegen, sodass er ernsthafte Schwierigkeiten hatte, mit ihr Schritt zu halten. Seit er seine Frau kannte, hatte er sie nur bei äußerst seltenen Gelegenheiten so kopflos und naiv erlebt, und diese Erkenntnis bereitete ihm zusätzliches Unbehagen.

Die Bucht war gekrümmt und von Riffen und Menhiren umgeben, die allenthalben hervorragten und die Sicht versperrten. Sie besaß die Form eines klar gezeichneten Halbmonds, rechts und links von spitzen, kantigen Felsen verschlossen. Wegen der Klippen rollten die Wellen sehr flach ans Ufer; ein zarter Film aus weißem Schaum markierte die Grenze zwischen Meer und Land. Weit hinten in der Ferne eröffnete sich ein Blick auf die Lichterketten mehrerer vorbeifahrender Kreuzfahrtschiffe.

Als der restliche Strand vollständig in Sichtweite lag, gab sich ihren Blicken eine diffus glühende Sphäre preis, die ohne jeden Zweifel einen tiefen Krater im Sand hinterlassen hatte.

„Dort hinten.“, hörte er Linda sagen. „Dort ist es runtergegangen.“ Erneut begann sie ihr Tempo zu erhöhen.

„Halt.“, keuchte er. „Linda, ich finde, das ist keine so gute Idee, hier einfach den wagemutigen Forscher zu spielen. Wir sollten die Leute informieren, die dafür zuständig sind…oder einfach zurückgehen. Was haben wir damit zu tun?“

Linda kicherte herausfordernd. „Du warst schon immer ein Spielverderber, Pièrre. Wird schon

nichts dabei sein. Sieh es einfach als glorreichen Abschluss unserer Flitterwochen an."

Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. „Okay. Aber bevor ich Dich das nächste Mal heirate, verrätst Du mir, wie viele Seelen sonst noch in Deiner Brust schlagen, ja?" Er erhielt keine Antwort auf sein faustisches Gewäsch, das im Grunde genommen ihm selbst gegolten hatte.

Kurz darauf erreichten sie die Absturzstelle. Langsam folgten sie der langen Schneise, die der Komet hinterlassen hatte und standen recht bald vor einem Stein von den Ausmaßen eines Kleinlasters. Seine Oberfläche war durch den steilen Flugwinkel in der Atmosphäre zu einer glatten, grauschwarzen Schicht verschmolzen, qualmte entsprechend und roch ekelerregend. Aber er war nicht interessant.

Was im letzten schwindenden Licht des Tages Gustons Aufmerksamkeit erregte, war die eigenartige, dunkle Ranke, die unmittelbar neben dem Kometen aus dem Sand spross. Der sandige Boden unter ihr wirkte verändert. Rätselhafte Wurzeln durchzogen ihn, die in der Dämmerung leicht tänzelten. Sie sahen aus wie ein Netz aus gewölbten Adern.

Und überall diese glitzernden, kleinen Kristalle, grün, hellblau, violett funkelnd. Sie waren auf dem Felskoloss, aber auch auf dem Boden um ihn herum wild verteilt. Irgendetwas in ihrer chemischen Zusammensetzung musste eine starke Reflexion bewirken. Guston fand, sie sahen aus wie Korallen, aber irgendwie…sehr lebendig. *Zu dumm, dass Du Versicherungsberater geworden bist.*, sagte er sich. *Als Botaniker oder Astrophysiker hättest Du jetzt den Fund Deines Lebens gemacht.*

Er wollte nach Lindas Hand greifen, um sie zurückzuhalten, aber just in diesem Augenblick geschah etwas an der Ranke. Mehrere geschlossene, zackige Knospen öffneten sich klackend und gaben eben jene wunderschönen, ominösen Korallen frei, die der Komet herangetragen hatte.

Guston merkte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. „Was zum Teufel ist das?“

„Keine Ahnung. Aber es ist wunderschön.“, hörte er Linda sagen, mit einer Stimme, die nicht die ihre zu sein schien. „Es ist das Schönste, was ich je gesehen habe.“

Ein Anflug von Panik durchfuhr ihn. „Das ist mir nicht geheuer. Komm, wir sollten die Küstenwache verständigen.“

„Warte.“ Sie schien wie besessen davon zu sein. Ehe Guston eingreifen konnte, machte Linda einen Satz nach vorn und tastete wie unter Hypnose nach der schillernden Knospe, die sich soeben aufgetan hatte. Ein wenig erinnerte sie ihn an einen in ihrem Garten vorkommenden Baum, dessen Name ihm partout nicht einfallen wollte.

„Linda, nein, das ist zu gefährlich!“

Die Berührung ihres Fingers mit dem Kristall ließ ihn vibrieren. Er bekam Risse und zerbarst, und in die Luft schoss ein grünlich funkelnder Staub, der als feiner Niesel über ihnen niederging. Die Schönheit des Anblicks und die Furcht, die er zugleich in ihm aufkommen ließ, drohten Guston zu paralysieren. Das grüne Licht, welches ihn einhüllte, regnete wie ein smaragdfarbener Wasserfall auf die Erde, wo im Nu neue Kristalle zu sprießen begannen. Es war ein unglaublicher Anblick.

Guston bekam schließlich die Hand seiner Frau zu fassen, doch sie war steif und regte sich nicht.

„Linda? Linda?“

Sie bewegte sich nicht mehr. Mit dem Rücken zu ihm gewandt, glaubte er zunächst, sie wollte ihm einen Schrecken einjagen und würde jeden Moment erheiternd loskichern. Doch es blieb still.

Als er einen Schritt näher kam, sah er, dass Lindas Gesicht rau und seltsam faltig geworden war, ihr Blick erstarrt und ins Leere gerichtet. Über ihren Hals wanderten kleine, schwarze Tentakel, die auf den ersten Blick wie Spinnen aussahen. Ein gequältes Röcheln entrang sich ihrer Kehle und erstarb sogleich wieder. Ihr Mund blieb halb geöffnet vor dem grausigen Wunder, das hier geboren worden war.

Erneut zerrte er an ihr, doch seine Frau blieb eingefroren und stumm. Guston kam nicht dazu, Tränen zu vergießen oder um Hilfe zu schreien. Vorher merkte er, wie das Fleisch seiner Zunge schmolz. Sein Hals wurde steif, und er verfolgte, wie sich Lindas ehemals so samtige Haut auflöste, wie Muskelgewebe und Blut zum Vorschein kamen.

Plötzlich hatte er keine Eile mehr. Er wusste, dass es – was immer hier seinen Anfang genommen hatte – zu spät war. Er hatte schnell gelebt, er würde schnell sterben. Er hoffte wenigstens, dass es nicht zu lange dauerte. Manchmal hatte er sich gefragt, wie es wäre, zu sterben. Was einem im Kopf herumgehen mochte, wenn man definitiv erkannte, dass es soweit war und kein Weg daran vorbeiführte. Der Tod würde sagen: Du hast fünf

Sekunden, mach Dir ein paar Gedanken, was immer Du willst, lass Dein Leben Revue passieren, die Zeit bekommst Du.

War es nicht so? Hieß es nicht, dass man erstaunlicherweise in einem sich überschlagenden Auto, im Angesicht eines abgefeuerten Projektils, im Verlauf eines tödlichen Sturzes sein komplettes Leben an sich vorüberziehen sah? Eine Art Best-of? Jeder sagte, dass es so war, also musste es stimmen.

Aber das einzige, was Guston empfand, war Angst, der Tod könne ihm wehtun und ihn Schmerzen leiden lassen. Und dann fühlte er eine gewisse Scham, dass er so erbärmlich enden musste. Dass er es verpatzt hatte. Das war alles. Kein inneres Hollywood, keine kosmischen Gedanken an die Unsterblichkeit einer Liebe oder des eigenen Ichs, kein würdiger Abschluss.

An einem einsamen Strand in Nordfrankreich zerfielen zwei Menschen zu Staub, während die Ranke sich, genährt durch die frischen Energiequellen, die sie bezogen hatte, unaufhaltsam ausbreitete. Auf ihrem Weg stießen ihre sich verjüngenden Äste und Ausläufer auf neue Mineralienvorräte, die sie für ihr Wachstum einsetzen konnte. Um den Kometen breitete sie sich radial

in sämtliche Richtungen aus. Um Mitternacht ragte die ursprüngliche Ranke bereits zu einem fünf Meter hohen fleischlichen Gebilde auf, das als Turm neuerliche Fontänen des grünen Kristallstaubs in die Luft blies.

Am nächsten Morgen, als die Küstenwache sie entdeckte, hatten ihre Scharen die ganze Bucht erobert. Und es waren weitere atmende, pulsierende Türme entstanden, die sich anschicken, die gesamte französische Küste zu überfallen, als wäre soeben das Signal für eine Invasion erteilt worden.

- O -

Khan reiste ab. So wurden die Eugenischen Kriege des späten 20. Jahrhunderts Geschichte.

Doch die Ankunft der Schwarzen Magnolie veränderte alles. Sie führte dazu, dass das Böse, welches die Augments hervorgebracht hatten, weiter lebte – ausgerechnet in den Köpfen jener, die gegen sie gekämpft hatten: in den Köpfen der Menschen. Inmitten der Verwirrungen des frühen 21. Jahrhunderts wurde die Menschheit ein fruchtbarer Boden, aus dem die Schatten erneut sprossen. Währenddessen verfiel die Erde unter ihren Füßen

ihrerseits immer mehr der Dunkelheit, die sie in atemberaubendem Tempo zu verschlingen drohte.

Die um die Jahrtausendwende noch ungeborene Generation wurde vor ein Ultimatum gestellt: entweder die Träume von einer besseren Welt für immer fallen zu lassen oder sich der Faszination für die Visionen jener Teufel zu übergeben, die Ordnung und Heil in einem Zeitalter des Chaos versprochen hatten.

In der Welt des 21. Jahrhunderts, die unter den Sünden des 20. und vielen neuen Sorgen allmählich zerbröselte, war dieses Versprechen ein berauschender Traum. Der Anbruch einer neuen Epoche für den Blauen Planeten schien möglich – man musste nur die Fehler vermeiden, die Khan Noonien Singh und die Seinen gemacht hatten.

Die Menschheit blickte in ihren tiefsten Abgrund. In den dunklen Spiegel ihrer Seele.

- Teil II: *2010* -

.:Kapitel 2

16. September 2010
Samarkand, Usbekistan

Das Waldstück war erfüllt mit den zirpenden Geräuschen nachtaktiver Insekten. Ohne es wirklich zu bemerken, entfernte George Salaton eine lange Strähne seines wirren, schlohweißen Haares von seinen Augen und strich sie hinters Ohr. Die heimtückische Luftfeuchtigkeit vergrößerte die nach dem Sonnenuntergang verbliebene Hitze und ließ seine vom Schweiß durchnässte Kleidung wie eine zweite Haut an ihm kleben.

Er erhob sich leicht aus seiner hockenden Position und griff in seine linke Hosentasche. Tief darin vergraben, unter dem elektronischen Dietrich und den Resten eines synthetischen Snacks aus Was-auch-immer-mit-Fleisch-Geschmack, fand er einen Flachmann. Er zog ihn so leise er konnte

heraus, öffnete den Verschluss und nahm einen Schluck eines namenlosen roten Schnapses. Wie erwartet, schmeckte er furchtbar.

Salaton behielt ihn nur deshalb in seiner Flasche, weil sein Auftraggeber – ein Mann namens Katama – es sich zur Angewohnheit gemacht hatte, all jene zu erschießen, die ihm als Präsent eine Spirituose servierten, die ihm nicht schmeckte. Den roten Schnaps mochte er.

So grässlich Salaton es auch fand, war das Zeug gegenüber dem faden Nachgeschmack des Pseudofleischsnacks, den er eine Stunde zuvor angebissen hatte, doch eine leichte Verbesserung. Er nahm einen weiteren Schluck und stopfte dann die halbleere Flasche zurück in seine Tasche.

Diese Überwachungsaktion dauerte länger als erwartet. Er hatte angenommen, zu diesem Zeitpunkt längst wieder verschwunden zu sein; das Objekt von Katamas Begierde längst aus Khans altem Palast abgestaubt. Weit gefehlt. Stattdessen schlug Salaton blind nach den seinen Kopf attackierenden Moskitos, die er zwar allzu gut hören konnte, die er aber nur sah, wenn sie zwischen ihm und den Lichtern, die vom Militärcamp hinauf schienen, hindurch flogen.

Von seinem Aussichtspunkt tief im Unterholz hinter der Waldgrenze, die den Stützpunkt umgab, sah er die Prospektoren von einer Baracke zur nächsten gehen. Die Meisten bereiteten sich auf die Nacht vor, begaben sich in ihre Kojen oder gingen ein letztes Mal zur Latrine. Ein echtes Ärgernis waren lediglich die Vier, die noch immer in ihrem spartanisch eingerichteten Gemeinschaftsraum saßen und sich das wahrscheinlich langweiligste Kartenspiel ihres Lebens lieferten.

Eine Dreiviertelstunde später packten die Kerle endlich ihre Karten zusammen. Durch sein Fernglas verfolgte Salaton hoffnungsvoll, wie sie ein elastisches Band um den Stapel schnappen ließen, aufstanden und das Licht im Gemeinschaftsraum ausschalteten. Zwei der Männer verabschiedeten sich und verschwanden in ihren Unterkünften, die anderen beiden begannen ihre spätabendliche Patrouille und verstreuten sich in der Nacht.

Salaton gab seine Position auf, entfernte das dichte Gewächs und die herum hängenden stacheligen Reben und bewegte sich auf das Camp zu. Ein arthritischer Schmerz in seinen Knien mahnte ihn, die Geschwindigkeit zu verringern, aber die Aussicht, seinen Auftrag ab jetzt zügig

hinter sich zu bringen, trieb ihn an. An der Waldgrenze verharrte er kurz und lugte erneut durch sein Fernglas.

Es gab keine Anzeichen von automatischen Überwachungsgeräten: keine Kameras, Bewegungsmelder oder Selbstschussanlagen. Nicht, dass er angesichts der politisch nicht mehr allzu brisanten Bedeutung des zerlöcherten Bauwerks welche erwartet hätte, doch seitdem er härtere Aufträge ausführte und sich an GU-Truppen vorbeischlich, war er einfach vorsichtiger geworden.

Salaton ärgerte der Gedanke, dass schon in einem Monat mit sehr großer Wahrscheinlichkeit kein einziger GI mehr hier patrouillieren würde. Er aber musste trotzdem heute Nacht zuschlagen, und das nicht einmal aus dem Grund, weil Katamas Geduldreserven – oder hätte man besser sagen sollen: die Aufschubmöglichkeiten für seine unerschöpfliche Gier – begrenzt waren.

Tatsächlich wäre Salaton schon in wenigen Wochen nicht mehr zum, geschweige denn in den alten Tempel gelangt. Die ganze Region war mit Ranken verseucht und dabei, sich von einer Gelben in eine Rote Zone zu verwandeln. Teilweise war das Teufelszeug offenbar schon in Bereiche des Palastes vorgedrungen, was bedeutete, dass

er – selbst, wenn er es verpatzte und ihm die Flucht gelang (und natürlich unter der Voraussetzung, dass Katama ihn nicht vorher liquidierte) – keinen zweiten Versuch mehr haben würde.

Salaton gewahrte sich wieder der Atemmaske und Schutzkleidung, die er in seinem Rucksack mit sich führte. Anders als bei den Ranken, die in Gelben Zonen der unteren Skalenstufen wuchsen, verlief nicht nur die Berührung mit der Schwarzen Magnolie ohne Verzögerung tödlich. In einem kritischen Gebiet wie diesem war auch die Luft teilweise so mit Staub angereichert, dass man augenblicklich an ihm sterben konnte.

Was Salaton vom Innern des Tempels wusste, war, dass dort die Rankenpest mancherorts wunderbar zu gedeihen schien. Er konnte es sich nicht leisten, ein Risiko einzugehen. Sobald er den Überwachungsperimeter passiert hatte, würde er die Montur anziehen.

Leise seufzend, erhob Salaton sich und machte sich auf seinen langen Weg zu Khans ruhmlosen Hinterlassenschaften. Er wollte sich nicht fragen, wie er an diesen Auftrag geraten war, doch die Antwort – und mit ihr die unvermeidliche Erinnerung – drang von ganz allein an ihn…

[vier Wochen zuvor]

Salaton schloss die Augen und versteifte sich. Die Schläge kamen. Ein Tritt fegte seine Beine unter ihm weg, und er fiel auf den Rücken. Geballte Fäuste, hart wie Stahl, regneten auf ihn hinab, bearbeiteten sein Gesicht, und einige gut platzierte Magenschwinger pressten ihm den Atem aus den Lungen.

Jemand zog ihn auf die Beine und hielt ihn aufrecht, aber Salaton wusste, dass er sich keineswegs dafür bedanken musste. In seinem Leben hatte er bereits genügend Prügel bezogen, um zu wissen, dass ihn die Kerle nur stützten, um ihn als Punchingball zu benutzen.

In Kürze war seine Sicht getrübt und blutverschmiert, sodass er jeden neuen Schlag, der ihn an Körper oder Kopf traf, nur mehr als dunklen Schemen oder einen wirren Farbsprenkel wahrnahm. Die Hände, die seine Arme festhielten, ließen ihn nicht los, aber er hatte sich diesbezüglich auch nicht die geringsten Illusionen gemacht.

Denn Illusionen kannte er nicht. Auch keine Hoffnungen, keinen Glauben an ein besseres

Morgen, an eine wie auch immer geartete Wiedergutmachung, an übernatürliche Gerechtigkeit. So etwas gab es nicht.

Er war hart im Nehmen geworden, dieser kleine George Salaton, der alleine nichts gegen die Welt ausrichten konnte, sondern sich fügen musste. Er wusste: Es gab nur die Realität; nichts lag dahinter oder darüber. Schon längst kein Gott. Und wenn es einen Gott gab, so war der genauso für den ganzen Mist in der Welt verantwortlich wie für den angeblichen Höhepunkt seiner Schöpfung am sechsten Tag.

Gott und George Salaton. Das war ein Kapitel für sich. Ein kurzes Kapitel. Sie waren schnell fertig miteinander gewesen. Mit zehn Jahren dem Katholizismus zwangsanvertraut und damit zur sakramentalen Sündenvergebung genötigt, war der junge George in die drückende Enge des Beichtstuhls getreten, ratlos, was er dem Schemen hinter dem Gitter erzählen sollte. Schweißnass hatte er sich gefragt: *Vergebung – wofür?* Das einzige echte Problem in der knappen Bilanz seiner kindlichen Verfehlungen würde entstehen, wenn er die Erwartungen des Schemens enttäuschte, indem er gar nichts sagte. Weil sich jener nämlich, sobald er dem passbildautomatengleichen Kasten

entstiegen war, ganz schnell wieder in das von allen gefürchtete Arschloch verwandeln würde, das Ohrfeigen mit noch größerer Inbrunst austeilte als den Leib Christi.

Gottes Diener hatte Schwung im Handgelenk. Also brachte der Bursche seine Lippen ganz nah ans Gitter und wisperte hindurch, was ihm so in den Sinn kam. Eltern angelogen. Bei Rot über die Straße gelaufen. Reichte das? Er versuchte es mit Schweigen. Auch der Schemen schwieg, offenbar noch nicht zufrieden. Drei Sünden sollten es wohl sein, um die Fehlbarkeit eines Zehnjährigen hinreichend unter Beweis zu stellen. Damit der Mann hinter dem Gitter etwas hatte, was er ihm vergeben konnte.

Na schön. Einem Jungen die Mütze vom Kopf gerissen und aufs Schuldach geworfen. Etwas Besseres kam ihm spontan nicht in den Sinn. Erst nachdem er es ausgesprochen hatte, fiel ihm ein, dass seine Schule ein fahler Klotz von sieben Stockwerken war, was die Glaubwürdigkeit der Geschichte unterhöhlte. Doch eine Nachfrage blieb aus. Vielleicht freute sich der Priester sogar über eine kleine Abwechslung bei den Sünden.

Das Urteil erging, und George Salaton, zu einem Vaterunser und einem Ave Maria verdonnert,

räumte seinen Platz für den nächsten Schüler, damit der sich etwas aus den Fingern saugen konnte. *Na ja*, dachte er, *wenn Gott wert auf sowas legt...*

Im nächsten Moment begriff er, dass Gott nicht den *geringsten* Wert darauf legte – weil es ihn gar nicht gab. Nicht geben *konnte*. Der prügelnde Priester hatte ihn erfunden. Warum? Um Macht zu haben. Eindeutig ging es hier um Macht. Und wie jedermann, der nach Macht verlangte, war auch dieser Priester bestechlich. Korrumpierbar durch Kinderlügen. Nie im Leben würde Gott einen solchen Schwachkopf in seinem Namen schalten und walten lassen, der sich mit einer Sündenpreisliste in eine Kiste setzte, um Halbwüchsigen ein schlechtes Gewissen zu machen. Aber der Priester saß darin und tat genau das.

Gott war eine Erfindung. Der Kampf um Macht, soviel war klar, wurde zugunsten desjenigen entschieden, der die beste Geschichte auf Lager hatte. Die beste Erzählung, das größte Feuer entfachte, die größte Angst schürte und dadurch Einfluss über andere gewann. Derjenige würde triumphieren, der eine Wahrheit erschuf, welcher alle anderen unterlagen. Er hatte nie zu dieser Sorte

Mensch gehört. *Seine* Wahrheit suchte er bis heute.

Ein schwerer Stiefel versenkte sich in seiner Leistengegend; Brechreiz stieg in Salaton auf, und er sackte auf die Knie, was wahrscheinlich ziemlich hilfreich für denjenigen war, der ihm nun mit seiner Pistole gegen den Kopf schlug. Noch ein paar Hiebe, und er kippte seitwärts zu Boden, während ein dicker Strom aus blutigem Speichel sich von seinen aufgeschlagenen Lippen löste.

Salaton merkte, wie sich ein paar Zähne in seinem Mund gelockert hatten, blinzelte langsam und bemühte sich, durch die heftigen Schwellungen an seinen Augen etwas zu sehen. Er erkannte den weißen Stoff wieder, in denen die vor ihm stehenden Beine steckten. Er überwand den scheußlichen, paralysierenden Schmerz, der von seiner Wirbelsäule bis in den Nacken zog und drehte den Kopf langsam, bis er zu Katama aufsah. „Schöne Schuhe.“, gurgelte er, wobei blutige Speichelblasen aus seinem Mund tropften.

„Das reicht.“, sagte schließlich Katama, ein hochgewachsener Mann mit muschelförmigen Augen und einer ansehnlichen Narbe in der linken Gesichtshälfte. Er war jemand, der niemals lächelte und stets kontrolliert sprach.

Die Schläge hörten tatsächlich auf. Salatons zerzauste, geschundene Körpermasse wurde zur kruden Kopie einer stehenden Position aufgerichtet, während man ihn in Richtung Katamas drehte.

Letzterer betrachtete für einen Augenblick die wohlgefeilten Nägel seiner rechten Hand. „*Wie* war das doch gleich, Mister Salaton? Leider konnte ich Ihre letzte Antwort nicht mehr verstehen." Katamas Blick schmälte sich. „War es nicht so, dass Sie darauf brennen, diesen Auftrag für mich zu erledigen?"

Salaton schluckte Blut und prustete. „Ähm… Habe ich je etwas anderes gesagt?"

Wieder einmal hatte ihm Katamas Art, mit seinen ‚Angestellten' umzugehen, klargemacht, dass Glauben eine Frage der Stärke war, nicht des freien Willens. Salaton vermochte sich kaum noch daran zu erinnern, dass er vor wenigen Minuten allen Ernstes den törichten Versuch unternommen hatte, seine Bande zum japanischen Gangsterboss ein für alle Mal für beendet zu erklären. Hatte er sich nach Dutzenden erledigter Aufträge in der jüngeren Vergangenheit eingebildet, sich die Freiheit zurückgekauft zu haben?

„Braver Junge.“, gab Katama von sich, ohne ihn anzusehen. „Falls jemand fragen sollte…“

„Ich bin in der Dusche ausgerutscht.“, führte Salaton den Satz zu Ende.

„Sie haben fünf Wochen.“

„Abgemacht.“ Er rieb sich die schmerzende Nase, stellte aber dankbar fest, dass sie nicht gebrochen war, dafür aber blutete. „Und was wird danach sein?“

„Wir werden schon eine Beschäftigung für Sie finden, so wie immer. Sie sollten doch mittlerweile wissen, dass es hier *immer* etwas zu tun gibt. Sehen Sie es ein, Mister Salaton: Sie gehören mir. Und wissen Sie auch, warum?“

Weil ich den Fehler beging, mit Dir ein Geschäft machen zu wollen, ohne zu kapieren, dass Du mich damals für alle Ewigkeit rekrutiert hast und jetzt unerbittlich wie eine Zecke an mir saugst. Die Wahrheit tat noch mehr weh als die Prügel, die er soeben geerntet hatte, denn vor zwei Jahren war Salaton selbst es gewesen, der in einem Anflug von Übermut Kontakt zu Katamas Schattengilde aufnahm, um mit einem einmaligen Angebot zu schnellem Reichtum zu finden.

Damals war es um die Entführung einer äußerst wertvollen, edelsteinbesetzten Schamanenmaske

der Maya aus dem Penn Museum of Archeology, einer der bestbewachten Naturvölkersammlungen der Welt, gegangen. Salaton hatte die Aktion durchgeführt – sehr erfolgreich sogar –, doch reich war er davon nicht geworden. Stattdessen hatte Katama seine erklärte Provision spontan auf einhundert Prozent heraufgesetzt und seinen neuen, noch unwissenden Mitarbeiter auf absehbare Zeit der Unabhängigkeit beraubt.

Salaton, der sich bis dahin als eine besondere Mischung aus Archäologe, Meisterdieb, Glücksritter und Lebemensch betrachten wollte, hatte in den vergangenen vierundzwanzig Monaten unter Katamas Knute jeden letzten Funken von innerer Würde verloren.

Nicht, dass sein Leben davor von Glanz und Gloria gekündet hätte. Vor nunmehr sechs Jahren hatte Tifany ihn verlassen, und damit hatte alles seinen Anfang genommen: Salaton verlor seinen gut bezahlten und angesehenen Job an der University of Philadelphia an den Alkohol, und so ziemlich jeder seiner rar gesäten Freunde kehrte ihm seitdem den Rücken.

Trotz dieser Rückschläge berappelte er sich wieder. Nachdem er einsah, dass sein altes Leben unwiderruflich in Trümmern lag, war er versucht

gewesen, einen neuen Anfang zu machen. Zunächst sah es so aus, als würde er sich buchstäblich am eigenen Schopf aus dem Schlamassel, zu dem sein Dasein auf Erden verkommen war, herausziehen. Er begann zu reisen, durchstreifte abseits ausgetretener Pfade alte Tempelruinen längst ausgestorbener Hochkulturen in Mittel- und Südamerika, las und lernte viel.

Nach ersten kleineren Erfolgen begann er sich eine Nische als Freiberufler zu schaffen, in der er das Interesse eines studierten Archäoanthropologen mit einem Sinn fürs Monetäre zu verbinden lernte. Eines Tages hatte er tatsächlich angenommen, den Aufbruch in ein neues Leben gemeistert zu haben, nachdem er sämtliche Verbindungen in sein altes kappte und die USA verließ. Er begann sich auf die Schulter zu klopfen und selbst dafür zu gratulieren.

Heute musste er erkennen, wie dumm und borniert er gewesen war: Er hatte geglaubt, er könnte sich einen Platz in der Welt zurückerobern. Stattdessen ließ er sich mit einem Verbrecherclan ein, der eindeutig zu groß für einen durchschnittlichen, angelernten Halsabschneider wie ihn war. Wie eine gefräßige Ratte war er einfach so in Ka-

tamas Falle getappt, aus der er seither nicht mehr herauskam.

Katamas tiefkehlige Antwort kam schließlich: „Weil es im Leben nur darum geht, wer Macht hat und wer keine. Das ist die einzige Konstante auf dieser Welt, und Sie unterliegen ihr, mein Freund. Sie werden niemals frei sein. Also ersparen Sie den Gentlemen in Zukunft die unnötige Arbeit und tun Sie die Ihre. Wir sehen uns."

In den Händen von Katamas Schlägern war Salatons Abgang aus dem Penthousepalast eine Mischung aus verschwommener Sicht und einer Tortur des Schmerzes. Das Licht im Gang erschien grell und strahlend im Vergleich zu dem gedämpften, rauchigen Nebel im Herrenzimmer, wo Geschäftsleute bei Zigaretten und Hochprozentigem einen krummen Deal nach dem anderen einfädelten, und stach in seinen geschwollenen Augen. Dann zog das bunte Treiben des Kasinobereichs, halb Spielhalle, halb Nachtclub, an ihm vorüber, und er hatte es geschafft.

Salaton war tatsächlich dankbar, als sein Kinn auf dem Boden draußen aufschlug, während die rechte Hälfte seines Körpers in einer Pfütze landete. Er lauschte und hörte die Fußtritte, die sich wieder von ihm entfernten. Er brauchte einige

Momente, um es zu glauben. Langsam rollte er auf seinen Bauch und tat einige flache Atemzüge.

Salaton krabbelte vorwärts. Jeder Knochen und jedes Gelenk brannten. Als seine Arme, seine Beine und sein Rücken schließlich aufgaben, plumpste er auf den Boden, blieb einige Minuten liegen und sah sich dann danach um, wie weit er gekommen war. Keine zwanzig Meter. Erkennend, dass er noch einen langen Weg vor sich hatte, beschwor er die kümmerlichen Reste seines jugendlichen Überlebensinstinkts und zwang sich, eine Hand vor die andere zu setzen und sich so vorwärts zu schleppen.

Aus dem dichten Nebel, der die Gasse vor ihm durchzog, schien sich für einen Augenblick ein Gesicht zu formen, und aus den Tiefen seiner immer noch lebendigen Erinnerung schlugen ihm anklagende Worte entgegen: *Deswegen verlasse ich Dich, George. Weil Du ein Verlierer bist und das alles ist, was Du immer sein wirst.* Die Gewissheit schien ihn zu knechten.

- O -

Unter der Schutzkleidung begann Salaton in kürzester Zeit zu schwitzen. Dicke Perlen aus

Schweiß rannen ihm in kleinen Rinnsalen Stirn und Nase entlang, während er sich durch die rußgeschwärzte Spalte in der Tempelwand schob.

Allzu gern hätte er das nächstgelegene Portal benutzt, um wie ein zivilisierter Mensch das Innere des Gebäudes zu betreten, doch das blieb ihm – wie so häufig in seinem trostlosen Leben – verwehrt: Die Zugangstore waren entweder bewacht, lagen im Licht der Scheinwerfer oder waren von Ausläufern der Ranke kontaminiert. Außerdem hatte Salaton, als er den Riss im Gestein entdeckte, gehofft, den Beweis dafür anzutreten, dass er in letzter Zeit ein paar Pfunde abgespeckt hatte.

Die Spalte, die mit überdurchschnittlicher Wahrscheinlichkeit das Überbleibsel einer Grenadierattacke darstellte, war eng und schien endlos zu sein. Salaton hatte kaum Platz. Er spürte das Gestein unter sich und um sich herum, kühl, trocken und fest. Je tiefer er hineinkrabbelte, desto dunkler wurde es. Einen Moment war er mit der stygischen Finsternis und der gespenstischen Stille allein, ehe er auf der anderen Seite der massiven Mauer anlangte.

Kein Hindernis, mit dem er nicht umzugehen wusste. Sogleich förderte er Hammer und Mörtel

zutage, um das Loch zu vergrößern, durch das spärlich Licht sickerte. Dann folgte Salaton der Wolke aus Staub und poröser Bausubstanz – und setzte zuerst einen, bald den anderen Fuß ins Innere des Tempels.

So weit, so gut…

Ein Stück versank er in dem von Feuchtigkeit und Moos überwucherten Boden, spürte, wie seine Stiefel ein oder zwei Zentimeter in der weichen Masse nachgaben. Er aktivierte seinen Illuminator, und als jäh ein fahler Lichtkegel vor ihm entstand und sich seine Augen an die omnipräsente Düsternis gewöhnt hatten, blickte er in eine Welt schier ewiger Schatten. Schaute auf undefinierte Silhouetten, auf Ruinen, die wie die bleich und papieren gewordenen Knochen eines uralten Golems wirkten.

Salaton sog die vermodert riechende Luft durch seine Nüstern, während die Atemmaske arbeitete, und setzte behäbig einen Fuß vor den nächsten. Einst hatten hier große, bunte Fliesen komplexe Muster gebildet, doch inzwischen existierten keine einheitlichen Strukturen mehr. Einzelne Platten waren verkantet, andere gesplittert. An vielen Stellen bildeten Erde und Staub dünenartige Anhäufungen.

Kaum hatte er fünfzig oder sechzig Meter zurückgelegt, betrat er einen neuen Abschnitt des Tempels. Er lag mehr im Zentrum des Komplexes und war nicht so zerstört worden wie die Bereiche in der Peripherie.

Etwas Unerwartetes geschah. Mit einem Mal glaubte Salaton – welch eigenartiges Empfinden – deutlich zu spüren, wie sich sein Ich ausdehnte, um eine weite, fremde Umgebung zu umfassen, die ihn auf ominöse Weise anzuziehen begann.

Während er ging, sandte er wachsame Blicke aus. Die Halle, in der er sich nun aufhielt, wirkte fremdartig und endlos und war getaucht in einen Schleier aus violettem Dunst, von dem Salaton nicht wusste, woher er erstrebte.

Riesige, mehrfach gewundene, sich nach unten zum Fundament hin verbreiternde Säulen trugen die zig Meter hoch aufragende Gewölbedecke, selbst in der Ungewissheit der Finsternis verborgen. Eigenartige Strukturen zierten ihre ansonsten vollkommen glatte Oberfläche.

Erneut lenkte er den Strahler in seiner Hand zu Boden und senkte das Haupt. Die gefliesten Böden boten Bilder zur Schau. Sie zeigten Wesen, die Netze in die Tiefen des Weltraums auswarfen, um einen leuchtenden Fang aus Kometen, Sonnen

und Planeten einzuholen. In ihrer Mitte stand eine entfernt verwandt wirkende Kreatur, noch größer und noch mächtiger als seine frohmutig ‚fischenden' Verwandten.

Salaton speicherte alles und drang weiter ins Innere vor, sich gelegentlich der Karte vergewissernd, die auf seinem Handcomputer gespeichert war. Gut, er war noch richtig. *Glaubte*, *hoffte* er jedenfalls. Worüber er verfügte, war nicht sonderlich üppig, doch bislang schien es zu reichen, um eine grobe Vorstellung vom Innern des mächtigen Gebäudes zu entwickeln.

Fünf, vielleicht sechs Minuten setzte er gleichmäßigen Schritts einen geraden Weg fort; ein winziges Leuchten mitten in einem Meer aus Finsternis, Geheimnissen und ewigem Schweigen. Er trat unter von Zeit und Feuchtigkeit schwarz gewordenen Pforten hindurch, über denen überlebenshohe Fratzen angebracht waren, sah den einen oder anderen Kamin, groß wie ein gähnendes Maul, und dem Körperkult frönende Statuen, denen Gliedmaßen fehlten.

Irgendwann fiel ihm auf, dass die Decke des Tempels sich hoch über ihm wölbte. Durch bläuliches Zwielicht machte er einen dekorativen Fries aus, der in den Granit eingemeißelt worden war.

Viele der Formen und Figuren waren abstrakt und unverständlich. Aber als er langsam weiterging, begannen die Darstellungen vertrauter auszusehen: Blumen und lianenartige Gebilde, dann lang gestreckte Aliengestalten, die in demütiger Haltung vor einem anderen, ebenfalls humanoid anmutenden Wesen knieten, aus dessen Körper Strahlen entwichen. Es hielt etwas Rundes in Händen, eine Art Kugel.

Noch etwas: Auf seiner Stirn trug die Entität ein großes ‚O'. *‚O' wie Optimum…*

Jetzt erinnerte er sich. Dieses O-Wesen, das hier verehrt wurde, war dasselbe wie jenes auf den Bodenverzierungen im Vorraum. Ein scheinbar wirrer Gedanke zog durch seinen Kopf. Konnte es möglich sein? Hatte er sich etwa so gesehen? Hatte Khan dieses Bild, diese Wunschvorstellung, von sich genährt? Wenn dem so war, dann hatte er nicht nur beeindruckende architektonische und künstlerische Anleihen bei der ägyptischen und mesopotamischen Hochkultur gemacht.

Indem er sich als Sonnengott zelebrierte, hatte Khan zugleich den nächsten Schritt, die künftige Losung seiner visionären Herrschaft ausgegeben: die Eroberung des Weltraums. Er hatte sich als Führer einer in seine Dienste gestellten Mensch-

heit betrachtet, aber darüber hinaus offenbar als Herrscher über die Sterne. War dieser Aspekt seiner Pläne jemals von den Historikern berücksichtigt worden?

Vielleicht sollte ich besser ein Buch über ihn schreiben und den restlichen Kram wieder schnell vergessen. Ein Scherz, nicht mehr als ein Scherz, denn sogleich entstand das grimmig blickende Antlitz Katamas vor seinem geistigen Auge.

Wo finde ich jetzt diesen blöden Thronsaal? Salaton hielt einen Augenblick inne, orientierte sich mithilfe seines Handcomputers und erkundete seine Umgebung weiter; jenes Reich der dunklen Träume, das vor anderthalb Dekaden in der Geschichte versunken war. Dabei war ihm, als würde er die lichtlosen Hallen seiner eigenen Seele beschreiten.

.:Kapitel 3

4. März 2005
London, Großbritannien

Der Turm mit der größten Kneipe der Welt verlief auf insgesamt siebenundzwanzig Etagen. Wie ein prächtig erleuchteter Monolith ragte er in die Londoner Nacht hinein, wo er blaue Leuchtstrahlen in den wolkenverhangenen Himmel sandte und glimmernde Vorhöfe in die örtlichen Nebelfelder projizierte, die sich um die Megametropole gelegt hatten wie Raureif.

Es war eine der eisigsten Nächte, die die Stadt in den zurückliegenden Jahrzehnten erlebte, so jedenfalls sagte es der Wetterbericht. Der Winter hielt London fest im Griff; vielleicht hatte der Umstand, dass er sich derart klirrend ausnahm, ja wieder einmal etwas mit diesem vermaledeiten Klimawandel zu tun. Die Thermometer zeigten

minus neunzehn Grad, und die Meteorologen gaben kaum Anlass zur Hoffnung, die zarten Vorboten des Frühlings mochten sich in den kommenden Tagen doch noch durchsetzen. Der Wind heulte; dicke Flocken wehten allenthalben vom grauen Himmelsgast herab, tauchten die frosttrunkene Stadt in einen betäubten Schlaf.

Als George Salaton auf der großen Plattform des siebenundzwanzigsten Stockwerks mutterseelenallein spazierte und ein Panorama über die kälteerstarrte Stadt erhaschte, empfand er ganz genau so: *Betäubt. Alles* war betäubt. Die Stadt, wohl gar die ganze verdammte Welt. Aber vor allem das Herz in seinem Innern, das in jenem Moment das Leben zu pulsieren eingestellt hatte, als er vor fünf Wochen an Tifanys Krankenbett stand und verfolgte, wie sie ihren letzten Atemzug tat.

Er war schweigend weggegangen, doch die Bilder hatten ihn seither verfolgt. Der eine Moment hatte ihn in Knechtschaft genommen, die keinen Ausweg verhieß. Was er auch tat, er würde sich stets jeder Einzelheit dieses Tages entsinnen: der Farbe des Himmels, der Anzahl der Wagen auf dem Krankenhausplatz, der Klang ihrer Stimme, als sie abschließende Worte zu ihm sprach, bevor

sie um vierzehn Uhr zehn einschlief. Einfach an alles.

Du bist ein Trottel, George. Und vor allem bist Du ein elendiger Verlier. Aber obwohl Du all das bist, habe ich nie aufgehört, Dich zu lieben.

Betäubt, das war er. In gewisser Weise also, überlegte Salaton, durfte er der Natur dankbar sein, dass sie seine Gefühle außerhalb dieser Brust zu ihrem Recht kommen ließ, sie manifestierte, ihnen durch die ihn umgebende eisige Winternacht Klarheit und Schärfe verlieh.

Ausnahmsweise in seinem Leben stimmte das Timing: Er hätte sich wahrlich keinen besseren Ort und Zeitpunkt für das aussuchen können, was er nun vorhatte. Diesmal würde er sein Rendezvous nicht verpatzen, sondern eine gelungene Vorstellung abliefern.

Salaton rieb sich über den Dreitagebart, atmete dicke Dampfwölkchen aus und trat vor bis zum Geländer. Während er ging, wankte er leicht. Ihm fror nicht – *noch* nicht zumindest –, hatte er doch dermaßen viel Hochprozentiges intus, dass sein ganzer Körper nur so brannte. Auf diese Weise spürte er Hitze und Kälte zugleich an seinem Leib zerbersten.

Er hielt inne. An ihn drangen die leisen Geräusche einer schlafenden Stadt – London dehnte sich unter ihm und um ihn herum aus. Ferne Lichter schimmerten im dahinrieselnden Schnee, verblichen im nächtlichen Dunst, lösten sich in Nichts auf. Dann und wann trieben die sich langsam bewegenden Positionslampen eines Flugwagens vorbei wie Glühwürmchen.

Es ist nicht mehr weit. Gleich bist Du erlöst. Es wird ganz schnell gehen, und danach wird der Schmerz aufhören. Also zieh es durch. „Zieh es durch.“, wiederholte er leise. Er wollte die Dämonen endlich los sein, die ihn verfolgten. Er wollte nicht mehr so dahinvegetieren und sich selbst anwidern. Er hatte genug.

Salaton spürte, wie seine rechte Hand zu zittern anfing. Die Nervenerkrankung, unter der er bereits seit mehreren Jahren litt, kam und ging, wann sie wollte. Selbst hier und jetzt, wo er in den Abgrund der Barmherzigkeit starrte und keinen Sinn mehr für die kleinen und mittelmäßigen Beschwernisse seines Daseins übrighatte. „Geht es schon wieder los?“, brummte er heiser. Er schüttelte die Rechte und senkte den Kopf, sah aus schwindelerregender Höhe hinab auf die

Londoner City und auf die vor Kälte nurmehr kriechende Themse.

Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben., erklang die Engelsstimme erneut hinter seiner Stirn.

Salaton seufzte eine große, nach Spirituose stinkende Wolke. „Es geht nicht anders. Glaub mir, Tifany, Du würdest es verstehen.“, murmelte er. „Es wird Zeit für mich. Es wird Zeit…“

Bereit, seine Verabredung mit der Ewigkeit einzuhalten, kletterte er die anderthalb Meter hohe Absperrung empor, setzte auf den gusseisernen, waagerecht verlaufenden Verbindungsstreben einen Fuß über den anderen, bis sein Oberkörper nicht mehr von Stangen behindert war. Nichts mehr stand zwischen ihm und einem langen Fall, an dessen Ende die Stimme jener Frau nach ihm zu rufen schien, die er doch so geliebt und ihr zu Lebzeiten nie etwas Vernünftiges geboten hatte.

Nun gelobte er Besserung. Salaton starrte hinab in hundert Meter Tiefe, auf jeglicher Menschenseele bare Straßen…und sah sich selbst dort unten. Als neuer Mensch, in einem anderen Dasein.

Seine brechenden, auf Halbmast stehenden Augen verloren eine einsame Träne. Hatte er irgendwelche letzten Worte? „Auf Nimmerwiedersehen, Ihr Sackgesichter…“, krächzte er.

Und dann war plötzlich alles in ihm bereit, zu springen. Er holte einen langen Atemzug, sah, wie der Film über das Ende seiner Existenz ein paar Sekunden in der Zukunft abzulaufen begann…

„Ich glaube nicht, dass Sie das wirklich tun wollen."

Salaton zuckte zusammen. Er war zwar betrunken, aber nicht betrunken genug, um zu ignorieren, dass jemand hinter ihm erschienen war. *Verdammt.* Wer hatte bei dieser Schweinekälte und vor allem um diese gottloste Uhrzeit etwas hier oben verloren – außer ihm natürlich?

Es störte ihn, dass er nicht mehr allein war, und das sogar gewaltig. Nicht, dass ihn das Auftauchen dieses Fremden – vermutlich eine ebenso arme Kreatur wie er, die viel zu lange über in ein zur Heimat verkommendes Glas gestarrt hatte – daran gehindert hätte, sein Werk zur Vollendung zu bringen; er hätte jederzeit springen können, jetzt umso mehr.

Doch das Gefühl hinter seiner Brust stimmte nun auf einen Schlag nicht mehr. Wenn man sich schon umbrachte, dann schon zumindest mit Stil; verschlungen in Einsamkeit und Fokussierung auf den großen, letzten Moment. Viel zu selten hatte Salaton Strategien zum Werkzeug seiner

Bemühungen im Leben gemacht, aber nun klammerte er sich daran. *Seine* Strategie bestand darin, als einsame, unverstandene Existenz einen dramatischen Abgang zu wählen, denn nur das konnte der Antrieb für einen so radikalen Schritt sein; nur das bewahrte ihm einen letzten Funken Würde, der ihm half, die Angst vor den Schmerzen, die ihn ereilen mochten, und dem sich anschließenden Nichts zu verdrängen.

Seine Rechte tat, was sie wollte. Erst zitterte sie so stark, dass er glaubte, sie wolle ohne ihn den Absprung wagen, dann lag sie schon auf dem Geländer, und Salaton drehte sich mit gequälter Miene um.

Durch den trüben Schleier, zu dem sein Blick in den vergangenen Stunden der mentalen Vorbereitung verkommen war, fand er eine Person in einigen Metern Entfernung. Es war ein dunkelhaariger Mann mittlerer Größe, der Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig sein musste. Er trug einen ansehnlichen Mantel, wirkte gepflegt und mutete nicht so an wie jemand, der es nötig hatte, sich im Schutze der Nacht vom Siebenundzwanzigsten zu stürzen. Was hatte er dann hier verloren?

Überhaupt schien er das Gegenteil von Salaton darzustellen. Seine Haut war von jungenhafter Ebenmäßigkeit, nicht die zerfurchte Mondlandschaft unter den Augen Salatons; sein Haar war herrlich schwarz und dicht, nicht das schlohweiße, schüttere Äquivalent eines herausgerissenen Stück Tierfells. Und in seinen Augen funkelte ein aufrichtiger Stolz, der viel über diesen Mann verriet. All das machte Salaton neidisch, denn sogleich keimte in ihm das Gefühl, Mutter Schicksal wollte ihn auf seinem letzten Meter daran erinnern, welche Rolle ihm von ihr zugewiesen worden war.

Wieder ließ ihn das Gewicht seiner Schuldgefühle und Minderwertigkeitskomplexe beinahe taumeln, doch seine Hand umschloss, wie von eigenem Willen gelenkt, die Strebe. „Was? Wer zum Geier sind Sie, Mann? *Verschwinden* Sie. Na, wird's bald?!"

Der Andere rührte sich nicht vom Fleck und betrachtete ihn aufmerksam. Mit geradezu grauenhaft ruhiger und gleichmäßiger Stimme sagte er: „Ich glaube nicht, dass Sie das tun werden. Ich würde sogar eine Wette abschließen. Und wissen Sie, warum? Weil Sie es nicht *wollen*."

Im ersten Moment schien Zorn ihn ihm zu explodieren. Salaton wollte zu einer dreisten Erwiderung ansetzen, bevor ihm wieder in den Sinn kam, dass er so ziemlich jede entscheidende Wette, bei der in den vergangenen Jahren mitgemacht hatte, in einem Desaster für ihn endete. Wie oft hatte Tifany ihn für seine elendige Spielsucht verurteilt?

So gab er nur einen zerknautschten Ton von sich. „Ach, halten Sie doch die Klappe, Mann." Er hatte eigentlich nicht weiterreden wollen, doch er tat es. Während sich seine Lippen erneut teilten, richtete sich blanker Hass gegen sich und sein viel zu häufig loses Mundwerk. „*Natürlich* will ich das tun. Schalten Sie mal Ihr Hirn ein. Warum würde ich sonst hier oben stehen? Um die *Aussicht* zu genießen? Und woher wollen Sie überhaupt wissen, was ich tun will und was nicht?"

In einer achtsamen Geste breitete der Mann die Arme vom Körper. „Ganz einfach: Weil man *nie* für so was bereit ist. Und weil ich es weiß, denn ich war auch mal so weit."

Salaton räusperte sich und bewegte vorsichtig sein vom Schnaps betäubtes Zahnfleisch, ehe er durch alkoholschwangeren Atem murmelte: „Sie

können mich mal gern haben. Reden Sie keine Scheiße, und ziehen Sie gefälligst Leine, ja?“

Nach wie vor schien der Mann eine Insel der Ruhe im Meer des Chaos. „Vor einer ganzen Weile.“, setzte er erneut an und seufzte. „Ich kenne das. Den Kopf so voller Schuldgefühle, dass man am liebsten einfach einen Schlussstrich ziehen will. Egal, ob man wie ein Hund verreckt; man will einfach nur, dass es endet. Man wartet einfach nur auf dieses wohltuende Nichts. Nicht mehr denken, nur nicht mehr denken…“

Mit jeder Silbe, die aus dem Mund seines ungebetenen Gesprächspartners drang, wurde Salaton nervöser. Alles in ihm kämpfte gegen den Eindruck an, sein Gegenüber mochte mehr von seiner Psyche verstehen als er ihm zugestehen wollte. Wie so häufig in seinem verkorksten Dasein handelte es sich um einen aussichtslosen Kampf. „Was wissen Sie schon von mir?“, grummelte er kleinlaut. „Sie wissen *nichts*.“

„Das stimmt. Ich kenne Sie nicht.“, räumte der Mann ein.

Salaton zwang sich ein schelmisches Grinsen aufs Gesicht, das die Illusion erzeugen sollte, er hätte irgendein besonderes Argument vorgebracht. „Na, sehen Sie’s. Und jetzt hauen Sie ab

und lassen mich in Frieden, kapiert, Sie Spinner? Gehen Sie jemand anderem auf'n Geist."

Unerwartet zuckte der Andere die Achseln. „Wenn Sie das unbedingt wollen…" Halb wandte er sich ab, und dann blieb er doch wieder stehen. Salaton war sofort klar, dass er nie hatte weggehen wollen. Seine Augen wanderten wieder hinauf zur Brüstung, und mit sanfter Stimme begann er zu sagen: „Für mich waren es meine Jungs, die ich bei der Sechsundvierzigsten verlor; damals, im Krieg gegen die Eugeniker." Dieser Mann war Soldat gewesen? Salaton verfolgte, wie er den Kopf schüttelte. „So viele Tote… Leute, für die ich die verdammte Verantwortung hatte." Ein Hauch von Wut regte sich in seinen Worten; Worte, die wie ein Speer gegen sich selbst gerichtet waren. „Es war alles zu viel. Ich trat aus dem aktiven Dienst aus und begab mich auf die Flucht vor mir selbst; ich wollte diesen vermaledeiten Schmerz am liebsten in ein Tuch wickeln und in hohem Bogen wegwerfen." Eine Pause entstand. „Doch so funktioniert es nicht. Egal, wo ich war, egal, wo ich hinging – früher oder später fanden sie mich. Die Toten. Nachts, in meinen Träumen. Eines Tages begriff ich, dass es nur eine Möglichkeit gibt: diesen Schmerz auszuhalten, ihn zu einem Teil

von sich werden zu lassen…und *weiter*zumachen. Denn wissen Sie was? – Die Toten *bleiben* tot. Niemand kehrt zurück, nichts wird besser.“ Er erübrigte eine auffordernde Geste, die dem Geländer galt. „Ja, natürlich, Sie können von diesem Stockwerk springen und alles hinter sich lassen. Ich garantiere Ihnen, ich werde Sie *nicht* retten. Aber in der buchstäblich letzten Sekunde, in der Sie dort unten aufschlagen und in ihre Einzelteile zerspringen, werden Sie erkennen, dass Sie einer Illusion aufgesessen haben…und kapituliert.“

„*Sie – verdammter – Hurensohn*!“, brüllte Salaton in die Schwärze der Nacht. Dann fiel Schwäche über ihn herein, eine seltsame Antriebslosigkeit, die alles, einfach alles infrage stellte. Eine innere Stimme teilte ihm mit, ein Grundübel seiner Existenz sei es, immer so leicht durch Andere beeinflussbar gewesen zu sein. War dem so? War es erneut geschehen, dass ihm jemand einen Floh ins Ohr setzte?

Der Moment jedenfalls, in dem er gerade noch bereit gewesen war, alles hinter sich zu lassen, war verschwunden. Im nächsten Augenblick war er nur noch ein Mann, der vor einem unsäglich tiefen Abgrund stand, aber dieser Abgrund zog ihn nicht mehr an; er bedeutete ihm nichts mehr,

und keine Stimme drang noch lockend aus ihm hervor.

Leise stöhnte Salaton. Krämpfe durchzucken seinen Körper. Und dann brach es einfach so aus ihm heraus: „Kennen Sie das? Dieses Gefühl, machtlos zu sein? So völlig ohne Macht, wie ein Blatt im Wind. Mein ganzes beschissenes Leben lang." Seine linke Hand ballte eine Faust. „Ich wünschte, ich wäre…allmächtig. Oder wenigstens etwas Besonderes, vom Schicksal getragen und beschützt."

Der dunkelhaarige Mann nickte. „Ich hätte *bestimmt* nichts dagegen, wenn Sie sich ein paar Zauberkräfte zurechtlegten. Nebenbei könnten Sie dann auch ein paar gute Leute wieder zum Leben erwecken, die auf dem Schlachtfeld liegen geblieben sind." Er lächelte müde und machte einen Satz nach vorn. In seinen Augen schimmerte erbarmungslose Aufrichtigkeit, die Salaton in Besitz nahm. „Nein, jetzt im Ernst. Wollen Sie hören, was ich denke? Wenn einem die hässlichen Dinge im Leben zustoßen, dann fragen wir uns: Warum gerade ich? Warum verliere ich meine große Liebe, warum erleide ich irgendeine schlimme Krankheit? Aber wenn Sie diese ganze Scheiße durchgestanden, wenn Sie die Zähne zu-

sammengebissen und es geschafft haben, dann stellen Sie die Frage anders: Warum gerade ich *nicht*? Warum habe ich damals nicht den Schwanz eingezogen und aufgegeben. Kein Leben ist so wie das andere. Aber *jeder* kann mehr aus sich machen und über sich hinauswachsen. Denn jeder ist wichtig und spielt eine Rolle in dieser unendlichen Geschichte. *Bleiben* Sie am Leben, vergessen Sie nicht, wer Sie sind, und machen Sie trotzdem weiter.“ Zum ersten Mal entstand ein warmes, fast brüderliches Lächeln in seinen Zügen. „Und jetzt kommen Sie gefälligst da runter, und ich gebe Ihnen einen Drink aus.“

Langsam, etwas unbeholfen, tat Salaton, wie ihm geheißen. Er tat es von ganz allein. „Davon hatte ich heute schon genug.“, entgegnete er, als er unten angelangt war. Er verblieb in respektvoller Entfernung zu seinem unverhofften Retter und glaubte, die Dinge klar vor sich zu sehen. Wieso hatte er sich das Leben nehmen wollen? „Aber trotzdem danke, Mann. Danke.“, wiederholte er, schritt am Anderen vorbei und trat zum Lift.

Als er wieder am Boden angelangt war, schwor er sich, George Salaton zu einem neuen Menschen zu machen. Vielleicht hielt dieser Schwur nur ei-

ne Nacht, aber solange er hielt, konnte er es ja wenigstens versuchen. Er war es Tifany schuldig.

Während er nachhause torkelte, fand er auf der Straße einen Liedermacher. Der Mann stand verlassen in der Nacht und sang, nur mit einer alten Gitarre bestückt, vor sich hin. Er tat es nicht für ein Publikum oder Passanten, sondern ausschließlich für sich, aus ganzem Herzen. Voller Leidenschaft sang er Zeilen, die Salaton im Gedächtnis bleiben würden.

Driving out through the windmills
And some of them were still
Sometimes it's hard to catch the wind
And bend it to your will

Even though it's hard to know
Just how the story ends
The road is long and it takes its time
On that you can depend

Somewhere between heaven and hell
A soul knows where it's been
I want to feel my spirit lifted up
And catch my breath again

Lay me down in the river

And wash this place away
Break me down like sand from a stone
Maybe I'll be whole again one day

Egal, wie sein Leben verlaufen würde, ahnte er in diesem einen Moment, er würde niemals wieder an den Abgrund zurückkehren…

- O -

Salaton rannte. Das Herz hinter seiner Brust war eine Pumpe, die jeden Moment aus dem Takt zu geraten drohte. Sie war getrieben durch sein Adrenalin und das Gellen der Alarmhupen und Stimmen in seinem Rücken.

Er war so außer Atem, dass er kaum noch wusste, wie lange er sich schon auf der Flucht befand. Oder ab welchem Zeitpunkt der Job in die Schieflage geraten war. Er vermochte sich nur noch daran zu erinnern, dass es doch so lange Zeit gut für ihn ausgesehen hatte.

Die lange Exkursion durch das finstere Herz des Tempels hatte schließlich Früchte getragen. In einem dunklen Winkel des Thronsaals fand er, in einer verborgenen Kammer unterbracht, jenes

unschätzbar wertvolle Objekt, nach dem Katama gierte: das Zepter von Khan Noonien Singh.

Salaton hatte es verstaut und die Rückreise angetreten. Ohne ein einziges Mal einem Rankenhindernis begegnet zu sein, hatte er den Tempel verlassen, wie er hineingelangt war. Irgendwann, nachdem er durch den Spalt zurück ins Freie gekrochen war, mussten Nachlässigkeit und Übermut Besitz von ihm ergriffen haben. Obwohl er die umherwandernden Scheinwerfer konsequent mied, war irgendwann der Alarm angesprungen. Ohne, dass er es mit Gewissheit sagen konnte, lag die Vermutung nahe, dass er über einen Lebenszeichenscanner gestolpert war, denn er hatte nicht die Route genommen, die er gekommen war, sondern wollte eine Abkürzung bemühen. *Dumm gelaufen…*

Das Dröhnen der Alarmhupen im Hintergrund drohte ihn zu paralysieren. Obwohl er immer weiter von ihnen wegstrebte, schien das qualvolle Geräusch nicht abzunehmen. Seine Arme und Beine wedelten wie Windmühleblätter, und sein erschöpfter Lauf drohte ständig in einem verhängnisvollen Stolperfall zu enden. Stets im letzten Moment gelang es Salaton, einen Sturz auf dem schlammigen Boden abzuwenden. Dadurch

wurden seine Bewegungen derart unbeholfen und unvorhersehbar, dass der erste Schuss aus dem Gewehr einer seiner Verfolger knapp an ihm vorbei zischte.

Wer hätte geglaubt, dass Deine Tölpelhaftigkeit Dir noch mal den Hintern rettet? Vermutlich würde dieses Glück nur einmal währen.

Die Illuminatoren seiner Verfolger zuckten über ihn hinweg. Salaton nutzte die kurze Helligkeit, um sich zu orientieren und verließ den Weg, den er über den Hügel hergekommen war. Er wusste nicht, ob diese Entscheidung sich als klug herausstellen würde, denn immerhin hatte das Einschlagen eines anderen Wegs ihn erst in diese Bredouille gebracht.

Rufe und aufgebrachte Stimmen erklangen. Seine bewaffneten Verfolger waren ihm weiterhin dicht auf den Fersen und schienen näher zu kommen, und zwei weitere Salven ließen seine Schritte noch einmal schneller werden. Einer wirbelte die Erde knapp hinter seinen Füßen auf, der andere schoss über seine Schulter und brannte sich seinen Weg durch das Laub.

Salaton erreichte die Waldgrenze und warf sich zwischen die Bäume. Sein Zickzackkurs war nun nicht mehr strategisch, sondern notwendig, um

den zahlreichen bizarren Felsen, die in seinen Weg fielen, und den noch zahlloseren Pflanzen und Bäumen auszuweichen. Blaues Waffenfeuer schimmerte in der Dunkelheit, blitzte auf und verblasste rund um die Spur, die Salaton bei seinem ungeordneten Rückzug hinterließ.

Wo ist der verdammte Weg?! Er drohte, ins Dickicht und damit ins Abseits zu geraten, wo kein Vorankommen mehr möglich war. In diesem Fall war er leichte Beute für die GIs, die ihn jagten. Das Adrenalinniveau in Salatons Gehirn sorgte dafür, dass sich die Sekunden ins Endlose zu dehnen schienen. Ihm kam es vor, als ob er mehr als doppelt so lange wie nötig brauchte, um den richtigen Pfad zurück zu finden. Dann aber, nach einer letzten Kurve um ein Hindernis, brach er plötzlich aus dem Dschungel und stolperte in das schmale, trockene Flussbett, das wie ihn wie ein vorläufiger Hort der Rettung empfing.

Nun ahnte er, dass es nur noch ein paar Sekunden dauern konnte, ehe seine Verfolger das Flussbett fanden. *Zeit für ein paar Tricks.*, beschloss er. Ein paar Meter voraus bot ihm ein großer Felsbrocken etwas Schutz. Er erreichte den Felsen und ging dahinter in Deckung – gerade rechtzeitig, bevor ein weiterer neonblauer

Strahl aus einer Waffenmündung über ihn hinweg gleißte.

Hastig durchstöberte er seinen Rucksack, bis er den Zünder fand. Das Heulen eines erneuten Warnschusses erklang, der fast ein Viertel jenes Felsklotzes abbrach, hinter dem Salaton in Deckung gegangen war. Der plötzliche Geruch von verschmortem Karbon und Eisen erinnerte ihn an den Gestank eines leeren Kochtopfes, den man auf der Flamme vergessen hatte. Wieder die Rufe. Das Geräusch sich nähernder Fußtritte. Sie kamen. Er aktivierte den Zünder.

Purpurne Blitze erleuchteten die tiefschwarze Nacht, und eine Reihe von lauten Explosionen erschütterte die Umgebung. Die leiser werdenden Detonationen vermischten sich mit der Kakophonie zahlreicher aufgeschreckter Tiere im Unterholz, gefolgt vom Quietschen und Rumpeln zersplitternder Baumstämme, die unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrachen und zu Boden stürzen.

„*Vorsicht!*“ und „*Alle runter!*“ hörte Salaton. Ein Dutzend stattlicher Bäume krachten in einem sich überlappenden Muster ins Flussbett, um so eine Verfolgung unmöglich zu machen. Eine dichte Rauchwolke nahm den Verfolgern die Sicht, und

das Prasseln vieler kleiner Feuer übertönte die Geräusche, die Salaton machte, als er seine Flucht fortsetzte. Er hörte jemanden aus der Gruppe seiner Verfolger; wahrscheinlich den Anführer, der sich vergewisserte, dass seine Leute alle in Ordnung waren.

Salaton war froh, dass bei der Explosion niemand verletzt worden war. Schon vor langer Zeit hatte er den Wert von einfachen Lügen, klaren Fluchtstrategien und unerwarteten Ablenkungen zu schätzen gelernt. Es gab nur wenige Regeln, die er wirklich respektierte. Insgesamt sah er sich als ‚moralisch flexibel' und ‚ethisch anpassungsfähig' an, aber für ihn stand fest, dass kein Job in diesem Universum es wert war, jemand anderes dafür zu töten. Verprügeln? Klar. Betäuben? Wenn es sein musste. Aber jemandem ernsthafte Verletzungen zuzufügen oder ihn zu liquidieren, das war eine Grenze, die Salaton nur im Fall der Selbstverteidigung überschritt.

Wenige Minuten später überquerte er den Gipfel des Hügels und gelangte auf dessen steilere und steinigere Seite. Er kletterte über einige lose Steine auf die *Chaotica* zu, einen verbeulten und abgenutzten Atmosphärengleiter, den er vor anderthalb Jahren im Zuge einer Pokerpartie er-

standen hatte. Der zentrale Rumpf war wie ein langer, dünner Keil geformt. An den Seiten waren zwei kleine, dickliche Triebwerksgondeln angebracht, die genauso grau und pockennarbig aussahen wie der Rest des kleinen Skimmers. Das aus zwei Sitzen bestehende Cockpit verbarg sich hinter einer getönten Scheibe.

Salaton schritt über die tiefen Furchen, die die *Chaotica* bei der Landung in den Boden geschnitten hatte. Er zog die Bedienungseinheit aus seinem Gürtel hervor. Als er den Code in die Fernbedienung eingab, öffnete sich die Schleuse zum Cockpit mit hydraulischem Zischen. Er fiel ihn den Pilotensitz und schloss die Luke wieder.

Erst jetzt merkte er, wie sehr er schwitzte. Schweißtropfen rannen ihm an Gesicht und Armen entlang; sein Atem ging flatternd. Er sah sein ausgezehrtes Spiegelbild in der getönten Frontscheibe und registrierte einmal mehr, wie wenig freundlich die Jahre ihn behandelt hatten. Dann warf er die Maschinen an und sah zu, dass er das Weite suchte. Die *Chaotica* erhob sich mit aufleuchtendem Triebwerk in die flirrende Nachtluft und entfernte sich mit voller Kraft aus dem unmittelbaren Bereich der GU-Basis.

Kaum wollte Salaton es sich gestatten, Atem entweichen zu lassen, begann der Annäherungsdetektor seines kleinen Gefährts zu schrillen. Etwas näherte sich, und zwar mit unerhörter Geschwindigkeit. Damit nicht genug: Dieses Etwas jagte direkt auf den Atmosphärenflitzer zu.

Salaton legte das Bild der rückwärtigen Kamera auf sein Display und realisierte mit offener Kinnlade, dass ein Marschflugkörper auf Kollisionskurs war. Das pfeilartige Sprenggeschoss raste fatalistisch heran und hinterließ dabei eine dicke, gräuliche Rauchschwade. In einer, vielleicht anderthalb Minuten würde es zum Einschlag kommen.

Aller Mut drohte Salaton zu verlassen. Wo zum Teufel war dieses Ding hergekommen? Hatte er nicht akribisch den Standort sämtlicher Flugabwehrstellungen ausgewertet, bevor er auch nur in Erwägung zog, den Raum Samarkand anzufliegen? Er wollte es sich kaum eingestehen, doch offenbar hatte er etwas übersehen. Selbst, wenn dies nur eine Kleinigkeit war: Sie reichte zweifellos aus, um die *Chaotica* und ihn gleich mit zu Asche zu pulverisieren. *Wird Zeit, dass ich endlich einen Risikoaufschlag von Katama verlange.*, sagte er sich in einem Anflug von bitterem Zynismus.

Gegenmaßnahmen. Im nächsten Moment setzte Salaton erneut auf sein Narrenglück und ließ, eine nach der anderen, die drei kleinen Schwebeminen aus dem Heckteil des Gefährts ab, die als Ablenkung im Fall eines Luftangriffs dienen sollten. Er wartete und sandte ein leises, abergläubisch motiviertes Stoßgebet zu Himmel. Nichts geschah; die Rakete fiel nicht auf die ausgeworfenen Köder herein, sondern befand sich stoisch weiter auf Kurs zum Skimmer.

Offenbar ein neueres Modell., überlegte Salaton und stieß einen Fluch aus. Er begann einige wilde Ausweichmanöver, die jedoch nur die erbarmungslose Präzision demonstrierten, mit welcher der Flugkörper die Fährte seines Zielobjekts aufrechterhielt. Rasch dämmerte ihm, dass er wohl keinen Geistesblitz mehr haben würde; jedenfalls nicht in den nächsten dreißig bis vierzig Sekunden. In Anbetracht des auf dem Display weiter anschwellenden Geschosses wurde ihm klar: Er würde sich einen anderen Weg nachhause suchen müssen, selbst wenn dieser etwas länger in Anspruch nehmen würde.

„War schön mit Dir.“, sprach er leise zum Fahrzeug, über das ein Urteil ausgesprochen worden

war und begann hastig damit, sich das Evakuierungskit umzuschnallen.

Nachdem er sich in die Montur gezwängt hatte, fackelte Salaton nicht mehr lange und öffnete die Cockpitschleuse. Der starke Fahrtwind zerzauste ihm das lichter gewordene Haar. Er starrte in die Tiefe, wo eine bizarre Steppen- und Felslandschaft an ihm vorüberflog.

Er wappnete sich für den Absprung. Dreimal klopfte er in stillem Countdown gegen die zerdellte Außenwand der *Chaotica* – und setzte sich ab.

Im nächsten Moment flog er durch die Luft, die zischend an ihm vorbeisauste – so schnell, dass es beinahe wehtat. Desorientierung überkam ihn; es war eine schwindelerregende Fahrt. Salaton fuchtelte wild mit den Armen herum und streckte seine linke Hand aus, in der abwegigen Vorstellung, er könnte sich irgendwo festhalten.

So *ist es also, zu fallen…* Während er weiter stürzte, kamen unwillkürlich Erinnerungen in ihm hoch. Und plötzlich empfand Salaton überhaupt keine Angst mehr. Vielmehr erblickte er im Angesicht des ungebremsten Falls einen Film im Zeitraffer. Es war der Film seines Lebens, der an seinem mentalen Firmament ablief. Der Tag, an

dem er Tifany gebeten hatte, sie möge seine Frau werden… Der Tag, an dem er *nicht* gesprungen war. All das Was-wäre-gewesen-wenn; so viele Möglichkeiten in Anbetracht eines Lebens, das am Ende so determiniert, so schmalspurig geworden war. Eine Tragödie, die er bei Lichte betrachtete und keine Frustration mehr empfand. Er war nun einmal der, der er war, und in den vergangenen Jahren hatte er gekämpft; selbst, wenn am Ende dabei nicht allzu viel herausgekommen war.

Das alles dauerte nur wenige Augenblicke. Dann gab es einen heftigen Rückstoß, als der Fallschirm aufging und seinen ungezügelten Sturz abfederte. Wiederum wenige Sekunden darauf schlug die Rakete in die *Chaotica* ein, und über ihm brach ein Inferno los. Salaton spürte das Aufflackern von Hitze in seinem Gesicht. Aus zusammengekniffenen Augen beobachtete er, wie glühende Trümmer um ihn herum herabstürzten, Asche und Schlacke in kleineren Wölkchen rieselten wie Pulver.

Die brennenden Reste seines Skimmers beschrieben einen weiten Bogen, in dem sie nach unten flogen. Aus der Ferne hätten sie wohl beinahe wie ein verglühender Komet gewirkt; ein

dahinloderndes Feuer am Himmel, ein gefallener Engel. Salaton schwieg über den entsetzlich schönen Anblick und schluckte, während ihn der Fallschirm sanft hinabtrug.

Nachdem die Trümmer aus seinem Blickfeld verschwunden waren, gestattete er es sich, nach unten zu sehen. Wo würde er heruntergehen? Als er sein Haupt gesenkt hatte, sah er die Schlucht, die irgendwie unter ihm aufgetaucht war, aber noch realisierte er nicht ganz, dass er genau auf sie zuhielt. Er trieb weiter von der Ebene weg, die er bei seinem flüchtigen Blick aus dem Fenster eigentlich ausgemacht hatte. Hinter der schroffen Felskante brach sie jedoch abrupt ab, wich einer gähnend tiefen Erdspalte, die wirkte, als öffnete sich geradewegs ein Tor zur Hölle. Sie war riesig.

Auch das noch… Salaton zappelte wie ein Hampelmann in seinem Gesteck, hilflos irgendetwas gegen seine Drift zu unternehmen. Er wurde hinabgetragen, glitt erwartungsgemäß deutlich an der Kante vorbei und hinein in die Schlucht. Einen Augenblick hüllte ihn Finsternis ein; dann fingen seine Augen etwas Glänzendes auf.

Zunächst befürchtete er, dort unten erwarte ihn ein Komitee GIs, mit Illuminatoren und ansehnlichen Waffen bestückt. Doch er sollte sich irren. Es

waren keine Soldaten, kein menschliches Leben. Die riesigen Tentakel einer Ranke reckten sich ihm entgegen wie dunkle Geister aus einem Albtraum. Ein tiefschwarzer Schlund aus fremder, organischer Substanz. Er drehte den Kopf und erkannte es. Wie eine Vorhut feindlicher Scharen nahmen ganze *Felder* aus Ranken den Grund der Schlucht ein. Die Schwarze Magnolie. Ein Krebsgeschwür wucherte hier unten, und grüner, funkelnder Staub kündete von seiner Vermehrung.

Als er begriff, dass es zu spät war, stieß Salaton einen unwürdigen Schrei aus, der im Kessel der Felsspalte verblieb, während er langsam zu Boden glitt. Er erkannte die Ironie: Damals, vor fünf Jahren, hatte er sterben wollen und war am Ende nicht in die Tiefe gefallen. Jetzt sah er seinem sicheren Tod entgegen und klammerte sich an seine Existenz wie ein Neugeborenes an den Leib seiner Mutter. Unverständlich, dieses Leben, grotesk und absurd. Doch am langen Ende war ihm, als würde die Scham ihn überleben.

- O -

Eine Viertelstunde später blickte in der Zentrale des Stützpunkts der befehlshabende Offizier, Co-

lonel Pedro Sanchez, auf die Schnappschüsse, die eine Drohne von den Überresten des Wracks gemacht hatte. Er stand im Kommandozentrum, umringt von zwei seiner Untergebenen.

„Wo ist der nur hergekommen, und was wollte er?“

„Er hat irgendwas im Tempel gesucht, hat den Überwachungsperimeter passiert.“, sagte McAlister, eine hochgewachsene Blondine, die in der Hierarchie schnell emporgeklettert war. „Hinter was genau er her war, können wir nicht sagen, aber es kann nichts von militärischem Wert gewesen sein.“

Sanchez schnaufte. „Wahrscheinlich wieder einer von diesen Kleindieben. Oder einer der letzten Terroristen.“

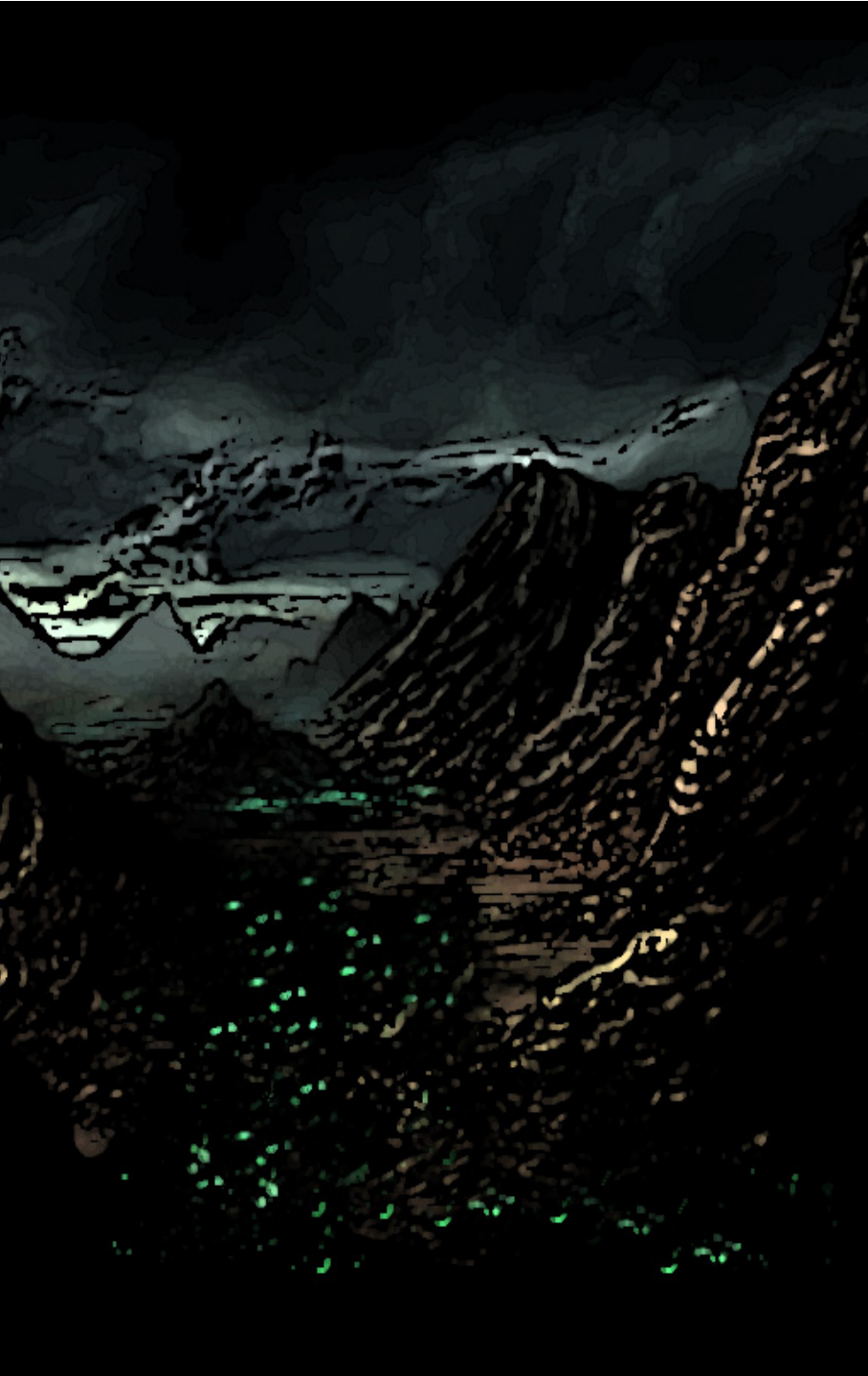
„So oder so: Den hat es erwischt.“ Die Worte waren von O’Connor ausgesprochen worden, Sanchez‘ Stellvertreter. „Sollen wir den Vorfall jetzt an die Zentrale melden?“

Der Colonel schaute von der Holoaufzeichnung in seinen Händen auf. „Machen Sie Witze, O’Connor?“ Der Andere blinzelte verschüchtert. „Wir ziehen hier in wenigen Wochen ab. Tun Sie mir den Gefallen, und locken Sie nicht wieder diese Blutsauger vom J.A.G. an.“

Allen war noch in Erinnerung, was sich im vergangenen Jahr zugetragen hatte. Aus Versehen hatte Sanchez den Befehl zum Abschuss eines zivilen Flugzeugs gegeben, das aus Versehen in die Sperrzone eingeflogen war. Er hatte so gehandelt, weil vor wenigen Jahren ein Rudel Islamisten versucht hatte, eine entführte Boeing in den Stützpunkt zu lenken. Die juristischen Folgen waren katastrophal gewesen, auch für seine weitere Karriere. Trotzdem hatte man ihn aufgrund der besonderen Bedingungen, denen der Sektor unterlag, am Ende freigesprochen.

O'Connor blickte zu McAlister. „Es war eine friedliche Nacht, war es nicht so?"

McAlister schmunzelte hauchdünn. „Das war es. Friedlich und vollkommen ruhig."



.:Kapitel 4

13. Oktober 2010
Moskau, Russland

Der Fremde näherte sich dem hell erleuchteten Penthousepalast mit langsamen, gleichmäßigen Schritten; er hatte es nicht eilig. Als er den Eingang erreichte, standen dort erwartungsgemäß zwei breitschultrige Männer mit bulligem Nacken, deren feine Garderobe – Katama legte zweifellos Wert darauf – nicht zu ihrem sonstigen Erscheinungsbild passen wollte.

Der Neuankömmling wusste, dass sich unter ihren Anzügen ansehnliche Waffenarsenale verbargen; ein Umstand, von dem die russische Regierung angesichts der vielen Spiel- und Lusttempel Katamas, die Moskau wie eine dekadente, gesetzlose Seuche heimsuchten, nur allzu gut wusste. Doch da Demokratie in diesem Land im-

mer noch ein rhetorischer Anstrich und keine gelebte Wirklichkeit war und weil Deals hinter den Kulissen dazu beitrugen, dass Katama den russischen Staat und seine Funktionäre mit einer guten Summe sponserte, bewahrte jedermann Stillschweigen. Kaum eine Stadt war so geübt im Wegsehen wie Moskau. Es gab doch nichts über den Klüngel. Keine Frage: In Zeiten, in denen sich Verbrecherkönige ihre Residenzen auf der ganzen Welt aussuchen konnten, gedachte die Megametropole am namensgebenden Fluss ihr gutes Szenenimage zu bewahren.

Der Besucher langte vor ihnen an. Demonstrativ bauten sich beide Männer, als wäre ein Annäherungsalarm in ihren Stierköpfen ausgelöst worden, auf und verschränkten die gewaltigen Arme. Wie es ihre Pflicht war, versperrten sie ihm den Weg.

Jeden Augenblick würden Sie ihn danach fragen, wer er war, ob er als Gast ihres Bosses eine ordnungsgemäße Anmeldung besaß und – falls ja – er irgendwelche Waffen bei sich trug.

Verhielt man sich kooperativ, würden sie einen auffordern, sich an die Wand zu stellen und dort seine Hände abzustützen. Provozierte man ihre begrenzte Geduld und Begriffsfähigkeit, würden

sie sich ihre Bitte sparen und selbst zur Sache kommen. Beim Durchchecken gingen sie stets übergründlich vor: Sie untersuchten jeden Angereisten – egal ob Medienmogul oder Ölzarr, Sportwettenschwindler oder Drogendealer – an Stellen, bei denen ein Normalsterblicher ziemlich sicher war, dass kein Mensch dort etwas verstecken könnte, das größer war als ein eingewachsenes Haar.

Heute kamen die Männer jedoch nicht dazu, etwas zu sagen. Der Fremde hob eine Hand, und im nächsten Moment wichen die Bulldozer aus Muskelmasse, sich bedingungslos fügend, zu den Seiten. In aller Ruhe glitt er an ihnen vorbei und betrat das Gebäude.

Drinnen erwartete ihn das übliche, nach Süßkirsche duftende Aroma, welches durch die Luft zog und sich mit einer schier undurchdringlichen Klangmauer aus kräftigem Bass mit entfesselt dröhnenden, künstlich klingenden Akkorden vermengte. Der Besucher kannte seinen Weg. Er machte sich daran, die riesige Halle im Erdgeschoss zu durchschreiten, um zum Aufzug am anderen Ende vorzustoßen. Während er ging, schenkte er dem bunten Treiben um ihn herum nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Gleißende Lichtstrahlen schnitten durch den in der Luft liegenden Nebel dunstigen Rauchs, der sich dicht über dem Boden sammelte. In einem Teil der Halle gab es diverse Tische, an denen verschiedene Formen des Glücksspiels praktiziert wurden; exotische Frauen schmiegten sich an ihre Begleiter oder tanzten an Metallstangen auf erhöhten Plattformen im Stroboskoplicht. In der Luft lag ein quälend aufwühlender Duft.

In einem anderen Teil der Halle, jenseits des offenen, leicht erhöhten Zentrums mit den luxuriösen Sitzgelegenheiten, befand sich eine Bar. Hier blubberten Drinks, die schäumten, Cocktails, die die Farbe wechselten, wenn man sie an die Lippen führte. Bereits eines dieser Getränke, so stand zu vermuten, überstieg das Jahreseinkommen eines gewöhnlichen Angestellten bereits um Längen. Unangenehm süße Dampfschwaden, deren leicht beißender Geruch an Gewürznelken mit Honig erinnerte, entsprang vielen verzierten Wasserpfeifen im Raum, von denen eine Gruppe persisch aussehender Männer regen Gebrauch machte.

Der letzte, leicht abgeschiedene Bereich des Erdgeschosses, in dem vierundzwanzig Stunden am Tag eine Party gefeiert wurde, bot lange Bah-

nen lichtdurchlässiger Vorhänge aus vielfarbigem Stoff. Dahinter zeichneten sich die aufreizenden Konturen weiblicher Körper ab. Katama schöpfte wirklich jedes Quäntchen Potenzial aus, um seine Gäste – natürlich nur Gäste, die es auch wert waren – bei guter Laune zu halten.

Mit zielgerichteten Schritten durchquerte der Angereiste den Irrgarten aus Spieltischen. Es nahm eine Weile in Anspruch, doch zuletzt erreichte er den goldverkleideten Lift. Auch hier drohte ein grimmig dreinblickendes Wächtertandem, sein Fortkommen zu vereiteln, doch auf einen weiteren Handwurf machten sich die wandelnden Lebenserhaltungssysteme mit Killerinstinkt plötzlich rar. Katama war nun nicht mehr weit.

- O -

Ungestörte Momente waren selten für Katama. Täglich umgeben von Geschäftspartnern, Handlangern und weiblichen Begleiterinnen, war er genötigt, stets reserviert zu erscheinen, unangreifbar und beherrscht. Sein öffentliches Bild zu pflegen, kam einem unaufhörlichen Bemühen gleich.

Er konnte es sich nicht gestatten, in einem Moment der Schwäche erwischt zu werden, nicht einmal vor den Politikern und FSB-Schergen. Vor Dritten die Kontrolle über sich zu verlieren, würde bedeuten, die Kontrolle über diejenigen zu verlieren, die für ihn arbeiteten und das Gesicht vor denjenigen, mit denen er Geschäfte trieb. Ein sorgloses Lächeln, ein Ausdruck von Wut, irgendein Hinweis auf Zweifel oder Bedauern konnte alles zunichte machen, was er so lange und hart aufgebaut hatte.

Seine Gefühle zu verbergen, war schwer für ihn, denn im Grunde seines Herzens war er ein leidenschaftlicher Mann, genauso anfällig für Wut wie für Leichtsinnigkeit. Die Rolle eines Niemands, eines charakterlosen Wesens, zu spielen war die schwerste Aufgabe, die er jemals erfüllen musste – und zweifellos auch die entscheidendste.

Er verbrachte seine Tage und die meisten seiner Abende auf dem Präsentierteller im Herzen Moskaus. Das machte die wenigen einsamen Stunden, die er sich vorbehielt, so kostbar; er genoss sie wegen ihrer Einfachheit. Duftige, kühle Laken. Erleichterung von dem ständigen Lärm und betäubenden Gerüchen des Festsaals. Die leiden-

schaftliche Umarmung der einzigen Frau, die das Innere seines Schlafzimmers betreten durfte, auch wenn außerhalb davon niemand die beiden jemals auch nur fünf Meter voneinander stehen sah.

Oriana Raskolnowa saß vor dem Waschtisch zu Katamas Rechten und führte eine jadebesetzte Bürste über ihr üppiges, ebenholzfarbenes Haar. Die Art, wie sie es in langen, verführerischen Strichen bearbeitete, übte eine hypnotisierende Wirkung auf ihn aus.

Obwohl Katama wusste, dass es falsch war, sich zu erlauben, diese Frau zu lieben, war sie einfach unwiderstehlich für ihn. Offiziell leitete sie die weiblichen und männlichen Begleiter, die im Penthousepalast arbeiteten, und erledigte diese Aufgabe stets scharfsinnig und dezent. Sie lenkte die Spieler am Tisch ab oder überprüfte Neuankömmlinge auf böse Absichten. Instinktiv verstand Oriana es, das darzustellen, was die Gäste sich wünschten: In einem Moment schüchtern, schamlos im nächsten; sanft und unschuldig für den einen Mann, eine aufreizende Versuchung für einen anderen; ein warmes und liebevolles Herz für diejenigen, die jemanden zum Zuhören brauchten.

Katama konnte ihre Wirkung auf ihn nicht leugnen, und dieser Umstand machte ihn nachdenklich. Bei seinem Aufstieg zu Macht und Einfluss hatte er gelernt, dass es im Geschäftsleben nur ein universelles Prinzip gab: das der Angst. Sein Ziel war immer gewesen, seinen Untergebenen Angst einzuflößen und gleichzeitig mit seiner eigenen Furcht vor denen zurechtzukommen, die danach trachteten, ihn zu Fall zu bringen – und es gab jede Menge Einzelpersonen und organisierte Gruppen, die in diese Kategorie fielen. Höhergestellte, Rivalen, Konkurrenten und Regierungen.

Ganz sicher: Es gab immer einen Grund, Angst zu haben, wenn mit jeder Entscheidung, die er traf, so viel auf dem Spiel stand. Er wäre wohl nie so weit gekommen, hätte er nicht diese eine elementare Regel beherzigt: *Zeige niemandem, dass Du Angst hast. Besonders nicht*, dachte er mit selbstironischem Lächeln, *der Frau, mit der Du schläfst.*

Oriana bemerkte seinen Blick im Spiegel. Ihr Ebenbild sah ihn sanft und liebevoll an. „Hast Du einen schönen Traum gehabt?“

„Ja.“, sagte er. „Aber ich habe festgestellt, dass Du nicht darin vorkommst. Also habe ich mich entschieden, wieder aufzuwachen.“

Sie hielt eine Strähne ihres Haars fest in der Hand und löste mithilfe der Bürste einige Knoten darin. „Bereit, die Massen eine weitere Nacht zu beeindrucken?“, fragte sie mit breitem Lächeln.

Katama wusste, dass dies bedeutete, dass ihre gemeinsame Zeit unerbittlich auslief. Er blickte auf die Uhr und realisierte, dass er sich schon in einer Dreiviertelstunde mit einem geschätzten Gast aus Mexiko treffen musste. Orianas und seine Wege würden sich also bald erneut trennen. Er rollte auf die Seite, um sie direkt anzusehen. „Ich bin sicher, mit Deiner Hilfe werden die Tische den üblich hohen Profit abwerfen.“

„Darüber habe ich schon mit Kenny gesprochen.“, sagte sie. „Er ist sich darüber im Klaren, dass er den Abend mit einem Gewinn oberhalb von sechzig Prozent abschließen soll.“

Erst kürzlich hatte Katama die zu veranschlagende Höhe des Gewinns heraufgesetzt. „Gut. Ich werde ihn dennoch von Iwan beobachten lassen. Nur für den Fall…“

Unmut verdunkelte ihr makelloses Gesicht mit den hohen Wangenknochen. „Ich weiß, dass Iwan gut in dem ist, was er tut.“ Sie zögerte. „Ich mag ihn aber nicht.“

„Ich genauso wenig.“, gab Katama zu. „Aber wir *müssen* ihn auch nicht mögen. Er soll dafür sorgen, dass die Leute spuren, nicht dass sie ihn nett finden.“

Oriana legte ihre Bürste beiseite und drehte sich zu ihm. „Du musst ihn an der kürzeren Leine halten. Weißt Du, was er sich letzte Woche geleistet hat? Er ist mitten in eine lukrative Pokerrunde hereingeplatzt und hat sich einen der Gäste zur Brust genommen. Hat ihm Vorwürfe gemacht und das ganze Spiel zum Erliegen gebracht. Iwan überschreitet seine Grenzen, und das drückt den Gewinn.“

„Vielleicht ist er ab und zu ein wenig penibel mit seinen Pflichten.“, räumte Katama ein.

„Das ist kein Grund, so viel Vertrauen in ihn zu setzen.“

Katama stand auf und trat hinter Oriana, wo er damit begann, ihre Schultern fest, aber zärtlich zu massieren. „Ich vertraue niemandem. Aber dieser Ort braucht Sicherheit.“

Neckend fragte sie: „Du würdest Deinen Gewinn im Namen der Sicherheit aufgeben?“ Sie lächelte süßlich. „Manche würden das für einen schlechten Tausch halten.“

„Was nützt Dir ein satter Gewinn, wenn Du tot bist?“, antwortete er und erinnerte sich der gescheiterten Attentate in den vergangenen Jahren, die allesamt seiner Person gegolten hatten. Seitdem er Iwan als den Leiter seiner internen Sicherheit eingestellt hatte, waren solche bedauerlichen Zwischenfälle nicht mehr geschehen. „Iwan bleibt, wo er ist.“

Ihr Handy, das neben ihren Kosmetikbehältern auf dem Waschtisch lag, piepte leise. Sie nahm es, ließ es aufschnappen und drückte es an ihr Ohr. „Was ist?“ Nachdem sie ein paar Sekunden aufmerksam zugehört hatte, sagte sie etwas Knappes zur Bestätigung und schloss das Gerät. Sie legte es zurück auf den Waschtisch, und ihr Blick traf den fragenden von Katama im Spiegel. „Du solltest Dich anziehen.“

„Warum?“

„Du hast Besuch.“

Besuch. Er glaubte, er hätte sich verhört. Welcher seiner Mitarbeiter besaß die Unverschämtheit, innerhalb seiner Ruhestunde jemanden zu ihm zu lassen? „Ich wollte doch nicht gestört werden.“

Sie blinzelte. „Vielleicht solltest Du ja mit *Iwan* sprechen. Wie auch immer: Ich glaube, Deine Anwesenheit ist erforderlich."

Überaus ungehalten, zog sich Katama etwas an und begab sich ins Herrenzimmer. Ein kleines Feuer loderte dort im Kamin, und an den Wänden hingen Schwarzweißfotografien, die ihn zusammen mit seinen ergebensten Geschäftspartnern darboten, darunter auch Staatschefs und Wirtschaftsmagnaten aus der ganzen Welt. Katama hatte eine Weile gebraucht, diesen Raum zu seiner Zufriedenheit einzurichten, und mit Orianas Hilfe war ihm dies tatsächlich gelungen. Normalerweise war er nur denjenigen vorbehalten, die es wert waren, einen Deal abzuschließen. Über das Kleinvieh war er lange hinaus.

Als er das Zimmer betrat, flankierten vier seiner loyalsten Wächter den unerwarteten Ankömmling mit gezückten Shotguns; eine Gestalt, deren kompletter Körper in ein langes, bis zum Boden reichendes Kuttengewand gehüllt war. Den Kopf verdeckte eine lange Kapuze. Der Unbekannte war der Glut zugewandt und verharrte in völliger Regungslosigkeit.

Katamas Wut steigerte sich. Was hatte dieser Aufzug zu bedeuten? Warum hatte nicht längst einer von seinen Wächtern ihm diese alberne Kapuze vom Kopf gerissen, die in eklatanter Weise gegen die Einlassvorschriften verstieß? *Jeder* hatte sich ihm hier zu offenbaren; in seinem Reich diktierte Katama die Regeln. *Vielleicht hat Oriana Recht, und ich sollte mich wirklich nach einem Ersatz für Iwan umschauen.*, erwog er.

Katama entschloss, sich seine Verunstimmung nicht sogleich anmerken zu lassen und schlüpfte wieder in die Rolle jenes nonchalanten Nobodys, dessen Spiel er in den vergangenen Jahren perfektioniert hatte. Außerdem mochte es ja sein, dass er einen potenziellen Geschäftspartner von beachtlicher Liquidität vor sich hatte. Im Laufe seines unternehmerischen Lebens hatte er bereits viele Personen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen bedient, darunter auch höchst eigenwillige Figuren. Wie auch immer: Dieser Fremde würde ihm nicht mehr entkommen, und er würde sich ihm auch zu erkennen geben.

„Guten Abend. Mit wem habe ich die Ehre?“, fragte Katama in vorgetäuschter Höflichkeit.

„Hallo, Katama." Die Stimme klang heiser und krächzig. Sie kündete von zerstörten Nervenenden, und doch kam sie ihm bekannt vor.

Katama wühlte in seinem Gedächtnis, vergewisserte sich eines Blicks zu seinen Wächtern, die den Angereisten jederzeit eliminieren konnten – und wurde fündig. *Nicht doch…* „Sind *Sie* es, Mister Salaton?" Eine Sekunde zweifelte er selbst an der Möglichkeit.

Nach wie vor verzichtete die pech gekuttete Gestalt darauf, sich zu ihm umzudrehen. „So sieht man sich wieder, nicht wahr?"

Katamas Kiefer malmte. Wenn das wirklich Salaton war, der sich mit diesem Auftritt erdreistete, seine natürliche Autorität zu untergraben, dann hatte er sich mehr als eine Abreibung verdient. Doch alles zu seiner Zeit. Der Gangsterboss schlug die Hände zusammen und rieb sie bedeutungsvoll aneinander. „Nun, das nenne ich eine ausgemachte Überraschung, Mister Salaton. Allerdings lasse ich Sie hiermit wissen, dass ich nicht erfreut bin über diese Art der Verkleidung. Ebenso wenig, wie ich über die sonstige Art Ihres Erscheinens bei mir erfreut bin. Wir kennen uns jetzt zwei Jahre, aber so etwas haben Sie sich noch nie geleistet. Schade, dabei habe ich Sie stets

für einen Mann mit Manieren gehalten." Katama leckte sich die Lippen. „Und wo wir dabei wären: Sie haben sich Zeit gelassen. *Zu* viel Zeit, wenn ich hinzufügen darf. Hatte ich Ihnen nicht fünf Wochen gegeben?" Er schnalzte und betrachtete seine gepflegten Fingernägel. „Das wird Sie natürlich einiges von Ihren Vorschusslorbeeren kosten. Allerdings…" Katama blickte wieder auf. „…würde ich mich bereit erklären, ein wenig Nachsicht walten zu lassen, wenn Sie mir jetzt demonstrieren, dass Sie unsere Vereinbarung nicht vergessen haben."

Als sein Gegenüber immer noch verharrte, merkte Katama, wie heftige Emotionen unter seiner Oberfläche zu brodeln anfingen. Er stellte sich vor, wie er die Luftröhre dieses kleinen Menschen ohne Mühe mit einer Hand zerquetschte. Sein zweiter Gedanke war, dass er dem Mann den Hals aufschlitzen lassen konnte…wobei das natürlich nicht in diesen Räumlichkeiten ging, die ihm so sehr am Herzen lagen. Wer konnte schon sagen, wie lange die Blutflecken den Teppichen anhaften würden? „Mister Salaton,", setzte er erneut an und zügelte sein Temperament, „was Sie sich hier leisten, ist äußerst gefährlich. Das muss ich Ihnen doch nicht sagen, oder? Sie stören mich in meiner

Ruhestunde, dringen – ich weiß nicht, wie – hier ein. Alleine das würde schon genügen, um Sie erheblich zu bestrafen. In Ihrem eigenen Interesse hoffe ich, dass…“

Katama unterbrach sich, als sein Besucher sich nun tatsächlich umwandte. Die Kapuze hing so tief, dass nur Schwärze anstelle des Gesichts zu sehen war. Er erkannte schwarze Lederhandschuhe, die über die Hände des Mannes gestülpt waren – und verstand das alles nicht recht.

Wenn er wirklich Salaton vor sich hatte, so musste er seinen ursprünglichen Eindruck von ihm möglicherweise korrigieren. Er hatte ihn für einen armseligen Vollidioten gehalten; einen kleinen Fisch, der ihm unwiderruflich ins Netz gegangen war. Dass sein Charakter offenbar noch vor Tollkühnheit strotzte, würde er in Zukunft bedenken. Nur bedauerlicherweise würde dieser Kerl keine Zukunft mehr *haben*.

Katama beobachtete, wie sein Besucher nun etwas aus der Tasche seiner Robe zutage förderte. Es war ein kleiner, eckiger Gegenstand, der in seiner Hand ruhte. Im Hintergrund hörte man, wie sich Finger um Abzüge spannten. Salaton betätigte einen einzelnen Knopf auf dem kantigen, unscheinbaren Objekt, und in der nächsten Se-

kunde schnappte nach oben und nach unten um jeweils einen Dreiviertelmeter ein langer, dünner Stab heraus. An seinen Enden lief er in scharfe, gekrümmte Messer aus, wie eiserne Dornen anmutend. Er war überall versehen mit glitzernden Edelsteinen und – sofort zu erkennen – einem eigentümlich gravierten ‚O'. Dem Banner der Optimiertenbewegung.

Khans Zepter… Das musste es sein. Katamas Augen wurden groß. Es musste ein Vermögen wert sein.

Zufrieden nickte er. „Sie haben es also tatsächlich geschafft, mir meinen Wunsch zu erfüllen. Das könnte sich günstig für unsere weitere Beziehung auswirken, Mister Salaton. Und nun: *Geben* Sie mir das gute Stück."

Keine Reaktion. Der Andere rührte sich nicht.

„Nun, gut, Mister Salaton, wie Sie wollen. Wie heißt es so schön? – Wir machen uns alle unsere eigene Hölle." Ein unausgesprochenes Signal an seine Wächter sendend, hob er drei Finger. Die Teppiche waren ihm mit einem Mal egal; er würde sich eben neue beschaffen. „Ich werde jetzt bis drei zählen. Wenn Sie mir bis dahin nicht das Zepter ausgehändigt haben… Tja, sehen Sie: Es liegt in Ihrer Hand. Also: Eins, zwei…" Er ließ eine

Pause entstehen, ehe der letzte Finger sich fatalistisch senkte. „…*drei*."

Ein, zwei Herzschläge vergingen. Hinter Katama knallte es berstend laut. Aber der Eindringling am Kamin blieb unversehrt, stand nach wie vor im Vordergrund der Flammen.

Katama fuhr herum – und wollte seinen Augen nicht trauen. Blutlachen, gespritzte und weit geflogene Gedärm- und Hirnmassen, die die Wände besudelten. Alle vier Wächter lagen oder saßen, vereint im Tod, beieinander, und ihre Gesichter waren nur noch verstümmelte Grimassen mit Löchern dazwischen.

Was zum…? Mit überirdischem Bewusstsein begriff Katama, was sich soeben abgespielt hatte: Sie hatten die Waffen aufeinander angelegt und sich gegenseitig gerichtet.

Seine Gedanken wirbelten. *Verrat!*, witterte er sofort. Jemand musste ihn verraten haben. Was für eine Verschwörung ging hier vor sich? Steckten Salaton und die, die er zum Schutz des sensibelsten Bereichs seines Hauses abgestellt hatte, unter einer Decke? So musste es sein. Doch was für eine Verschwörung war das, an dessen Ende sich ein Teil der Verschwörer gegenseitig niederschossen?

Verwirrung und Schock wetteiferten im Gangsterboss, während die Sekunden verstrichen. Sein Herz raste, seine Hände begannen zu zittern. Noch zögerte Katama, unentschlossen, ob er die Flucht ergreifen oder eines der zu seinen Füßen liegenden Geschosse in seinen Besitz bringen sollte. Er entschied sich für Letzteres, doch kaum hatte er sich eine der blutverschmierten Shotguns gegriffen, rumste es hinter ihm, und die große Flügeltür – der einzige Zugang zum Herrenzimmer – fiel zu. Das Schloss schnappte.

Das Schloss? Unmöglich! Der Schlüssel steckte auf der anderen Seite. Es sei denn, jemand stand dort und hatte das Werk verrichtet, das ihm zugetragen worden war. *Oriana?* Konnte es sein, dass Oriana…? *Nein. Oder vielleicht doch?* Katama drohte sich in Paranoia zu verlieren.

Nervös rüttelte er an der Tür und rief um Hilfe, schrie wie ein kleines, armes, verwundbares Wesen. Er schämte sich dafür. Doch niemand schien ihn zu hören oder *wollte* ihn hören.

Das elektrische Licht, das die Deckenfluter gespendet hatten, erlosch. Als Katama sich umdrehte, war Salaton vom Kamin verschwunden. Stattdessen stand er nun zwei Meter vor ihm, eine Silhouette mitten in der Düsternis.

„Mein Gott.“, hauchte Katama. „Was sind Sie nur geworden?“

In diesem Moment teilten sich unter der Kapuze nicht geahnte Lippen. „Die Vergangenheit ruht jetzt.“, erwiderte eine ruinierte Stimme. Diesmal erhielt er Gewissheit, dass sie Salaton gehört hatte. Früher einmal.

Vor ihm reckte sich das kapuzierte Ungeheuer der hoch aufragenden Decke entgegen, Finger und Arme spinnenhaft in die Höhe gespreizt. Dann erlosch auch das Feuer im Kamin, und totale Finsternis hüllte Katama ein.

Ein paar Atemzüge vergingen. Bis etwas unglaublich Scharfes in Katamas Hals schnitt und ihm den Kopf von den Schultern trennte. Wohltuendes Nichts schloss sich an.

- O -

So fühlt es sich an, George Salaton zu sein.

Das Licht in Deinem Universum ist nur noch ein helles Grau, umrankt von tiefster Dunkelheit. Es ist das Licht, in dessen Schein Du die Ewigkeit erblickt hast.

Das Licht tut weh, es wird brennen. Es erinnert Dich daran, dass ein Teil von Dir immer auf

schwarzem Sand liegen wird, während Du spürst, wie Du in Flammen aufgehst. Aber das ist der Preis für die Gabe, die Du erhieltest.

Du hörst Dich atmen. Es ist ein schwerer, zischender Atem, und er kratzt an bereits wunden Nerven. Du hast so vieles auf Dich nehmen, so vieles ertragen müssen, doch jetzt bist Du am Ziel. Nichts wird Dich mehr bestimmen.

Du verlässt den Penthousepalast, wie Du gekommen bist, und verschwindest in der Finsternis der Moskauer Nacht.

Du bist noch unentschlossen. Noch weißt Du nicht, was Du mit Deinem neuen Leben anfangen wirst. Doch Du weißt, dass Du berührt worden bist. Der Beweis wurde erbracht, dass Du etwas Besonderes bist. Endlich ist es geschehen. Das, was Du für Deinen Untergang hieltest, wurde Deine neue Geburt. Du bist erleuchtet worden.

Langsam folgst Du dem Pfad, der nun für Dich vorbestimmt ist. Und während Du diesen Pfad entlang schreitest, erblickst Du vor Dir und tief in Dir immer dieselbe Gestalt. Du siehst den schwarzen Engel; den Engel, der Du geworden bist. Den Engel, aus der Asche aufgestiegen, um Dir den Weg in die Zukunft zu weisen.

- Teil III: *2020* -

.:Kapitel 5

3. März 2020
Washington D.C., USA

Paula Greens Füße fühlten sich an wie bleierne Gewichte, als sie die Schwelle überschritt und die Haustür hinter sich schloss. Sie kam sich vor lauter Erschöpfung nur noch wie eine Hülle ihrer selbst vor. Eigentlich hatte sie bereits vor zwei Stunden zuhause sein wollen, aber wie so oft hatte ein neuer Haufen Arbeit auf die letzte Minute diesen Abend zu einem weiteren in einer schmerzhaft langen Reihe von Abenden gemacht, die sie mit der Vorbereitung eines neuen J.A.G.-Verfahrens in ihrem Büro verbrachte.

Sie zog die Schuhe aus, entledigte sich Mantel und Tasche und durchquerte den Eingangsbereich des Hauses. Während sie sich der Wohnzimmertür näherte, bereitete sie sich innerlich

auf den Gesichtsausdruck ihres Mannes vor. Eigentlich hatte sie ihm mitteilen wollen, dass sie sich verspäten würde, weil sie und zwei ihrer Assistenzanwälte wieder einmal Überstunden einlegen mussten. Bedauerlicherweise hatte sie nicht einmal die Gelegenheit für diese kurze, private Benachrichtigung gefunden.

Er wird es schon verstehen., hoffte sie. *So ist der Job nun mal, das weiß er.* Je stärker sie sich das einredete, desto mehr geriet sie jedoch wieder ins Zweifeln. Sie wusste, dass er sich im Grunde seines Herzens eine andere Situation wünschte. Nicht weil er es nicht gern sah, dass sie sich in ihrem Beruf verwirklichte, sondern weil er seit geraumer Zeit den innigen Wunsch hegte, eine Familie zu gründen. Wahrscheinlich war es nicht übertrieben, dass er sich ab und zu vorstellte, wie es war, wenn *er* als zweiter nachhause kam. Und wären die Dinge so einfach gewesen, hätte es keinen Wunsch auf der Welt gegeben, den Paula ihm lieber erfüllt hätte. Doch sie *waren* es einfach nicht.

Behutsam schob sie sich durch den Spalt in der Tür und fing ein schwaches Aroma von gegrilltem Fisch auf, das in der Luft lag. Am Esstisch blieb sie stehen. Zwei noch immer brennende Kerzen wa-

ren fast bis auf den Docht heruntergebrannt. Auf ihrem Platz stand ein sauberer Teller, eingerahmt von glänzendem Silberbesteck. Ihr Wasserglas war voll. Eine offene Flasche Jadot Pouilly-Fuisse stand neben ihrem tulpenähnlich geschwungenen Weinglas.

Phillip stand am großen Fenster auf der anderen Seite des Raums, das ihnen einen beeindruckten Panoramablick auf den Chesapeake and Ohio Canal sowie das oftmals quirlige Studentenleben mitten im geschichtsträchtigen Grün von Georgetown gewährte. Schweigend schaute er hinaus. Er trank die letzten Tropfen aus seinem Weinglas, und nach einer Weile sagte er, ohne sich umzudrehen: „Ich habe ohne Dich angefangen."

„Das sehe ich." Paula nahm die Serviergabel in die Hand und stach damit in ein unberührtes Seebarschfilet, das bereits längere Zeit kalt war und vernachlässigt in der Mitte des für zwei Personen gedeckten Tisches stand. Sie legte die Gabel parallel zum Filet zurück auf die Servierplatte. „Es tut mir Leid, dass ich so spät komme.", brachte sie hervor und schenkte sich ein halbes Glas der weißen Spätlese ein. „Auch, wenn es sich wie eine Ausrede anhören sollte: Das ist alles nur Jonny Deppers Schuld. Wenn er ein bisschen frü-

her das Memo von Richterin Shanti gelesen hätte… Na ja, jetzt ist das Kind schon in den Brunnen gefallen, fürchte ich."

Phillip sah immer noch aus dem Fenster. „Mhm."

Irgendetwas schien nicht zu stimmen. Jedenfalls kannte Paula ihn nicht dafür, dass er ein sonderlich nachtragender Mensch war. Sie nahm ihr Glas, umrundete den Tisch und leistete ihm Gesellschaft. Zusammen blickten sie in die Abendröte hinaus. Soeben versank die Sonne als blutroter Ball hinter einer Armee aus Pappeln, und von der Straße drangen die Stimmen spielender Kinder. Paula hatte diese Atmosphäre stets geliebt, doch ahnte sie auch, dass sie gewissermaßen von Jahr zu Jahr das stille Leiden ihres Mannes über ihr unerfülltes Familienglück potenzierte.

„Was ist los, Phillip?"

„Ach, es ist…" Er stoppte sich, als Schmerz seine normalerweise starken und stoischen Gesichtszüge verzerrte. Daraufhin fuhr er sich durchs dichte, schwarze Haar. „Mutter. Bei ihr wurde heute Pyrrhoneuritis diagnostiziert."

Paula stockte zuerst der Atem. Sie ertappte sich dabei, wie ihre Stimme brüchig wurde, sich in ein

bestürztes Flüstern verwandelte. „Oh nein. Wie lautet die Prognose?“

„Es ist die idiopathische Variante. Das Stadium ist fortgeschritten. Hätte sie ihren verfluchten Dickschädel einmal beiseitegelassen, wäre die Sache vielleicht noch medikamentös behandelbar gewesen. Aber jetzt… Ein paar Monate hat sie vielleicht noch.“ Phillip bemühte sich, ruhig zu atmen und stieß Luft durch zusammengebissene Zähne aus, als er sich vorlehnte und seine Stirn an das Fenster drückte.

Es war nicht so, dass diese Sache vom Himmel fiel, überlegte Paula. Seit Wochen hatte er seine sturköpfige Mutter bearbeitet, eine ausführliche Untersuchung nicht weiter vor sich herzuschieben. Dass es allerdings gleich die idiopathische Pyrrhoneuritis war, übertraf zweifellos auch seine schlimmsten Befürchtungen. Diese Ausprägung der Krankheit ließ sich im Frühstadium durch Einsatz von Arznei, die stark an Nebenwirkungen war, in die Länge ziehen, doch stoppen konnte man sie in keinem Fall.

Das Perfide an der Krankheit bestand darin, dass die Opfer auch in den abschließenden Zügen der Pyrrhoneuritis bei klarem Verstand blieben, aber unglücklicherweise bestanden ihre Symp-

tome in erster Linie aus schrecklichen Schmerzen. Wenn überhaupt, so war der einzige mildernde Umstand, dass die letzte Phase in der Regel kurz war.

So kurz, dachte Paula, *dass es Phillip noch schwerer fallen wird, sich von seiner Mutter zu verabschieden.* Auf der anderen Seite hatte sie schon von vielen Freunden und Bekannten gehört, wie auszehrend es sein konnte, das lange Dahinsiechen einer Person zu erleben, der man nah stand. So war es wie die Wahl zwischen Pest und Cholera: Man wusste nicht, was man jemandem wünschen sollte, der in eine Situation wie dieser hineingeraten war. Alles, was sie tun konnte, war, ihm zu zeigen, dass sie für ihn da war. Gleichwohl wusste sie, wie wichtig Phillip sein Stolz war, das Gefühl, sich nicht zu viel anmerken zu lassen. Deshalb verzichtete sie darauf, seine Hand zu nehmen oder sich an ihn zu schmiegen.

Heute gelang es ihm nicht, jene Fassung zu wahren, die im Laufe des Lebens, das er geführt hatte, ein unersetzbarer Teil von ihm geworden war. Eine einzelne Träne stahl sich aus Phillips geschlossenen Augen. Paula nahm ihm das leere Glas aus der Hand und stellte es auf den Ecktisch neben ihr eigenes. Normalerweise machte er auf

sie den Eindruck, Berge versetzten zu können, aber an diesem Abend erlebte sie ihn wie noch nie zuvor, seit sie verheiratet waren. Er war wie ein führerloses Schiff in einem aufbrausenden Gewässer. Damit war er aus jener natürlichen Rolle gefallen, die er sonst so gerne innehatte.

Mit sanftem Druck führte sie ihn zum Sofa, drückte ihn in die Polster und setzte sich daneben. „Wann hast Du davon erfahren?“

„Heute Nachmittag.“, erwiderte er gedämpft. „Ich glaube, es war vier, als Mutter mich anrief.“

Paula nahm eine seiner großen, gegerbten Hände in ihre eigene und sagte: „Wenn es etwas gibt, das ich tun kann, lass es mich bitte wissen, ja?“

Er schüttelte den Kopf. „Du tust schon genug.“ Sein Blick veränderte sich, als seine Gedanken in weite Ferne zu treiben schienen. „Weißt Du, was ich eigenartig finde? Als Mutter mich wissen ließ, dass die Ärzte bei ihr Pyrrhoneuritis festgestellt hatten, musste ich mit einem Mal an die Toten auf den Schlachtfeldern in Zentralasien denken. Plötzlich waren die Bilder wieder da. Die letzten Tage des Kriegs; wir kamen Khan immer näher, und er wusste das. Wir zahlten einen hohen Preis für jeden Sektor, den wir ihm auf den Weg nach Samarkand abnahmen. Manchmal gingen Tarn-

minen ohne Ankündigung in unseren Lagern hoch oder es gab Angriffe von Truppen, die sich aus dem Hinterhalt angeschlichen hatten. Momente der völligen Stille konnten im nächsten Moment in Chaos und Zerstörung umschlagen. Der Anblick all dieser ruinierten Leben, ausgelöscht in wenigen Sekunden… Ich dachte, das hätte mich darauf vorbereitet, mit solchen Dingen zu rechnen. Wie es aussieht, habe ich mich geirrt."

„Wir sind *niemals* auf das vorbereitet, was die Zukunft bringt.", entgegnete Paula. „Ich finde, das ist etwas Begrüßenswertes. Aber leider gehören manchmal auch schlechte Neuigkeiten dazu."

Er seufzte, drückte ihre Hand und fuhr fort. „Die Dinge im Leben sind schon komisch, nicht? Egal, wie wachsam wir zu sein versuchen: Manchmal schleichen sie sich so heran. Wir begreifen zwar irgendwann, dass wir selbst nicht unzerstörbar sind, aber wir vergessen dabei trotzdem, dass das auch für unsere Eltern gilt. Dann, eines Tages, ist eine der Personen, die Dich auf die Welt brachten, fort…und Du begreifst, dass Du einer der Nächsten sein wirst."

„Noch *ist* sie nicht fort."

Zum ersten Mal schaute er sie aus seinen traurigen, dunklen Augen an. „Nein, noch nicht. Aber

bald wird sie es sein.“ Phillip lehnte sich zurück, legte seinen Kopf auf das Sofa und starrte die Zimmerdecke an. „Weißt Du, ich habe mir immer ihr Lächeln vorgestellt, wenn ich ihr sage, dass sie Großmutter wird. Es wäre…schön gewesen.“

Paula versuchte, sich vor dem Schmerz abzuschirmen, der nun auch sie traf. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, dass das Problem, das geraume Zeit ihre Beziehung belastete, nicht nur in erster Linie Phillips Leiden war. Hatte sie es von sich weggeschoben, zu lange ignoriert? An welchen geistigen Ort hatte sie sich geflüchtet?

Wie gerne würde ich Dir Deinen Wunsch erfüllen., formulierte sie in Gedanken. *Aber ich kann nicht. Es geht einfach nicht.* Sie lehnte sich mit dem Rücken an das seitliche Ende des Sofas und zog Phillip zu sich heran. Er lehnte sich an ihren Körper, und sie begann, die Anspannung aus seinen Schultern zu massieren. Seine Muskeln waren steinhart und völlig von dem Stress verspannt, der einen Menschen laut Paulas Vater – einem Arzt – frühzeitig ins Grab bringen konnte. Was beschäftigte ihn in seiner täglichen Arbeit mit dem Präsidenten und dem Sicherheitsstab? Zu spät fiel ihr auf, dass sie nicht mehr auf dem Laufenden war.

Aber das musste jetzt warten. Erst einmal mussten sie das Problem lösen, das unmittelbar vor ihnen lag. Ihre zart wirkenden Hände kneteten und massierten den harten Trapezmuskel, bis er sich langsam zu lockern begann. Phillip gab einen Laut von sich, eine Mischung aus Grunzen und Seufzen vor Schmerz und Entspannung.

Eine halbe Stunde später fühlten sich seine Schultermuskeln wieder wie menschliches Fleisch statt wie aus Marmor an. Phillip war inzwischen in Paulas Armen eingeschlafen. Sie beugte sich zu ihm nach vorne und hauchte ihm einen Kuss auf die auch im Schlummer gerunzelte Stirn. Ihr Magen meldete sich grummelnd, aber sie ignorierte ihren Hunger, um ihren Mann nicht aufzuwecken. Während sie ihn betrachtete, wurde ihr wieder einmal bewusst, wie sehr sie ihn liebte und wie sehr sie füreinander geschaffen waren.

Paula beschloss, selbst etwas zu schlafen, und sie schloss die Augen. Immerhin war es ein langer Tag gewesen. Für sie beide.

.:Kapitel 6

21. Mai 2020
New York, USA

Petra Wright entließ eine Rauchwolke in die Morgenluft, für diese Jahreszeit so überraschend kühl. Sie führte die Zigarette vom Mund weg und lehnte sich einen Augenblick über den Fensterrand ihrer Wohnung im dreiundzwanzigsten Stockwerk. An ihr Ohr drangen die leisen Geräusche einer noch schlafenden Stadt. Ferne Lichter schimmerten im Nieselregen, verblichen im frühmorgendlichen Dunst, lösten sich ins Nichts auf. Dann und wann trieben die sich langsam bewegenden Positionslampen eines Flugzeugs vorbei wie Glühwürmchen.

New York lag vor ihr, unter ihr, dehnte sich um sie herum aus. New York, das zu dieser frühen Stunde noch nicht jene hektische Betriebsamkeit

erreicht hatte, durch die es sich im früheren Jahrhundert den Titel der ‚Stadt, die niemals schläft' erwarb. Das lag eine Weile zurück.

Der Himmel hatte die Farbe von Indigo; darunter breitete sich die gewaltige Metropole aus, ein funkelndes Bild eleganter Vertikalen und wohlbedachter Horizontalen. Gläserne Giganten und Bauwerke aus Portlandkalkstein schimmerten schwach im Sonnenlicht, das zaghaft über den Horizont tastete. Harte Linien, zackige Spitzen, schwungvolle Bögen und überkuppelte Dächer verschmolzen perfekt mit Glas- und Metallteilen, auf denen sich die gerade erst entstehende Morgenröte in einem verwirrenden Helldunkel aus Licht und Schatten brach.

Wie oft hatte sie mit Jack an diesem Fenster gestanden und den neuen Tag begrüßt? Wie oft hatte sie ihm dabei gelauscht, wenn er sich von seinen Gedanken fortreiben ließ und ihr erzählte, was einst aus dem würde, was sie so selbstverständlich umgab?

Er hatte immer Augen und Ohren für die Dinge besessen, die im Alltag verloren gingen. Er hatte die Fähigkeit gehabt, über die hässliche Fratze der Welt, wie sie war, hinwegzusetzen, und an das Gute zu glauben. Manchmal hatte sie ihn da-

für beneidet, dass er diese selten gewordene Gabe besaß, seinen Optimismus nicht von der rauen Gegenwart, in der sie lebten, kompromittieren zu lassen.

Sie hatte ihn so sehr geliebt.

Wright zog erneut an ihrer Zigarette und blickte hinab auf zwei einsame Gestalten in dunklen Mänteln, die quer über den Platz wollten und sich Richtung Downtown entfernten. Ihre hohen Absätze klickten in versetztem Kontrapunkt übers Pflaster. Bestimmt handelte es sich um Krankenschwestern, die sich auf dem Heimweg befanden, wenngleich es eine merkwürdige Zeit für einen Schichtwechsel war. Die Frauen redeten kein Wort, und obwohl ihre Schritte nicht aufeinander abgestimmt waren, gingen sie zusammen, sodass sich die Schultern fast auf vertraute, schwesterliche Weise berührten. Sie schlangen einen Viertelkreis um den kleinen Park, ehe sie abbogen.

Wie ihr Atem hinter ihnen in einer gemeinsamen Dampfwolke aufstieg, das hatte etwas Rührendes; als spielten sie ein Kinderspiel und ahmten eine Dampflok nach. Sie durchquerten den frühen Morgen in dieser leblosen Kälte; heiße, kleine, organische Lokomotiven, mit ihren bipedischen Fertigkeiten jedoch an jedes Terrain an-

gepasst, und tief in ihnen unzählige, sich verzweigende, in einer Knochenschale verborgene Nervennetze und Nervenfasern mit ihren unsichtbaren Glühdrähten des Bewusstseins – diese Loks fanden ihren Weg auch ohne Schienen.

Wright fragte sich, warum diese seltsamen Überlegungen in ihr aufgekommen waren. Vermutlich deshalb, weil es nicht normal war, sich zu dieser Stunde auf den Straßen zu bewegen. Genau genommen war es verboten. Der Arbeitstag begann erst um sieben Uhr, bis dahin herrschte – wie auch in nahezu allen anderen Bezirken von New York und vielen weiteren großen Städten der Welt – Ausgangssperre. Das war schon so, seit die Eugenischen Kriege getobt hatten, und seitdem hatte sich nichts mehr an dieser Regelung geändert, abgesehen davon, dass die meisten Hauptstädte inzwischen von ihr befreit worden waren, da sonst der politische Betrieb aufgehalten wurde.

In den übrigen Megametropolen hielt sich jedermann an jene Vorschrift, die beinahe zu einem elften Gebot erwachsen war, aber immer weniger Personen wussten, worauf ihr Erlass eigentlich zurückging. Die Leute vergaßen, dass die Verschärfung der Sicherheit mit den zahlreichen Attentätern zusammenhing, die zu Beginn des Kriegs der

Augments gegen die Menschheit viele der großen Städte heimgesucht hatten.

Die Jahre der Augments. Eine Zeit wie ein düsterer Albtraum, dessen Konturen sich nach dem Erwachen jäh verloren und der einen doch wie ein drohender Schatten durchs Leben verfolgte.

Die Vergangenheit prägt uns, die Gegenwart verwirrt uns, die Zukunft ängstigt uns…

Wright entsann sich der Worte, die Jack einst an diesem Fenster und mit diesem Ausblick vor Augen ausgesprochen hatte und erkannte, wie schön es manchmal war, im Hier und Jetzt zu leben, keine störenden Gedanken über das Morgen zuzulassen und kaum über den eigenen Bauchnabel hinauszusehen. Sie beneidete die Leute dafür, dass sie das so gut konnten. Sie hatte nie zu ihnen gehört.

Sonst hättest Du wohl auch nie eine Schwäche für einen gewissen Science-Fiction-Autor entwickelt, der mit seinem eigenwilligen Kopf immerzu über allem Irdischen hing., erinnerte sie sich.

Wright schaute zum Himmel, einem Pastell aus verschnörkelten Wolken, durch den an vielen Stellen Mond und funkelnde Sterne drangen. Sie legte den Kopf noch etwas mehr in den Nacken, sah das Sternbild Orion über sich und musste daran denken, wie Jack ihr einst beigebracht hatte, der Linie

aus Sternen, die den Gürtel des Orion bildeten, bis zum Aldebaran zu folgen, der das Auge von Taurus, dem Stier, war. Stier war Jacks Sternzeichen gewesen, und manchmal stellte sie sich vor, dass er tatsächlich von oben auf sie herabschaute und nicht wirklich weg war. Sie fand den Großen und den Kleinen Wagen und die Milchstraße, die sich als eisgraue Spur quer über den Himmel zog.

Eines Tages werde ich Dir von dort winken. Eines Tages werden wir die Sterne bereisen, Du wirst schon sehen. Von dort oben müssen unsere alltäglichen Sorgen wie ein kleiner Lichtpunkt sein. Sie hörte die Worte, als stünde Jack in diesem Moment neben ihr. Er hatte immer daran geglaubt, mit dem Aufbruch ins All würde die Menschheit ihre Sorgen hinter sich lassen.

„Du verträumter Narr.“, flüsterte sie und lächelte liebevoll.

Noch mehrere Minuten stand Wright am Fenster, bis sie ihre Zigarette aufgeraucht hatte und zu frieren begann. Im anliegenden, von einem hohen Zaun umschlossenen Park fünfzig Meter Luftlinie entfernt, waren die künstlich angelegten Rasenmulden und Anhöhen unter dem Kreis aus Platanen von leichtem Reif bedeckt. Sie sah einem Krankenwagen nach, der mit Blaulicht bei ausge-

schalteter Sirene in die Cocceter Street einbog, um dann, vermutlich auf dem Weg nach Downtown, zu beschleunigen.

Schließlich kehrte sie dem Morgen den Rücken, bereit, sich auf ihren ersten Arbeitstag nach längerer Auszeit vorzubereiten. Aber noch während sie sich umdrehte, merkte sie, dass am Rand ihres Gesichtsfelds, unscharf durch die Kopfbewegung, ein neues Element hinzugekommen war, auf dem Platz oder in den Bäumen, hell und zugleich farblos. Sie blickte nicht sofort auf. Ihr war kalt, sie steckte einen Arm in den Ärmel und schaute wieder aus dem Fenster, während sie sich den Gürtel um die Hüfte schlang.

Wright begriff nicht gleich, was sie sah, obwohl sie doch zu verstehen meinte. In diesem Moment stellte sie mit planetarem Bewusstsein fest: Ein Meteor verglühte an New Yorks Firmament, zog dicht über dem Horizont von links nach rechts am Himmel entlang, hoch über den hohen Gebäuden. Wie ein Blitz zischte das Objekt vorbei, pfeilspitz, einer glühenden Nadel nicht unähnlich. Die Hetze verzehrte ihn. Es war ein Komet, gelb eingefärbt, mitsamt dem vertrauten strahlenden Kern, gefolgt von einem feurigen Schweif.

Galee-Bopp, so meinte sie sich an seinen Namen zu erinnern, hatte sie sich damals mit Jack und Martin von einem Grashügel im Loove District aus angesehen. Es war ein besonders großer Meteor gewesen, ein Anblick nicht von dieser Welt, voller Anmut, aber auch voller Vergänglichkeit. In diesen Sekunden, im Angesicht von Galee-Bopp, hatte sie gespürt, wie klein der Mensch doch war verglichen mit den Jahrmillionen alten Kataklysmen des Alls, die sich nicht auf einer Gerade, sondern im Kreis bewegten, so ganz anders als alles auf dem Blauen Planeten. Wie durch eine unausgesprochene Botschaft hatte Wright verstanden, dass man die Momente leben musste, die einem geboten wurden, denn sie kamen nicht wieder. Heute, nach dem Absturz von Flug 227-B von New York nach Los Angeles, wusste sie mehr denn je, dass Galee-Bopp die ureigene Metapher ihres Lebens geworden war.

Und so sehr sie der Schmerz in den vergangenen fünf Monaten zu zerreißen drohte – sie hatte sich geschworen, weiterzumachen. Bevor sie sich eines Tages zu Jack und Martin gesellte, um wieder mit ihnen vereint zu sein, wollte sie noch etwas erleben. Sie spürte, dass es noch nicht so weit war, loszulassen. Heute war ihr erster Arbeitstag seit

langem; sie wollte gern in die Redaktion zurückkehren und die Aufgaben anpacken, die vor ihr lagen. Und wenn es etwas war, das sie Jack schuldete, der stets zum morgendlichen Horizont und in die Zukunft geblickt hatte. Sie wollte sehen, was sich dort tat, am Horizont, selbst wenn sie ahnte, dass es höchstwahrscheinlich nichts Nobles oder Verwegenes war: Die Welt sollte Petra Wright zurückhaben. Wenigstens für eine kleine Weile.

„Ein Kuss für jeden von Euch.“, hauchte sie in die Stille des Morgens und trat vom Fenster weg. Vor ihr stand Kitty, die sehnsüchtig über ihren Napf gebeugt war und leise, aber herzergreifend miaute. „Vergib mir, meine Süße, ich hab‘ Dich ganz vergessen…“

.:Kapitel 7

21. Mai 2020
Washington D.C., USA

Es kam nicht oft vor, dass Paula früher aus dem Haus ging als ihr Mann, aber heute war ein solcher Tag. Ein dringender Gerichtstermin erwartete sie – ein Fall, der längst hätte beendet sein können, jedoch über die letzten Monate von der Staatsanwaltschaft mit allen juristischen Finten in die Länge gezogen und verkompliziert worden war –, und die Verhandlung war für sieben Uhr in der Frühe angesetzt worden. Für Paula, die ohnehin Probleme hatte, morgens hochzukommen und zudem eine Vorliebe, sich zu verzetteln, bedeutete das, dass sie sich besonders ranhalten musste, zumal sie vor Beginn der Sitzung noch einmal in ihr Büro und ein paar Vorbereitungen treffen musste.

Nachdem sie sich mit einem kläglichen Seufzer aus der Wärme ihres Bettes hochgerungen hatte, verschwand sie für die nächste halbe Stunde im Badezimmer. Als sie ihre morgendliche Toilette beendet hatte, trat sie vor den Kleiderschrank und fand einmal mehr zur Erkenntnis, dass dieser für eine Frau mit der Größe ihres Blusen- und vor allem Schuhrepertoires allmählich zu klein zu werden drohte. Dann fackelte sie nicht mehr lange, entschied sich für ein Outfit und zog sich an.

Als sie sich schließlich vom Spiegel abwandte – bereit, sich mit einem heißen Pott schwarzen Kaffees einen bitter nötigen Koffeinschub zu verpassen –, fiel ihr Blick auf Phillip. Er schlief nach wie vor tief und fest und hatte nichts von ihrer frühmorgendlichen Aktivität mitbekommen. Zum Glück, mochte man fast sagen, denn wenn Paula besonders früh raus musste, hatte sie die manchmal die Angewohnheit, vor lauter Schlaftrunkenheit über die eigenen Füße zu stolpern, und das Resultat entging dann niemandem mehr.

Er sah so…anders aus. Angetan von diesem Augenblick, trat sie näher und betrachtete ihn aufmerksam. Seltsam, wenn sie ihn jetzt in seinem Schlummer beobachtete, wie er weit weg war von

allem anderen, wirkte er beinahe um Jahrzehnte jünger.

Mit einem Mal glaubte sie, nicht mehr den Berater des Präsidenten und Veteranen der Eugenischen Kriege vor sich zu haben. Nein, sie sah den Jungen, der er einst gewesen war; einen hoffnungslosen Träumer und Idealisten, der in allem stets das Gute erblickt hatte. Ein unschuldiges Wesen, ohne die Bürde der Pflicht und Verantwortung, die das Leben eines Erwachsenen unweigerlich mit sich brachte.

Auf der anderen Seite sah sie auch die Person, die aus diesem Jungen werden würde: einen Mann, der seinen Überzeugungen gegen alle Widerstände und Rückschläge treu blieb. Jemanden, der, ganz egal, wie hässlich die Fratze der Welt auch sein mochte, unerschütterlich dafür arbeitete, sie zu einem besseren Ort zu machen. Es war ein Mann, der viel Schmerz und Leid erlebt und viele Narben davongetragen hatte und der gerade dieser Erfahrung wegen seinen idealistischen Kern beibehalten hatte.

Diese Stärke, dieser unerschütterliche Optimismus hatte sie stets beeindruckt. Vielleicht war dies der eigentliche Grund, warum sie einst beschlossen hatte, ihr Leben mit ihm zu verbringen.

Ein starkes Gefühl überkam sie; eines, von dem sie wusste, dass es sie kurz vor einer der kompliziertesten Gerichtsverhandlungen ihrer Karriere aus der Bahn werfen konnte. Also beschloss sie, es kurz zu machen.

„Weißt Du eigentlich, wie sehr ich Dich liebe?“, flüsterte Paula in die Stille des Schlafzimmers.

Dann sah sie auf die Uhr, die ihr unmissverständlich mitteilte, dass es höchste Zeit für den Kaffee war.

.:Kapitel 8

21. Mai 2020
New York, USA

Eine knappe Stunde später bestieg Wright an der nächstgelegenen Haltestelle eine der Satcars und erinnerte sich wieder, wie sehr sie diese Dinger eigentlich hasste. Im Grunde genommen hatte sie sie immer gehasst. Wahrscheinlich deshalb, weil sie und ihr Mann stets von einem eigenen Auto geträumt hatten. Doch das war ein Luxus, den sich Normalsterbliche ohne einen Gewinn im Lotto nicht mehr leisten konnten. Im Zuge der letzten drei Ölschocks war Benzin so teuer geworden, dass nur noch die Reichen Platz in ihrem Portmonee dafür fanden. Zugleich hatten sich elektrische Privatautos noch lange nicht durchsetzen können. Daher war auch der Highway von New York weitestgehend abgebaut worden, und

den meisten anderen Städten auf der Welt ging es genauso.

Um den Leuten aber die Möglichkeit zu geben, auch weiterhin mobil zu sein, hatten die Regierungen der westlichen Welt in enger politischer Abstimmung ein neues Infrastrukturprojekt initiiert: die Satcars. Ein wenig sahen sie aus wie fliegende Bananen, erinnerten wegen ihrer eigenwilligen Farbgebung entfernt an das antike Taxi und boten bis zu sechzehn Personen Platz. Die Satcars wurden über zwei Dutzend Hochleistungscomputer gesteuert, die in allen wichtigen Bezirken der Stadt aufgestellt waren. Das hatte Vorteile, zumal sie rein elektrisch funktionierten, aber die Einschränkung belief sich auf die gängigen Routen und Stationen. Es war wohl nicht übertrieben zu behaupten, dass das innerstädtische Leben oder die globale Wirtschaft ohne die Satcars in kurzer Zeit zum Erliegen gekommen wären.

Wright fuhr einige Straßen weit nach Süden, blickte aus dem Fenster, fünfzig Meter in die Tiefe. Gerade passierte sie die Cleveland Street. Früher war sie für ihre Ausbeuterbetriebe und Prostituierten bekannt gewesen. Heute fand man hier vor allem griechische, türkische und italienische Restaurants (von jener Sorte, die in keinem Rei-

seführer erwähnt werden) mit Terrassen, auf denen man im Sommer draußen essen konnte. In der Straße gab es einen Mann, der alte Computer reparierte, einen Stoffladen, einen Schuster und weiter unten einen von Transvestiten gern besuchten Perückenmarkt. Sie wirkte wie die ideale Verkörperung einer innerstädtischen Nebenstraße – vielseitig, selbstbewusst, anonym.

In den vergangenen Jahren waren so viele Schriften erschienen, die den Untergang allen zivilisierten Lebens beschworen; man konnte sie gar nicht mehr zählen. Angesichts von Umweltzerstörung, Terrorismus, Krieg und politischen Dramen, über die sie zu Beginn des neuen Jahrtausends tagtäglich an vorderster Front berichtete, hatte Wright nicht selten die Befürchtungen über das vollständige Erliegen des normalen Lebens geteilt, hatte sich gar in diese Vorstellung hineingesteigert und wie ihre Kollegen die öffentliche Stimmung angeheizt. Heute, mit dem Abstand einer Person, die sich als Blutplättchen eines immer schneller und nervöser pumpenden Metabolismus eine Zwangsauszeit genommen hatte, kamen ihr diese Weltuntergangsbeschwörungen mit einem Mal seltsam vor.

Wieso war sie bereit gewesen, zu glauben, die Welt hätte sich seit dem Ende des 20. Jahrhunderts bis zur Unkenntlichkeit verändert; dass harmlose Straßen wie diese unter ihr mit ihrem toleranten Leben durch Heerscharen neuer Feinde vernichtet werden könnten? Wie dumm und apokalyptisch diese Befürchtungen doch bei Tageslicht wirkten, wenn die Straßen und ihre Menschen augenfällig und unabweisbar sich selbst genügten. Die Welt hatte sich selbst nach der großflächigen Fusion von Nationalstaaten, vielschichtigen Öko- und Klimakatastrophen, Wirtschaftskrisen, Terrorismus und Eugenischen Kriegen nicht grundlegend geändert. Das Gerede von einer hundertjährigen Krise war maßlos übertrieben. Doch wie ließ sich *dann* der Zustand beschreiben, dem die Welt seit geraumer Zeit unterlag?

Just in diesem Moment fiel ihr Blick auf eine Gruppe von Straßenkehrern, die gerade eine ansehnliche Zahl von Müllsäcken transportierten. Wie angenehm musste es doch früher gewesen sein, dachte sie, zu einer anderen Zeit, als die Reichen noch glaubten, eine allwissende, übernatürliche Macht hätte den Menschen ihren Platz im Leben zugewiesen. Und wie bequem doch dieser

Glaube den eigenen Wohlstand rechtfertigte – eine Art Anosognosie, ein tauglicher psychiatrischer Begriff für die mangelnde Einsicht in den eigenen Zustand.

Doch wie standen die Dinge heute, da die Menschheit Bescheid zu wissen glaubte? Nach den ruinösen politischen Experimenten des letzten, dahingeschiedenen Jahrhunderts, nach all den grausigen Taten, den vielen Toten, breitete sich um die Stichworte ‚Besser-werden', ‚Gerechtigkeit' oder ‚Umverteilung von Reichtum' ein beklommener Agnostizismus aus. Das musste es sein: Es gab keine großen Ideen, zumindest keine Visionen mehr. Mit der Welt konnte es, falls überhaupt, nur in kleinen Schritten vorwärts gehen. Die meisten Menschen neigten zu einer fatalistischen Haltung – wer zum Lebensunterhalt die Straße fegen musste, hatte einfach Pech gehabt. Heute spielte sich das Leben in keinem Zeitalter mehr ab, in dem die Leute davon ausgingen, dass Himmel und Erde bewegt werden könnten. Die Straßen mussten gesäubert werden. Sollten sich doch die Pechvögel darum kümmern; das Leben war eben kein Wunschkonzert.

Die Satcar setzte sie in Midtown Manhattan ab, einem in den vergangenen zehn Jahren haltlos

gewachsenen Turmbau zu Babel. Wright verließ das Gefährt, das daraufhin weiterfuhr, und fand sich nach kurzem Fußmarsch zwischen den Häuserschluchten im Schatten des großen, im postmodernen Stil errichteten Towers wieder.

Sie blickte hinauf und merkte, dass sie ihn seit längerem nicht mehr so bewusst in Augenschein genommen hatte. Die Fertigstellung des vollverglasten Gebäudes lag noch gar nicht so lange zurück. Bei der Planung hatte der Architekt Wert darauf gelegt, dass es alle Annehmlichkeiten bot: Ausmaße zum Repräsentieren, einen Erdgas-gespeiste Kraft-Wärme-Kopplungs-Anlage, die vierzig Prozent der elektrischen Energie lieferte, einen voll integrierten Sonnenschutz. Die *New York Times* nutzte das Gebäude bis zur 28. Etage; die restlichen 24 Stockwerke wurden zu Bürozwecken vermietet.

Wer weiß., dachte sie sardonisch. *Vielleicht wirst Du ganz schnell zu Deiner alten Weltuntergangsstimmung wieder zurückfinden, wenn Internet und E-Papers dazu führen, dass in diesem Haus eines Tages jemand anderes sitzt.* Obwohl die *Times* sich längst dem crossmedialen Journalismus zugewandt hatte und obligatorisch auch das Fernse-

hen bediente, machte das gedruckte Wort nach wie vor ihr Hauptstandbein aus.

Die Auflagenrückgänge, die der Verlag in den vergangenen Jahren einstecken musste, hatten ihn – trotz der Vorteile, die ihm durch die Übernahme mehrerer mittelgroßer Nachrichtenagenturen zuwuchsen – empfindlich getroffen. Da es anderen großen amerikanischen Zeitungen nicht sehr viel anders erging, hatte ein ruinöser Wettbewerb um den gegenseitigen Aufkauf begonnen.

Auf dem sinkenden Schiff, das die Printpresse nun einmal darstellte, war eine Meuterei losgebrochen; ein Ränkespiel um Macht und Einfluss, das die Ursachen der gegenwärtigen Auflagenkrise überdeckte und dessen Ausgang höchst fraglich war. Schon heute war ein Zwischenergebnis dieser andauernden Krise, dass Heerscharen von freien Mitarbeitern im Kampf um die letzten Brotkrumen, die im klassischen Journalismus zu verdienen waren, einander gegenseitig die Augen ausstachen.

Wir leben zwar alle noch, durch unsere Steckdosen fließt immer noch Strom, und unsere Toiletten funktionieren immer noch mit Wasser., sagte sie sich. *Aber auf die Schulter klopften sollten wir uns dafür besser nicht.*

Wright schritt zum Eingangsbereich, kramte dort ihre Identicard aus der Tasche und schob sie in den Kartenleser. Anschließend öffnete sich ein kleiner Detektor, der ihren Daumenabdruck las, ehe sich die breiten Türen öffneten. Sie durchquerte die Eingangshalle, begrüßte Finn, den alten, gemütlichen Wärter des Hauses, und bestieg einen der Lifte.

„Petra, wie schön, Dich wiederzusehen.“ Molly Winters, eine Frau, die so stämmig und klein wie clever und durchsetzungsstark war, entstieg im Zimmer des Chefredakteurs dem großen, ehrfurchtgebietenden Ledersessel und umrundete ihren imposanten Teakholzschreibtisch.

Nur Sekunden später lag sie Petra in den Armen. „Hi, Molly.“

Winters zog sich von ihr zurück. In ihren Augen lag Mitgefühl in einem Ausmaß, wie man es bei den meisten Vorgesetzten vermisste. Mit einiger Wahrscheinlichkeit war es eben jener großen Empathie zu verdanken, dass Wright nach so langer Auszeit heute hierher zurückkehren konnte. „Du hast uns allen schrecklich gefehlt. Wir waren in Gedanken ständig bei Dir.“

Wright erwiderte ein dünnes Lächeln. „Das bedeutet mir viel. Da fällt mir ein, ich habe mich noch gar nicht für die beiden Sträuße mit den lieben Karten bedankt.“

„Ich sehe uns hier als eine Art Großfamilie.“, wurde die Chefredakteurin nicht müde zu betonen. „Der eine gibt auf den anderen Acht, und so soll das auch gefälligst bleiben. Und die Hölle, die Du in den letzten Monaten durchgemacht hast, ist weißgott nichts, bei dem man einen allein lassen

sollte.“ Sie bedeutete einen der beiden Stühle, die vor dem Schreibtisch aufgestellt waren. „Setz Dich doch bitte. Möchtest Du etwas zu trinken haben?“

„Ähm… Nein, nein danke. Ich möchte einfach nur wieder einsteigen. Dabei sein.“

Winters zog einen Mundwinkel hoch. „Na schön. Als erstes möchte ich aber von Dir wissen, wie es Dir geht?“

Es entstand eine kurze Pause. „Besser.“, brachte Wright hervor. „Am Anfang kam ich mir vor wie gelähmt; es war schon ein Ding der Unmöglichkeit, das Bett zu verlassen, geschweige denn den Bademantel auszuziehen und unter die Dusche zu steigen.“

„Kann ich mir vorstellen.“

„Aber irgendwann konnte ich die eigenen vier Wände nicht mehr sehen. Eingemottet von all diesen Erinnerungen… Weißt Du, ich denke, man kann sich sehr leicht darin verlieren – in der Vergangenheit, meine ich –, wenn ich jetzt nicht zusehe, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Ich will wieder nach vorn schauen, so gut das eben geht. Und deshalb bin ich hier.“

Winters überschlug ein Bein und betrachtete sie. „Hast Du den Psychologen eigentlich ausprobiert, den ich Dir damals empfohlen habe?“

„Ja, wir hatten zwei, drei Sitzungen, aber… Sagen wir einfach, die Chemie stimmte nicht so ganz zwischen uns. Ich denke, ich habe meinen eigenen Weg gefunden, damit umzugehen. Trotzdem, danke für den Tipp.“

„Wofür sind Freunde da. Und ich denke, ich sollte Dich mal wieder zu mir nachhause einladen. Du, der neue Garten hat mich zwar das Kreuz gekostet, aber Du wirst ihn *lieben*, sage ich Dir.“ Für einen Augenblick grinste die Frau auf der anderen Seite des Tisches wie ein zahmer Winterhöhlenbär, die Augen unter den prallen Wangen zu Schlitzen gekniffen.

Wright sah sich im Zimmer um, in dem es, so wie früher, nach dem etwas herbem Parfüm ihrer Chefin roch und sich an verschiedenen Stellen beeindruckende Stapel aus Lektüren und Notizen türmten. Soeben putzte von außen eine Sanitärkraft die Scheibe. „Ich ähm… Ich bin nicht mehr ganz auf dem aktuellen Stand. Was hat sich in meiner Abwesenheit so getan?“

„Erstaunlich wenig, wenn Du mich fragst. Mensch, es war richtig *langweilig*.“ Winters rollte

die Augen, während sie in ihrem Gedächtnis kramte. „Also, es gab kurz nach Deinem Ausscheiden diese internationale Einigung über die Verwahrung der Augment-Embryonen."

„Stimmt, davon hatte ich gelesen. Man hat sie jetzt auf dieser künstlichen Insel einquartiert, nicht?"

Die Andere nickte. „Palaia. Es war verrückt, ein Hahnenkampf ohne Ende. Die AU und das RK wollten um jeden Preis einen Ort finden, der von UN-Truppen verwaltet wird und nicht von der GU." Sie schüttelte den Kopf und ächzte. „Manchmal beschleicht mich das Gefühl, wir sind aus dem Kalten Krieg nie rausgekommen."

„Ich kann die Forderung irgendwo nachvollziehen.", meinte Wright. „Immerhin waren Khan und Co. das Produkt von Spinnern aus aller Herren Ländern. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, dass die meisten anderen Blöcke auch Truppen beigesteuert haben, um die Welt von der Augmentherrschaft zu befreien."

Ein wenig widerstrebend nickte Winters, schien sich aber nichtsdestotrotz auf die Diskussionen zu freuen, die sie in der Vergangenheit stets zwischen Tür und Angel mit Wright geführt hatte. „Dann, vor fünf Wochen, gab es einen neuen Ge-

setzeserlass über geklonte Haustiere, der viel Wirbel gemacht hat. Noch die Umweltkatastrophe in Indonesien und das Erdbeben in Japan.“ Einen Moment lang kniff Winters die in kräftigem Rot angemalten Lippen zusammen. „Ansonsten war es irgendwie ruhig, fast *zu* ruhig. Als läge irgendwas in der Luft, das noch kommt.“ Jäh weiteten sich ihre Augen. Enthusiastisch setzte die Chefredakteurin erneut an: „Jedenfalls meldest Du Dich genau zum richtigen Zeitpunkt zurück, Petra. In elf Tagen steht ja dieser mit viel Pomp angekündigte internationale Energie- und Umweltgipfel auf *Freedom-One* an. Wie Du weißt, wird sich da das gesamte Who-is-who der internationalen Politik und Wissenschaft die Klinke in die Hand geben.“ Sie machte eine bedeutungsvolle Handbewegung. „Viele Paradiesvögel in einem Stall, und es fliegen die Federn. Die Sicherheitsbedingungen sind verdammt scharf; sie lassen nur ein kleines, handverlesenes Kontingent an Reportern rein – aber wir sind mit von der Partie.“ Sie schnipste laut. „Und jetzt kommt’s: Dreimal darfst Du raten, für wen wir das Filetstück reserviert haben? Wir werden *Dich* als unsere Korrespondentin da raufschicken. Ich verspreche Dir: Du wirst Dich vor Politikern, PR-Leuten und Wissenschaftlern, die

sich den Mund fusselig reden, kaum retten können. Ist das nicht die *perfekte* Gelegenheit, um wieder auf andere Gedanken zu kommen?“

Hatte sie denn eine andere Wahl? Wright wusste, welches verdammte Glück sie geboten bekam, und so blieb ihr nichts anderes, als zu antworten: „Hört sich gut an.“

Winters strahlte sie hoffnungsvoll an. „Tim hat ein Memo für Dich vorbereitet, das alle Einzelheiten erhält. Elf Tage, Petra. Das ist genug Zeit, um wieder reinzukommen, und dann hoffe ich, dass es für uns alle wieder ein bisschen mehr Action gibt. Und vor allem Schlagzeilen.“ Sie wölbte eine ihrer spitzen, dünn gezupften Brauen. „Immerhin sollen es doch interessante Zeiten sein, in denen wir leben, oder?“

.: Kapitel 9

21. Mai 2020
Washington D.C., USA

Paul Robert Schulz, der vor wenigen Wochen neu gewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, saß hinter seinem Schreibtisch im Oval Office und verfolgte, wie die Minister seines Kabinetts und der hinzuzitierte Sicherheitsstab einer nach dem anderen das Büro verließen.

Die Besprechung hatte den beiden Militärjuntas gegolten, die sich seit letztem Jahr mit unglaublichem Tempo und nicht minder beeindruckender Zähigkeit in Libyen und Mauretanien festgesetzt hatten. Schulz hatte die Runde mit dem Sicherheitsstab einberufen, denn er erkannte, dass diese Diktaturen – über die bis dato kaum etwas bekannt war – allmählich zum Problem wurden und einen instabilen Faktor im Norden Afrikas dar-

stellten. Im Interesse der USA war unbedingt darauf zu achten, dass diese zwei Länder international isoliert wurden.

Er stieß einen leisen Seufzer der Erleichterung aus. Damit lag eine weitere Sitzung am heutigen Tag hinter ihm, und Schulz versah den entsprechenden Punkt auf der To-do-Liste in seinem Geist mit einem Häkchen.

Seine Zufriedenheit währte nur kurz, als ihm bewusst wurde, wie weit diese Liste noch nach unten reichte, wie viele andere Besprechungen noch auf ihn warteten. Mit einem Mal fragte er sich, welche Laune des Schicksals dazu geführt hatte, dass er eine Person war, die Konferenzen mit feuriger Leidenschaft verabscheute und dennoch gleichzeitig mehr als alles andere in die Welt der Politik hatte gehen wollen – ein Beruf, der schätzungsweise zu neunzig Prozent aus Kaffee, Schnittchen, Aktenbergen und sehr viel Gerede bestand, das, je später die Stunden wurden, gefährlich miteinander zu verschwimmen drohte.

Andererseits musste Schulz für sich reklamieren, dass er vor kurzem noch ein anderes Zimmer besetzt, eine andere Perspektive eingenommen hatte; all dies hier war neu für ihn und auch das Ausmaß, welches es mit sich brachte. Vom Harry

Truman Building aus hatte das politische Leben jedenfalls sehr viel erträglicher gewirkt – was vielleicht auch dem Umstand geschuldet war, dass er in seiner bis vor kurzem ausgeübten Tätigkeit als Außenminister nur selten den Zwang verspürte, das tagtägliche Leben von einem Schreibtisch aus zu bestreiten.

Der Tod von Louis Randolph, seines jahrzehntelangen politischen Weggefährten und Parteifreunds, hatte daran auf einen Schlag sehr viel geändert. Als zehnter Vizepräsident in der Geschichte der Vereinigten Staaten hatte er – nach zuletzt Gerald Ford im Jahr 1974 – die Amtsgeschäfte seines Vorgängers übernommen.

Zuerst hatte er angenommen, durch sein bisheriges Leben auf die Herausforderungen vorbereitet worden zu sein, die in der Rolle des Staatsoberhaupts auf ihn warteten. Das jedoch hatte sich als schwerer Irrtum entpuppt. Heute glaubte Schulz, die eigentliche Qualität zu kennen, die man mitbringen musste, um sich dem Weißen Haus für würdig zu erweisen. Obwohl alle Welt bis heute von der wirkmächtigen Mär ausging, der amerikanische Präsident könnte schalten und walten, wie es ihm beliebte, stellte sich die Realität anders dar.

Im Grunde genommen bedeutete sein Job nicht sehr viel mehr, als in der Rolle eines Vermittlers unablässig unterwegs zu sein. Ließ man einmal die üblichen Rivalitäten und Intrigen im Staatsapparat außer Acht, mussten ständig Mehrheiten eingeholt, Lagebeschreibungen und anstehende Entscheidungen koordiniert werden. Das war ein zähes und häufig frustrierendes Ringen um den kleinsten gemeinsamen Nenner, den am Ende ein Heer von PR-Beratern auf seinen politischen Ertrag abzuklopfen begann. Auf diese Weise lief man zwangsläufig den großen Entwicklungen im eigenen Land und in der Welt hinterher.

Die vorherrschende Farbe, die man hier drin zu beherzigen lernt, ist weder das Weiß der Fassade des Regierungssitzes noch das Schwarz, das uns unsere Feinde andichten wollen., dachte Schulz gern. *Es ist Grau.*

Das musste es sein. Zum Präsident aufzusteigen, es bedeutete in erster Linie, das zeitlich befristete Dasein eines überreizten Maklers zu führen. Dieser Makler operierte heute in einem gegenüber dem letzten Jahrhundert stark gewandelten Umfeld, denn er musste mit sehr viel mehr Bällen und unter komplizierteren globalen Bedingungen

jonglieren, und gleichzeitig konnte er dabei immer weniger steuern.

Seitdem die USA Teil der GU waren, hatte die einstige Supermacht des ausklingenden 20. Jahrhunderts lernen müssen, was es bedeutete, sich im Kleinklein institutionalisierter Dauerverhandlungen mit den Europäern zu bewegen – ökonomisch, militärisch, ordnungspolitisch. Das wiederum war nicht immer nur zur Zufriedenheit der Bevölkerung im eigenen Land. Im Gegenteil: In den zurückliegenden zwei Dekaden hatte das amerikanische Selbstbewusstsein empfindlich gelitten, und das war etwas, worauf es Rücksicht zu nehmen galt; wenigstens, was Symbolakte anbelangte.

Schulz hatte früh eingesehen, dass ihm seine natürliche Veranlagung zum Philanthropen und seine Vorliebe für staatstragende Reden hier nur wenig nützten. Zumindest war es nicht das, was die Bürger dieser Tage von ihm hören wollten. Seine Beliebtheitswerte waren in den Keller gerauscht, seit er das neue Amt innehatte. Anders als in seiner Zeit als Außenminister bewerteten ihn die Leute nicht anhand seiner Rhetorik und den sorgsam verpackten Gesten auf dem internationalem Parkett, sondern über seine Fähigkeit,

eine bestimmte Linie durchzusetzen und zu halten – und am langen Ende als derjenige dazustehen, der das Land zusammenhielt und voranbrachte.

Zweifellos hatte Schulz in Sachen Richtlinienkompetenz noch die eine oder andere Lektion zu verinnerlichen. Angesichts seines hohen Alters von einundachtzig Jahren konnte er sich nur glücklich wähnen, dass Randolph, vier Jahre bevor ihn der Krebs niederrang, einen äußerst kompetenten Berater für Sonderaufgaben eingestellt hatte, dessen Fähigkeiten Schulz, seitdem er zu Beginn des Jahres die Präsidentschaft übernahm, schnell zu schätzen lernte.

Die gewiss herausragendste Qualität von Phillip Green bestand darin, ein Problem blitzschnell zu analysieren und nach sorgsamer Abwägung von Für und Wider die in jeder Hinsicht beste Vorgehensweise zu präsentieren. Durch seine Dienstzeit an der Waffe während der Eugenischen Kriege, die aus ihm einen wahrhaften Veteranen mit einiger Reputation im Volk gemacht hatte, war er ein ausgewiesener Kenner der Streitkräfte. Seine weitere Karriere hatte es jedoch mit sich gebracht, dass er auch ein Experte für den politischen Betrieb wurde.

Green verstand es, der Opposition in Senat und Repräsentantenhaus ein Schnippchen zu schlagen und Verwaltungsakte auf ein Minimum ihres Aufwands zu stutzen; vor allem aber überblickte er die Dynamik im zerklüfteten internationalen Staatensystem und besaß ein Gespür für Lösungsformeln, die es den beteiligten Mächten in den vergangenen Jahren häufig erlaubt hatten, ihr Gesicht zu wahren. Es schien kaum übertrieben zu behaupten, dass maßgeblich durch Greens Unterstützung mehrere schwerwiegende Konflikte abgewendet worden waren wie zuletzt in der Frage um die gemeinsame Verwahrung der Augment-Embryonen.

Gewissermaßen lag darin das einzige Problem, das diesen brillanten Geist betraf. Angesichts der leidvollen Erfahrungen, welche die Menschheit gerade in den zurückliegenden hundert Jahren gesammelt hatte, bereitete Schulz so viel Einfluss in den Händen eines einzelnen Mannes Kopfzerbrechen, denn trotz seiner ausschließlich beratenden Funktion hörten fast alle darauf, was Green der amerikanischen Administration – und weit darüber hinaus – an Ratschlägen und gangbaren Wegen offerierte.

Andererseits, sagte sich Schulz, wann immer der Anflug von Unbehagen seinen Berater betreffend ihn überkam, dass Green trotz seiner beispiellosen Attribute in Sachen Realpolitik im Grunde seines Herzens kein Karrieremensch war (immerhin zog er es vor, sich *hinter* den Kulissen und offiziellen Banner- und Würdenträgern zu bewegen), sondern ein wertgeleiteter Idealist, der nach den verheerenden Kriegen des 20. Jahrhunderts nachhaltigen Frieden in der Welt stiften wollte, weil er an eine bessere Zukunft glaubte. Der Weg dahin war noch lang, aber verglich man die heutige Situation mit der Lage kurz nach Khans Flucht ließ sich beinahe schon vom Aufbruch in ein goldenes Zeitalter sprechen. Dieser Marsch war es wert, fortgesetzt zu werden.

Und da noch viele Steine aus dem Weg geräumt werden mussten, beschloss Schulz, als er sich aus seinem Sessel erhob, dass es wieder einmal Zeit für eine Kaffeepause mit Phillip Green war. Dies nicht von ungefähr: Soeben war sein Blick auf den Bericht gefallen, den ihm Adam Anderson, sein Nachfolger im Außenamt, vorgelegt hatte. Und so wie die Dinge danach lagen, duldeten sie keinen Aufschub.

Schweißtropfen fielen aus Phillip Greens schwarzem Haar und stachen in seinen Augen. Er warf sich nach vorne und streckte die Hand, in der er den Schläger hielt, so weit wie möglich aus. Der Ball prallte von der pockennarbigen Wand ab und flog kurz und flach zurück. Seine Gegnerin hatte ihn perfekt gespielt und ihn so angeschnitten, dass er seine Geschwindigkeit verlor und Green zu einem verzweifelten Sprung zwang.

Er war zu langsam. Frustriert stöhnte er auf, als der Ball vor ihm aufsetzte und über den Boden der Squashhalle rollte. „Gut gespielt.“, sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wenn ich gewusst hätte, dass Sie mich durch die ganze Halle treiben würden, hätte ich Sie vielleicht nicht angeheuert.“

„Danke, Sir.“, antwortete Natalie Lloyd. Sie lächelte und steckte eine Strähne ihres roten Haars unter das schwarze Stirnband, das sie trug. „Den Letzten hätten Sie aber beinahe erwischt. Ich muss also wohl etwas kreativer werden.“ Sie drehte sich um und ging auf eine schmale Tür am Ende der Halle zu. „Das waren zwei Spiele. Wollen Sie ein drittes riskieren?“

„Übertreiben Sie es nicht, Miss Lloyd.“, gab Green zurück.

Sein Gesicht war regungslos, sein Tonfall jedoch freundlich. Er war zwar der direkte Vorgesetzte und Lloyd zudem der jüngste Zugang in seinem Assistentenstab, doch alle seine Untergebenen wussten, dass er – trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Zeit im Militär – der Dienstordnung bei privaten Anlässen keinerlei Bedeutung zumaß. Sie verbrachten täglich zwischen acht und zehn Stunden im Weißen Haus; unter diesen Umständen war es Green sehr wichtig, Arbeit und Freizeit strikt voneinander zu trennen. Trotzdem bat er seine Stabsmitglieder regelmäßig zu Treffen in informeller Atmosphäre, denn er hatte die Erfahrung gemacht, dass solche Gespräche jungen Leuten, die tagtäglich politische Schäden im lecken internationalen Konzert oder daheim reparieren mussten, halfen.

Er folgte Lloyd zu einer Bank, auf der ihre Sachen standen. „Wie sieht es wegen dieser letzten Sache mit der russischen Außenministerin aus?“, fragte er, wissend, dass dies eine Angelegenheit war, mit der seine Assistentin sich derzeit beschäftigte.

Lloyd trank einen Schluck aus ihrer Wasserflasche und hob die Schultern. „Die zweite Fassung des Dokuments sollen wir in den nächsten Tagen zugestellt bekommen. Dann steht einer besseren wirtschaftlichen Zusammenarbeit hoffentlich nichts mehr im Weg."

„Jedenfalls, soweit es uns betrifft." Green zog ein Handtuch hervor und wischte sich das Gesicht ab. „Aber man weiß ja nie, was Iwanowa sonst noch so aus dem Hut zaubert. Passen Sie auf mit ihr. Irgendwie sagt mir mein Bauchgefühl, dass diese Sache tiefer reicht als sie zugeben will."

Lloyd grinste verschmitzt. „Ja, wir sind wirklich eine große, glückliche internationale Familie."

Green verzog theatralisch das Gesicht. „Amen." Er drehte sich um und schritt zurück zum Spielfeld. „Kommen Sie. Drei von fünf. Ich hoffe, Sie sind eine gute Verliererin, Miss Lloyd."

Im Laufe der kommenden Viertelstunde verflog Greens letzte Aufwallung von Siegesoptimismus schnell. Lloyd bezwang ihn auch in den kommenden zwei Matches souverän, und er war froh, dass beide sich, bevor die fünfte Runde ihn vollends demütigte, in einem Gespräch über die Details eines kürzlichen Abstimmungsproblems im Senat verloren.

„*Hey!*“, hallte es von den Wänden wider. Green und Lloyd drehten sich überrascht um und erkannten, dass sie einen Zuschauer auf den oberen Rängen hatten. Es war Paul Robert Schulz, der auf einem der Klappsitze saß, sich in diesem Moment vorbeugte und seine Arme auf das Geländer legte. Er lächelte väterlich. „*Spielen* Sie jetzt endlich? Und hören Sie auf, über die Arbeit zu reden. So etwas macht das Spiel kaputt.“

Green kicherte und fuhr sich mit seiner Hand durch das verschwitzte, dichte Haar. „Das Spiel *ist* schon kaputt, und wer hat Sie überhaupt eingeladen, Mister President.“

„Tja, da wundern Sie sich, was?“, entgegnete Schulz und stand auf. „Ich lade mich zu solchen Darbietungen athletischen Könnens immer selbst ein. Allerdings waren Sie schon mal besser, oder, Phillip?“

„Das hoffe ich doch.“

Green verfolgte, wie der Präsident die schmale Wendeltreppe zwischen den Sitzen hinunterging. Von einer Vorahnung beseelt, schaute er zu Lloyd.

Seine Assistentin registrierte den Ausdruck in seinen Augen und sagte: „Ich hör‘ besser auf, solange ich noch hinten liege. Wir sehen uns mor-

gen im Büro.“ Sie zwinkerte Green zu, versäumte es nicht, Schulz die Hand zu reichen, und machte sich davon.

Der alte Mann folgte Lloyd mit seinem Blick zur Tür. Als sie außer Hörweite war, sah er Green an. „Ah, ich habe Rothaarige schon immer gemocht, aber irgendwie ist das verdammt lang her. Tut mir Leid, dass ich einfach so reinplatze, Phillip.“

„Das macht doch nichts, Sir. Um ehrlich zu sein, haben Sie mich davor bewahrt, komplett in der Blamage zu versinken.“ Er erntete einen verdutzten Blick von Schulz. „Da ich zur Wahrheit erzogen wurde, muss ich das Alibi zurückweisen, das sie mir gerade verpasst hat: Sie hat mir verdammt nochmal die Hosen runtergezogen.“

Schulz hob eine Braue. „Was hoffentlich nur eine Redeweise von Ihnen ist, Phillip. Denn dann habe ich mich definitiv zu früh zu Wort gemeldet.“

„Na ja, wie man’s nimmt. Ich schätze, sie ist einfach eine Spur zu hart für mich.“ Green zog einen Mundwinkel hoch. „Aber wie wäre es mit *uns* beiden?“

Der Präsident sah ihn überrascht an. „Ich *bitte* Sie. Da ist ja mein Schatten schneller als ich.“

„Haben Sie mich eigentlich oft von da oben beobachtet?“

„Gelegentlich. Sie haben sich jedenfalls nie dafür interessiert, was in Ihrem Rücken vor sich geht.“ Schulz zeigte zur Tür. Gemeinsam gingen sie darauf zu und nahmen dann auf einer nahe gelegenen Bank Platz. „Ich wollte mal fragen, wie es Ihnen geht?“

Green betrachtete kurz seinen Schläger. „Dafür kommt der Präsident der Vereinigten Staaten zu mir? Um zu fragen, wie es mir geht? Das ist der schlechteste Scherz des Jahrhunderts.“

Schulz zuckte die Achseln. „Na ja, so alt *ist* es ja noch gar nicht, dieses Jahrhundert. Und wer weiß, vielleicht kommt der Präsident ja wirklich nur zu Ihnen, um ein bisschen zu plaudern. Ist ja auch nur ein Mensch.“ Andeutungsweise klimperte er mit den Augen.

„Wenn Sie einen so ansehen, dann wirken Sie gleich ganz anders. Hat Ihnen das Ihre neue PR-Beraterin eigentlich schon mal gesagt?“

„Na, was glauben Sie, warum ich so ehrgeizig trainiere?“ Der alte Mann wurde wieder ernst. „Sie haben sich in den letzten Wochen ziemlich in Ihrem Büro vergraben. Kommen Sie sonst noch zu etwas anderem?“

„Doch, ich habe sogar neulich etwas über dieses Phänomen gelesen, das einem angeblich helfen soll, abzuschalten. Ich glaube, man nennt es…Schlaf? Sie wissen doch, wie die Dinge sind, Mister President. Es gibt immer etwas zu tun. Und sei es, die neue Mitarbeiterin auf Trab zu halten."

Schulz' Blick wanderte zu der Tür, durch die Lloyd verschwunden war. „Es liegt mir fern, Sie zu korrigieren, aber für mich sah es eher so aus, als hielte sie *Sie* auf Trab."

„Ähm… Vergessen wir das. Womit kann ich dienen, Sir?"

Der Präsident ließ sich einen Augenblick Zeit. Seine Augen wanderten durch die Halle, und er seufzte. „Wir haben ein Problem."

„Es geht doch nichts über einen neuen politischen Schwelbrand.", murmelte Green.

„Man kann Ihnen wahrlich nichts vormachen, Phillip." Schulz griff sich in die Innentasche seines Jacketts und zog ein gefaltetes Papier hervor, das er sogleich Green überreichte. „Das hat mir Anderson heute Mittag gegeben."

Green nahm das Blatt an sich und faltete es auf. Sein Blick wanderte über die Zeilen. Nach einer Minute ließ er den Bericht in seinen Händen sin-

ken. „Wenn es so schlimm ist, wie es sich anhört, ist die chinesische Regierung ziemlich pampig."

„Und das ist noch nett ausgedrückt, fürchte ich. Irgendwann wird ihr Geduldfaden reißen, und dann haben wir eine Gelegenheit verpasst. Wir können nicht ewig auf Durchzug stellen, wenn sie mit dieser Forderung ankommen."

„Nun, immerhin hat diese Strategie länger funktioniert als wir gehofft hatten."

„Jetzt tut sie es nicht mehr.", erinnerte Schulz an die Fakten. „Dieser Brief, den Sie da in Händen halten, ist heute an alle GU-Staaten und die Russen rausgegangen. Die ÖK fordert jetzt ganz offen die institutionalisierte Mitsprache bei der Ionenkanone. Oder deren Abbau."

Green sammelte sich. Wie jeder politische Berater wusste er – und das aus eigener Verhandlungserfahrung heraus –, dass das Verhältnis zur ÖK seit längerem schwierig und kritisch war. Während der Eugenischen Kriege hatte sie (oder besser gesagt ihre institutionellen Vorgänger) einen Neutralitätspakt mit den meisten der größeren Augmentstaaten geschlossen. In einer Zeit, wo es möglich gewesen wäre, die Mutanten schnell mit vereinter Kraft zu schlagen, hatten die Chinesen und Nordkoreaner ihr Fähnchen nach

dem Wind geschwenkt und dadurch erst einen Stellungskrieg, dieses jahrelange Gemetzel mit Abermillionen Toten, mitverursacht.

Die letztendliche Niederlage der Augments hatte dazu geführt, dass die ÖK sich fast vollständig auf der internationalen Bühne isolierte – und diese Situation auch weiterhin mit allen Mitteln vorantrieb. Bis heute war die stillschweigende Übernahme des von Khan und seinen Verbündeten verwüsteten Südkorea und Japan – und das nach der gewaltsamen Wiedereingliederung Taiwans – eine offene, hochinfektiöse Wunde in den auswärtigen Beziehungen geblieben.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts waren in Peking und Pjöngjang neokommunistische Hardliner an die Macht gekommen. Sie schlugen einen Kurs ein, der die Instabilität der fragilen neuen Ordnung nach Khan noch verstärkte. 2003 und 2007 leistete die ÖK sich sogar einige kürzere Stellvertreterkriege gegen die GU und das RK in Afrika und auf der arabischen Halbinsel, was bei vielen Zeitgenossen die Befürchtung aufkommen ließ, die Welt stünde am Rande eines neuen, schwerwiegenden Konflikts. Dazu war es dann, als es Spitz auf Knopf stand, doch nicht gekommen, aber die ÖK rüstete dennoch tüchtig auf und ver-

zichtete seither nicht darauf, die Muskeln spielen zu lassen.

Unter dieser ungeahnten politischen Abschottung hatte das chinesische Volk noch mehr gelitten als die USA und Europa. Chinas rasanter ökonomischer Aufstieg, der bis zum Ausbruch der Eugenischen Kriege deutliche Konturen angenommen hatte, war abrupt unterbrochen, das Wachstum der Weltwirtschaft dadurch in den vergangenen Dekaden abgewürgt worden. Da die ÖK sich aus sämtlichen relevanten internationalen Zirkeln – ausgenommen der nahezu entwerteten UN – löste und einen neuen Kalten Krieg forcierte, war den hochverschuldeten Amerikanern mit einem Mal der beste Kreditgeber von der Fahne gegangen.

Um die Millenniumswende war deshalb eine Finanz- und Wirtschaftskrise bislang ungekannten Ausmaßes ausgebrochen. Die Auswirkungen waren bis heute anhand der bleibend hohen Arbeitslosigkeit zu spüren und der eigentliche Grund gewesen, warum die USA ihre in den 1990ern halbherzig geknüpften Kooperationsbande mit den Europäern vertiefen mussten. In einer solchen Situation wurden selbst die Fühler zum Russischen Konsortium – an und für sich ein

zweifelhafter Alliierter mit eigenen machtpolitischen Ambitionen – ausgestreckt, um ein funktionierendes Bündnissystem gegen die ÖK hochzuziehen. Bis heute hatte es gehalten, obgleich im Hintergrund viel geflickschustert worden war. Green war an den meisten der offiziellen und informellen Konferenzen beteiligt gewesen.

Dennoch: Der Blick in den historischen Rückspiegel weckte wohl kaum Begeisterung. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion hatte das von Fukuyama beschworene Zeitalter der Globalisierung, der grenzenlosen Liberalität und des wachsenden Wohlstands nur äußerst kurz gewährt.

Am einstmals von allen beneideten ‚Land der unbegrenzten Möglichkeiten' ließ sich dies am besten ausmachen: In den USA waren infolge der ökonomischen Zwänge, die zur Quasi-Abschaffung von Arbeitslosengeld und anderer sozialer Leistungen geführt hatten, in vielen großen Städten Schutzzonen errichtet worden, in denen Heere von Langzeitarbeits- und Obdachlosen untergebracht wurden – mit zunehmendem Druck gegen ihren eigenen Willen. Offiziell hieß es, diese Zonen seien die einzige verbliebene Möglichkeit des Staates, sich um Bedürftige zu

kümmern und sie entsprechend karitativ und medizinisch zu betreuen, damit sie bald wieder Teil der Gesellschaft wurden.

Viele empfanden die Schutzzonen aber auch als eine bewusst herbeigeführte und äußerst radikale Gentrifizierungspolitik, die überhaupt nicht zu einem Land passe, das sich als eine Wiege der Demokratie bezeichnete. Während Menschen am untersten Ende der sozialen Leiter zwangsumgesiedelt wurden, entstand in bestimmten Stadtteilen neuer Wohnraum, der von Bessergestellten gefüllt werden konnte. Es gab nicht wenige Zeitgeister, die den wahren Zweck der Schutzzonen in einem brutalen Segregationsprogramm sahen. Personen ohne Geld und nennenswerten sozialen Status wurden dorthin abgeschoben und konzentriert, wo ihnen, wie kritische Kommentatoren sagten, weniger geholfen als sie vielmehr vergessen wurden, und zwar in Armut, Elend und Perspektivlosigkeit. Die aus allen Nähten platzenden Schutzzonen waren ein bequemer Weg, die Straßen der Städte ‚normaler' wirken zu lassen, weil niemand die zahlreichen Habenichtse, die Drogenopfer und Säufer, die Todkranken ohne Krankenversicherung zu Gesicht bekam, die in die urbanen Ghettos verbannt worden waren.

Selbst in der Politik, die ihre Einrichtung vor ein paar Jahren zähneknirschend beschlossen hatte, waren sie bis heute hochumstritten. An diesem Thema war sogar eine Regierung zu Bruch gegangen. Doch mangels vernünftiger Alternativen hatte es letztlich niemand gewagt, sie abzuschaffen. Dies hätte nämlich bedeutet, das letzte Bisschen staatlicher Fürsorge für die zahlenmäßig immer weiter gewachsene Unterschicht aufzugeben.

Gleichzeitig war ihre Aufrechterhaltung ein ernüchterndes, nein erschreckendes Symbol. Die Vereinigten Staaten waren schon immer ein Land mit höchst ungleich verteiltem Wohlstand gewesen. Erträglich war dies nur gewesen, solange das, was gemeinhin ‚amerikanischer Traum' genannt wurde, gegolten hatte: das Versprechen auf sozialen Aufstieg durch eigene Tüchtigkeit. Die Schutzzonen hatten diese Gesellschaft mitten in ihrem Selbstverständnis, in ihrer Seele zerrüttet, weil jeder wusste, dass man, einmal dort, nicht mehr so schnell aus ihnen herauskam. Es gab keine Hoffnung mehr, mit Leistungsbereitschaft, Fleiß und harter Arbeit ein besseres Leben zu erreichen. So war binnen zwei Jahrzehnten aus einer einstmals offenen und durchlässigen Auf-

steigergesellschaft eine verkrustete Pyramide voller sozialer Spannungen geworden, die auch ganz ohne das Zutun der Magnolie Sprengstoff für den inneren Zusammenhalt waren.

Das alles waren nicht nur bedauernswerte, sondern für eine freie Nation beinahe untragbare Zustände. Trotzdem war Green nicht so naiv, keine Dankbarkeit dafür zu zeigen, dass die Dinge nicht sehr viel schlimmer gekommen waren. Seit dem 15. Oktober 1996 waren die Welt und Amerika zweifellos mit einem blauen Auge davon gekommen[1]. Diese Erkenntnis rief er sich jeden Morgen beim Blick in den Spiegel in Erinnerung; sie bildete einen wichtigen Antrieb, in seinen Bemühungen, Krisen zu entschärfen, nicht nachzulassen.

Es war nicht die Zeit, um sich zurückzulehnen und die Politik sich selbst zu überlassen. Seitdem der Vormarsch der Schwarzen Magnolie die Menschheit dazu gezwungen hatte, die Erde in drei Zonen einzuteilen und sich vor der auslangenden Ranke immer weiter zurückzuziehen, galt

[1] Nebenbei bemerkt gab es nicht nur Schreckliches zu vermelden: Unter den neuen politischen Realitäten und der erbarmungslosen Ausbreitung der Ranke war der Nahost-Konflikt zwischen Israel und Palästina gewissermaßen über Nacht beigelegt worden.

das umso mehr. Tatsächlich machte sich Green nichts vor: Einmal mehr saßen die Menschen, im Grunde eine ziemlich selbstgerechte Spezies, auf einem Pulverfass. Und wieder lautete die Frage, ob es ihnen gelingen würde, sich zuerst selbst zugrunde zu richten, *bevor* es hochging.

Es waren verrückte Jahre gewesen. Kabarettisten und Zyniker feierten unablässig Hochkonjunktur – bis hin zu Publizisten, die sich bei ihren Anhängern einen zweifelhaften Ruf dadurch erworben hatten, dass sie dafür plädierten, die Erde könne sich nicht eher erholen, bis der Mensch, diese Pestbeule, von ihrem Boden verschwunden sei. Weltuntergangsvisionen kursierten in den Buchläden, und auf den Straßen hörte man allenthalben diejenigen, denen die Hoffnung oder der Verstand – oder beides – irgendwo auf halbem Weg abhandengekommen war.

Green entsann sich, vor einer Weile mit einem bekannten Journalisten gesprochen zu haben, der ihm anvertraute, er könne sich nicht über zu wenig Aufhänger und Schmiermittel für seine Geschichten beklagen. Damit habe der jetzige Abschnitt der Weltgeschichte doch zumindest auch seine gute Seite.

Nach Greens Dafürhalten konnte nur jemand eine solche Sichtweise einnehmen, der auf den eigenen Profit schaute – oder jenseits aller Hoffnung lebte. Für ihn galt sie nicht. Tatsächlich glaubte er immer noch fest daran, dass eines Tages alles besser würde, wenn man hart und beständig genug an diesem Ziel arbeitete. Wenn es einen Gott dort oben gab, sagte er sich gern, dann testete er derzeit die Ausdauer seiner Schöpflinge. Green beabsichtigte nicht, seinen langen Atem aufzugeben.

„Auf jeden Fall sollten wir uns die weiteren Schritte gut überlegen und einen konstruktiven Dialog suchen.“, fuhr Schulz fort und holte ihn damit aus seinen Gedankengängen zurück. „Und niemand kann beides zusammen besser als Sie. Colonel, ich brauche Phillip Green.“

„Sie haben ihn.“ Er wandte sich seinem Gesprächspartner vollends zu. „Was wird von mir erwartet?“

Der Präsident hob die Stimme: „Wir können von Glück reden, dass demnächst dieser Energie- und Umweltgipfel ansteht. Ich denke, das ist eine günstige Gelegenheit, um den ÖK-Botschafter hinter den Kulissen abzupassen.“

„Soweit ich weiß, wird Anderson auch dort sein."

„Ja, aber er soll sich um die offiziellen Angelegenheiten kümmern. Dafür ist er immerhin in diesem Amt. Sie werden unser Unterhändler für die wirklich wichtigen Dinge sein."

Green nickte einmal. Er stellte sich bereits das maskenhafte Gesicht des chinesischen hohen Vertreters vor. „Und wenn ich Yi vor mir habe, was soll ich dann machen?"

„Das Übliche. Sie lassen Ihren Charme spielen und verwickeln ihn in ein Gespräch über die schönen Nebensachen. Und dann, wenn der Abend fortgeschritten ist, werden Sie ihm sagen, dass wir bereit sind, die ÖK an der Administration der Ionenkanone zu beteiligen."

Augenblicklich zuckte Green zusammen. „Sir?"

Schulz wusste das Überraschungsmoment auf seiner Seite. „Ich bin mir darüber im Klaren, dass normalerweise *Sie* derjenige von uns beiden sind, der die Vorschläge unterbreitet. Aber bei Lichte betrachtet, ist das doch die einzige realistische Option, oder? Die Frage, ob sie kriegen, was sie wollen, hängt also davon ab, ob die ÖK bereit ist, ein bisschen geschäftsmännisches Denken in ihre tiefrote Weltsicht einfließen zu lassen."

„Was ist es, das Sie im Gegenzug wollen?“, erkundigte sich Green.

Schulz lächelte und lehnte sich zurück. „Sehen Sie, das ist Ihre Sache. Für den Anfang könnten sie sich vielleicht dem Wirtschaftsvertrag mit den Russen anschließen. Und dann?“ Der Präsident hob und senkte die Brauen. „Ich muss Ihnen nicht sagen, dass unsere Wunschliste an die ÖK verdammt lang ist.“

Green dachte darüber nach. „Wenn wir sie dazu bekämen, dieser Kooperation beizutreten, würde das bedeuten, dass sie ihre Isolation aufgeben müssen. Und dass sie ihren Anspruch auf Pakistan fallenlassen.“ Das jedenfalls hatte der Vertrag der Russen besagt, der auch dem ÖK-Regime vorgelegt worden war.

„Die Tage ab dem 1. Juni werden heiß. Und ich meine heißer als der Hintern von Miss Lloyd, wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Der Präsident sah ihn einen Moment beschwörend an und klopfte ihm dann väterlich auf die Schulter. „Bringen Sie uns heil da durch, Phillip.“

.:Kapitel 10

31. Mai 2020
New York, USA

Petra Wright schritt zügig durch die Halle des New Yorker Travelports und warf ab und zu einen Blick auf den Transportbehälter in ihrer Hand, in dem sich Kitty nicht allzu wohl zu fühlen schien. Da sie die Katze jedoch nie einem Nachbarn oder Freund zur Verpflegung überlassen hatte, war nichts anderes infrage gekommen, als das Tier mit auf ihre kleine Reise zu nehmen.

„Ist bald vorbei, meine Süße, und dann darfst Du wieder raus aus diesem Gefängnis…“, flüsterte sie, nachdem Kitty einmal einen klagevollen Laut von sich gegeben hatte. Dann hob sie den Kopf und eilte weiter.

Wie bei jeder anderen Gelegenheit, war sie erschlagen von den vielen, fremdartigen Eindrü-

cken, die hier aus allen Richtungen auf sie zukamen. Das riesige Zentralterminal des gewaltigen Komplexes hallte von Startaufrufen, Durchsagen von Abflug- und Ankunftszeiten, Suchrufen nach verlorengegangenen Kindern, Werbedurchsagen in verschiedenen Sprachen wider. Die Luft war überladen mit sich vermischenden Aromen – von der präzisen Härte der gefilterten und wiederaufbereiteten Luft über die exotischen Gewürze der Schnellimbisse bis hin zur komplexen Tapisserie der Ausdünstungen der sich durch die Hallen wälzenden Menschen.

Als Wright als junges Mädchen zum ersten Mal hierhergekommen war, um ihren Vater zu verabschieden, hatten die Anblicke und Gerüche dieses Verkehrsknotenpunkts sie überwältigt. Einen Zauber auf sie ausgeübt. Ihre Fantasie und ihr Herz auf ewig in Beschlag genommen.

Eine der Abflughallen zu verlassen, hieß, mit einem Suborbitalflug in weniger als fünf Stunden jeden Ort auf der Erde erreichen zu können – theoretisch jedenfalls, denn viele Lufträume waren dieser Tage geschlossen oder nur sehr eingeschränkt passierbar. Es lag, wie sie fand, eine gewisse Ironie darin: Nie war die Menschheit so schnell dabei gewesen, Personen an andere Orte

zu befördern, und jetzt, wo sie es vermochte, hatten die Schwarze Magnolie plus die allgemeine weltpolitische Lage dafür gesorgt, dass längst nicht alle Orte von den modernen Suborbitalmaschinen angesteuert werden konnten.

Das und viele andere Tragiken des modernen Lebens weckten in Wright das beständige Gefühl, dass der Mensch, je weiter er auf der Entwicklungsleiter emporgestiegen war, im Grunde ein unglückliches, unerfülltes Wesen wurde. Um sich ein bisschen glücklicher und erfüllter zu machen, trieb er die technologische Entwicklung weiter an, umgab sich mit neuen Annehmlichkeiten und berauschte sich an kybernetischen Fantasien, nur um am Ende festzustellen, dass es ihm immer noch nicht besser ging. Er steckte in einem Hamsterrad fest, konnte nur weiter nach vorn, drehte sich schneller und schneller, bis zur Überhitzung.

Wright warf den Gedanken von sich. Sie war nicht hergekommen, um ein Panorama vom New Yorker Travelport zu erhaschen – oder der widersprüchlichen Gefühle, die er ein ums andere Mal in ihr auslöste. Nun war der hektische Flughafen trotz all seiner Romantik kaum mehr als eine bedeutungslose Zwischenstation für sie. Ein letzter Halt, ein letztes Hindernis, das sie über-

winden musste, bevor sie endlich mit dem beginnen konnte, was sie tun musste. Tun *wollte*.

Sie war sich stetig bewusst: Dies war der Ort, an dem Jack und Martin zum letzten Mal abgehoben waren. Ihre Spuren verloren sich hier, in den Weiten des Flughafens an einem Gate Richtung Los Angeles.

Wright blieb standhaft. *Wieder über die große Politik berichten. Aus dem Weltraum.* Wer tat das schon alle Tage? Sie musste zugeben, dass sie ausgesprochen nervös war. Kaum ein paar Wochen zurück in der Redaktion, und schon kam ihre Chefin auf die glorreiche Idee, sie zum Aufwärmen über die Wolken zu jagen. Aber was nützte es, ständig darüber nachzudenken. Wright hatte sich gemeldet; sie war sogar dankbar für die Wertschätzung gewesen, die ihr mit diesem Job zuteilwurde, also hatte sie geschwiegen und die Sache auf sich zukommen lassen. Und hier war sie: bereit, nach *Freedom-One* überzusetzen.

Wright stieß einen leisen Atemzug aus. Anschließend gab sie sich einen Ruck, entledigte sich bei der Gepäckabgabe ihres ergonomisch geformten Koffers und ging ohne weitere Verzögerungen zur Passkontrolle. Die Zoll- und Ausreiseformalitäten waren keineswegs so hart, wie sie

befürchtet hatte: Neben dem obligatorischen Ganzkörperscan bestanden sie lediglich darin, ihre Identitätsplakette in ein Lesegerät zu stecken und das Netzhautmuster bestätigen zu lassen.

Eine halbe Stunde später saß sie, zusammen mit einem Tross aus etwa fünfundzwanzig anderen, mehr oder weniger aufgedrehten Journalisten in einem Transportbus, der über die verregnete Startbahn kroch. Dicke Wassertropfen prasselten gegen die Scheibe. Unauffällig schaute Wright in die Gesichter der sie umgebenden Frauen und Männer und stellte fest, dass sie niemanden kannte. Vielleicht würde sich das ja noch ändern, wenn sie die Raumstation erst einmal erreicht hatten. Außerdem gehörte Wright zur dritten und letzten Charge von Reportern, die nach *Freedom-One* befördert wurden. Das bedeutete, die übrigen fünfzig Berichterstatter aus aller Welt befanden sich bereits dort oben.

Als die Fähre in Sichtweite gelangte, musste Wright zugeben, dass sie überrascht war. Mehr als das. Das Vehikel, dem irgendjemand den eigenwilligen Namen *Space Elevator* verpasst hatte, mutete ungeahnt schnittig an. Jeweils zwei aggressive Doppelkurven wölbten sich von den

Cockpitfenstern seitwärts und gingen dann glatt in die langen Wülste der Antriebsgondeln über, die am unteren Rand beider Seiten verliefen. Die polierte, silberne Hülle funkelte im sie umgebenden Scheinwerferlicht.

Eines Tages werden wir die Sterne bereisen, Du wirst schon sehen. Von dort oben müssen unsere alltäglichen Sorgen wie ein kleiner Lichtpunkt sein. Wie ein Echo drang Jacks Stimme an sie und verblasste sofort wieder. Wright lächelte vor sich hin; dann hielt der Bus, und sie wurden aufgefordert, an Bord zu gehen.

Das Innere des *Space Elevator* konnte nicht mit der imposanten Form und Substanz seiner äußeren Hülle mithalten. Hier drin war der Platz begrenzt und die Einrichtung äußerst funktional. Der einsitzige Führerstand für den Piloten war leicht zurückgesetzt; in unmittelbarer Nähe waren die Sitzplätze zweier Sky Marshals.

Auf der rechten Seite der Gleiterzelle befanden sich die runden, wulstartig vorspringenden Schleusen, ihnen gegenüber zwei Rundmodule mit O^2- und H^2O-Tanks. Eine flache Kuppel im Heckbereich versorgte den für den Wiedereintritt in die Atmosphäre erforderlichen Schutzschirm mit der notwendigen Energie; der vordere Be-

reich der Fähre wurde von Prallfeld- und Antigravaggregaten eingenommen. Es gab lediglich eine Sitzreihe mit jeweils zwei Plätzen.

Ihre Sitznachbarin war eine pummelige indische Journalistin, die sogleich mit ihrem Wissen über die moderne Raumfahrt zu prahlen begann. Früher, erzählte sie Wright, hätte aufgrund des klassischen kerosinbasierten Treibstoffs jeder Flug in den Orbit – geschweige denn zum Mond – viele Millionen Dollar verschlungen. Heute jedoch sei dies, aufgrund der Entwicklung von konzentriertem Deuterium als Fortbewegungsquelle, auf einen lächerlichen Bruchteil der einstigen Summe gesunken.

Was die Frau sagte, leuchtete Wright ein. Trotzdem würde es wohl noch ein Weilchen dauern, bis außerhalb des Erdorbits Menschen gesehen wurden. Fürs Erste hatten vermögendere Weltraumtouristen begonnen, das All zu erobern. Angeblich plante ein russischer Magnat sogar in den kommenden Dekaden ein Hotel auf dem Mond zu errichten.

Als der *Space Elevator* mit donnerndem Triebwerk abhob, versuchte Wright, das in ihr aufkeimende Übelkeitsgefühl unter Kontrolle zu halten. Sie sah nach Kitty, die sich im fixierten, raum-

fahrtkompatiblen und damit äußerst beengten Transportbehälter auf ihrem Schoß drehte und wendete, doch der Anblick der nervösen Katze wirkte kaum zur Besserung ihres Befindens.

Kaum war der Gleiter in einer Anordnung dichter, schwarzer Gewitterwolken verschwunden und damit auch die Sicht auf das nächtliche New York, beschleunigte er so schnell, dass Wright sich mit dem Sitz verwachsen glaubte. Nahezu senkrecht schoss er in den Himmel, und unter ihnen, aus Sicht einer Kamera, schrumpfte die Landschaft zu einem dunklen, länglichen Brocken zusammen.

Jetzt aktivierte der Pilot die großen Monitore, die von der Decke herabhingen. Eine Art Dokumentationsfilm wurde abgespielt. Er begann mit einer herzlichen Begrüßung der Passagiere und einigen obligatorischen Sicherheitshinweisen.

„*Freedom-One*“, sagte dann die in ihren Ohren viel zu melodisch klingende Frauenstimme, „ist eine vollklimatisierte Multizweckstation, die bis zu fünfhundert Personen fassen kann und eine permanente Besatzung von zweiundfünfzig hat. Ihr Bau wurde als Kooperationsprojekt zwischen der Global Union, der Afrikanischen Union und dem Russischen Konsortium 2013 begonnen und

2018 abgeschlossen. Auch die Indische Konföderation beteiligte sich am Bau. 3500 hoch qualifizierte Ingenieure und 7500 orbitale Konstruktionsarbeiter waren während der gesamten Bauphase in 24-Stunden-Schichten mit der Errichtung der 500 Meter durchmessenden Ringe beschäftigt. Die Errichtung des gesamten Komplexes kostete 250 Milliarden Dollar. *Freedom-One* wird bis auf weiteres von einem Kernteam der NASA verwaltet, obwohl auch andere Nationen regelmäßig Crewmitglieder und Spezialisten beisteuern."

Die Stimme redete mit Fortlaufen des Clips weiter, vertieft in immer feinere Einzelheiten, aber Wright verlor das Interesse, als in ihr neuerliche Übelkeit aufstieg. Sie betrachtete ihre blasse Gestalt in der Scheibe, und dann, wenige Augenblicke später, begann das Unwohlsein allmählich aus ihr zu weichen.

Der Blick aus dem Fenster war unglaublich. Sie rasten durch hochliegende Dunstfelder, und der Himmel wurde blauer. Dunkelblau. *Tiefblau*. Eine Anzeige ließ sie wissen, dass sie schneller als mit vierfacher Schallgeschwindigkeit unterwegs waren. Die Erde rundete sich.

Dann, ganz langsam, ließ der mörderische Druck, den sie soeben noch im Sitz verspürt hatte, nach. Bald schon fühlte sie sich berauscht und elektrisiert. Eine riesige, blaue Kugel, durchsetzt von weißen Wolkenschnörkeln, dehnte sich unter ihr aus. Sie wirkte so rein und ruhig, erhaben über alles Leid und die Schandtaten, das der Mensch in den vergangenen Jahrhunderten in immer größerem Ausmaß über sie gebracht hatte.

Keine Spur von nuklearen Katastrophen und Umweltzerstörung, vom täglichen Kleinklein, bei dem die Leute kaum imstande waren, über ihren Bauchnabel hinauszusehen. Selbst das tagtäglich dominanter werdende Regime der Ranke stach nicht ins Auge. Von hier oben atmete die Erde Zeitlosigkeit, und in Wright entstand für einen Moment das Gefühl, Teil von etwas sehr viel Größerem zu sein, über die Beschränkungen der Spezies Mensch hinauszusehen.

„Du hattest Recht, Jack.“, flüsterte sie.

[Ladies und Gentlemen,], ertönte die Stimme des Piloten, [wir haben nun den niedrigen Erdorbit durchquert, in dem – wenn Sie sich nach rechts orientieren – die Internationale Raumstation, ISS, nach wie vor ihre Bahn zieht. 2017 wur-

de der Betrieb der ISS offiziell eingestellt; seither dient sie als Museum für Weltraumtouristen mit Exponaten aus der Frühzeit der Raumfahrt. Unsere restliche Reisezeit zu *Freedom-One* wird voraussichtlich noch eine Viertelstunde in Anspruch nehmen. Die Voraussage für Space Debris ist ideal; es spricht also alles dafür, dass wir planmäßig eintreffen werden. Bitte bleiben Sie angeschnallt, bis wir unsere Andockposition erreicht haben, und genießen Sie den Flug.]

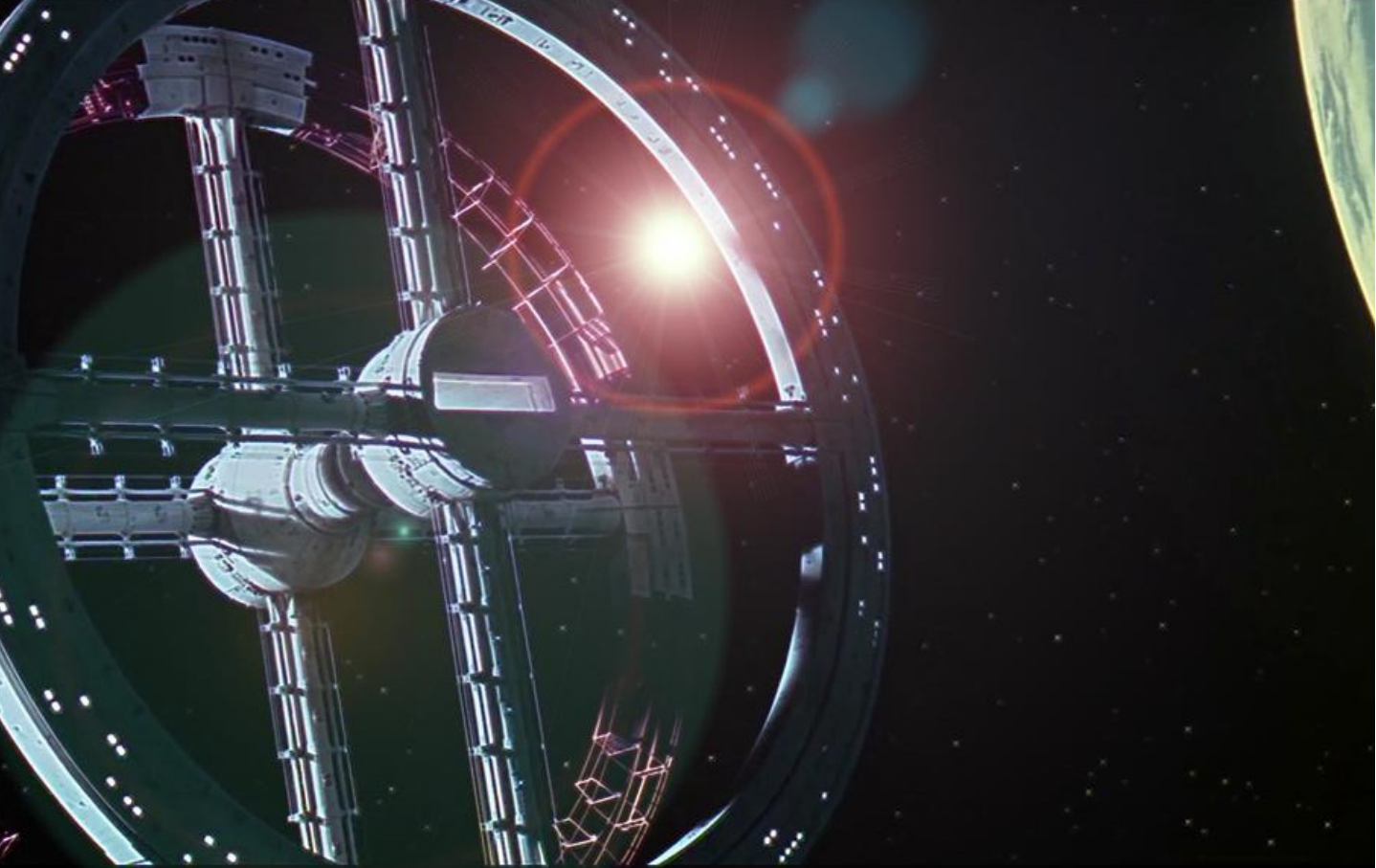
Kurzzeitig glaubte Wright, zu fallen, hätten der Schalensitz und der Mehrfachgurt sie nicht an Position gehalten. Dann wurde ihr klar, woher dieses seltsame Gefühl der Entbundenheit vom eigenen Körper rührte. Sie war schwerelos.

Im Fenster funkelte der Sternenhimmel, Diamantstaub auf schwarzem Satin. Sie starrte in die endlose Dunkelheit.

Schließlich gelangte *Freedom-One* in Sichtweite. Das schlanke Doppelrad der grellweißen Raumstation drehte sich langsam vor dem Hintergrund ewiger Nacht. Im Grunde genommen repräsentierte sie so etwas wie eine Kleinstadt im Orbit, ausgestattet mit einem Dutzend Decks, Quartieren, Lagerhallen, Forschungseinrichtungen. Hervorgewölbte Dornen gingen vom zentralen Stati-

onskörper aus wie die Rippen eines runden Rückgrats. Aus dem sich zuspitzenden Tower ragte ein Antennenwald in die Schwärze des Alls.

Als sie näher kamen, verfolgte Wright zwei in Außenbordmonturen arbeitende Techniker, die mithilfe eines robotischen Krans eine Stützverstrebung entlang der massiven Hülle reparierten. Sie ließ ihre Augen wandern, und ihr Blick fiel auf ein halbes Dutzend weiterer *Space Elevator*, die bereits angedockt lagen. Nun schob sich eine Wand vor das Fenster, während der Gleiter sich mit gedrosseltem Tempo behutsam der nächsten Luftschleuse näherte.



.:Kapitel 11

31. Mai 2020
Freedom-One

Sonnenschein strömte durch den Pappelhain. Hinter den Bäumen war eine Wiese zu sehen; grüne Stängel, dazwischen bunte Tupfer von Glockenblumen, Gänseblümchen und Phlox. Ein Rotkehlchen tänzelte nahe am Fuß eines Baums herum auf der Suche nach Insekten. Es bemerkte offenbar den sehnigen Räuber nicht, der sich mit gespanntem Blick und gestrafften Muskeln anschlich. Der Vogel kehrte ihm den Rücken, und der Jäger sprang.

Kitty krachte in das Illuso des Rotkehlchens; sie machte weder Beute noch zerstörte sie das Bild des Vogels, der seine Suche nach Insekten ungerührt fortsetzte. Verstört schüttelte das Tier den Kopf und taumelte zurück.

„Tja, das kommt wohl davon, dass wir Dich zur Hauskatze erzogen haben.“, sagte Wright, während sie ihren Koffer der letzten Kleidungsstücke entledigte und in einen schmalen Schrank überführte, der in die Wand der kleinen Koje eingelassen war.

Sie wusste, dass sie es Kitty kaum verdenken konnte, auf das Trugbild hereingefallen zu sein. Heute verfügten die meisten besseren Hotels über Illusos, die technisch hochentwickelt waren und es dem Nutzer erlaubten, seine Sinne mit der täuschend echten Imitation beruhigend wirkender Landschaften zu bespielen. Gerade in den letzten Jahren hatte diese Technologie jedoch einen gewaltigen Sprung nach vorn gemacht, und *Freedom-One* schien mit eben diesem neuesten Schrei ausgestattet worden zu sein.

Wie lange es wohl noch dauern würde, bis holographische, dreidimensionale und physisch anfassbare Trügereien als Entspannungsmittel verfügbar waren? Zurzeit sah es zwar noch nicht nach einem Durchbruch auf diesem Feld aus. *Aber wer weiß…*, dachte Wright. *Wenn die Erde eines nicht allzu fernen Tages ein unausstehlicher Ort sein wird, wird das die Nachfrage nach einer*

solchen Technologie möglicherweise ziemlich befeuern.

Sie wandte sich wieder vom Illuso ab, das einen nordamerikanischen Wald der gemäßigten Zone darbot, und erinnerte sich, wie beschwerlich der Weg gewesen war, von der Luftschleuse in dieses kleine Quartier gefunden zu haben. Die Station war zwar groß, aber zweifellos nicht für jene Massen an Personen ausgelegt, die sich zurzeit durch ihr Inneres wälzten. Politiker, Wissenschaftler, noch mehr Politiker, endlose Trosse von Journalisten und Beratern, Leute aus großen Wirtschaftskonzernen… In den Korridoren von *Freedom-One* herrschte so lebhafter Verkehr, dass er fast immer in heillosem Durcheinander endete. Ständig bildeten sich hier und dort Gruppen, die für andere Passanten zu beträchtlichen Hindernissen erwuchsen. Wright war fix und fertig gewesen, als sie schließlich das ihr zugeteilte Zimmer erreicht hatte.

Doch ebenso schnell, wie sie hier angelangt war, war ihr auch schon wieder langweilig geworden. Die Konferenz würde erst morgen Nachmittag beginnen. Bis dahin musste sie zusehen, wie sie die Zeit totschlug. Fürs Erste hatte sie sich ins klaustrophobisch enge Bad buchsiert, dort eine

eilige Dusche genommen und dabei rasch festgestellt, wie viele Annehmlichkeiten das Leben auf der Erde – trotz ausufernder ökologischer Vernichtung durch Mensch und Ranke, trotz der Fortschritte, die die Raumfahrt in den vergangenen Dekaden gemacht hatte – nach wie vor bot. Anschließend hatte Wright die Montur gewechselt und gegen etwas Bequemeres eingetauscht, das trotzdem nicht auf eine gewisse Ansehnlichkeit verzichtete.

Nun nahm sie eine der Tabletten ein, die ihr ein NASA-Arzt beim Belastungscheck mehrere Tage vor dem Abflug mit dem *Space Elevator* verschrieben hatte, und spülte das klumpige Ding mit einem gehörigen Schluck Wasser herunter. Wright hoffte, die Tablette würde die von ihr erhoffte Wirkung entfalten, denn noch immer bereitete ihr die künstliche Gravitation auf *Freedom-One* Probleme, vermittelte ihr gar den Eindruck, ihre Organe würden ständig im Takt mit der im Kreisbahn befindlichen Station rotieren (und das war mit etwa 28.000 Kilometern verflucht schnell).

Sie stellte das leere Glas auf der Kommode ab. Ihr Blick fiel auf das halbe Dutzend *Marlboro*-Packungen, jene Überlebensrationen, die sie in

den kommenden Tagen, zusammen mit jeder Menge pottschwarzen Kaffees, davor bewahren würden, vor Schlafmangel einzugehen oder angesichts der Enge der hiesigen Wände noch einen Kollaps zu erleiden. Wright drückte den Knopf, der die Schranktür zuschnappen ließ und zog sich einen Glimmstängel aus dem oberen, bereits angebrochenen Schächtelchen.

Sie klemmte sich die Zigarette zwischen die Lippen, fummelte nach ihrem Feuerzeug. Dann verfolgte sie, wie Kitty die Faszination am Illuso verlor, aufs Bett sprang und zweimal miaute. „Find ich auch, Süße.“, murmelte sie. „Ist wirklich ‘ne Schande, oder? Da hat man schon die Ehre, an Bord eines so fortschrittlichen Stücks Technologie zu sein, und man denkt trotzdem nur daran, wie man seine Gesundheit noch etwas mehr ruiniert.“ Die Spitze der Zigarette glühte auf; Wright legte das Feuerzeug weg und nahm einen kräftigen Zug, den sie Sekunden später in einer Rauchwolke durch die Nüstern entließ.

Schon besser… Sie merkte, wie sie sich in Anbetracht ihrer beklemmten Lage wieder ein wenig entspannte. Wenn diese NASA-Tabletten nichts nützten, so war wenigstens immer noch auf den guten, alten Lungentorpedo Verlass.

[Ma'am, ich muss Sie leider darauf aufmerksam machen, dass Rauchen in Ihrem Quartier nicht gestattet ist.]

Wright zuckte zusammen. Eine sonore, männliche Stimme war unerwartet ertönt. Woher zum Teufel war sie gekommen? Reflexartig blickte sie auf und erkannte eine kleine, unscheinbare, schwarze Halbkugel, die in der Mitte der Decke angebracht worden war. Dahin war sie, die Privatsphäre.

Frustriert stampfte Wright die Zigarette im nahestehenden Aschenbecher, den sie mitgebracht hatte, zusammen und erwiderte: „Wissen Sie eigentlich, dass Sie mir einen Riesenschrecken eingejagt haben?"

[Verzeihen Sie, das war nicht meine Absicht.], kam die höfliche und auch etwas schüchtern klingende Antwort. Vermutlich gehörte der Mann der Sicherheitsabteilung oder dem Kommandozentrum von *Freedom-One* an. [Ich tue nur meinen Job.]

Die sind so viele Leute hier oben nicht gewohnt, geschweige denn Zivilisten., ließ sich Wright durch den Kopf gehen. Sie beneidete jene verantwortlichen Personen nicht, die nun den reibungslosen Ablauf der bevorstehenden Konferenz hier oben,

mitten im Vakuum, gewährleisten mussten. Wie oft wohl hatte dieser arme Tropf in den zurückliegenden Stunden schon das gleiche Gespräch führen, unzählige andere Reporter darauf hinweisen müssen, keinen Gebrauch von ihrer Zigarette zu machen? „Gehört zu diesem Job auch, Frauen zu beschatten, die in die Dusche steigen?“, fragte sie zuletzt und blickte in Erwartung einer Antwort zur Decke.

[Nur, wenn es unbedingt sein muss, Ma’am.]

Sie musste lächeln. „Keine Sorge, Ihr Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben. Und wo kann ich hier mal eben auf den Balkon gehen, um eine zu rauchen?“

[Folgen Sie einfach den grünen Pfeilmarkierungen im Gang. Sie werden Sie zu den Raucherbereichen führen.]

„Danke für die Auskunft.“

[Gerne. Einen angenehmen Aufenthalt, Ma’am.]

Hat der mich gerade zum wiederholten Mal Ma’am genannt? Sehe ich etwa schon so alt aus? Wright seufzte leise und entgegnete Kittys wachsamen Blick, die es sich auf dem Bett bequem gemacht hatte und sie jetzt aufmerksam beobachtete. „Du hältst hier die Stellung, Tiger. Ich werd‘ mich mal ein bisschen umsehen.“

In all dem Gedränge gestaltete es sich als ernsthafte Herausforderung, den Weg zu den für Raucher vorgesehenen Aufenthaltsräumen zu finden. Die besagten grünen Markierungen waren nicht der Rede wert und nur in unregelmäßigen Abständen an den Schotts angebracht worden.

Wright zwängte sich zwischen herumirrenden und plaudernden Passanten sowie an verwaisten Koffern und Taschen vorbei, die rigoros die grauweißen, polierten Flure von *Freedom-One* verstopften. In einer der Raucherzonen angekommen, durfte sie rasch feststellen, dass mit ihr viele andere Personen den Plan gehabt hatten, sich Eine anzuzünden, sodass sie die leisen Anzeichen von Entzug gerne gegen das Bedürfnis eintauschte, zwischen all den Rücken und Schultern nicht noch ein gehöriges Stück dünner zu werden. Nein, es war einfach zu klaustrophobisch da drinnen.

Ihren erfolglosen Parcours zum Raucherabteil nahm sie zum Anlass, eine ausgedehntere Erkundung der Station zu beginnen. Sie kämpfte sich bis zu einem der Lifte vor und fuhr auf die nächstgelegene Ebene. Dort stattete sie der Konferenz- und Pressesektion einen ersten Besuch

ab; es würde ihr helfen, sich am morgigen Tag besser zu orientieren. Kurz darauf stieß sie auf den Loungebereich mit einer schmucklosen, jedoch einladenden Bar, deren bullaugenförmige Fenster einen betörend schönen Blick auf die Erde freigaben.

Wie auf dem Rest der Station war es ziemlich menschenüberlaufen, aber Wright fand noch einen freien Tisch mit guter Aussicht. Bald schon eilte ein Kellner herbei, und sie bestellte sich einen Scotch.

In den folgenden zwanzig oder dreißig Minuten – ihr kam das Zeitgefühl abhanden – verfiel Wright einer melancholischen Stimmung. Sie starrte ins grenzenlose Vakuum, von dort zurück zum Blauen Planeten und in ihr Glas, und bekam für einen Augenblick den Eindruck, alles gesehen zu haben; dass es da nichts mehr gab, was dem einen Bild der eigenen Heimatwelt aus dem Weltraum gleichkam. Die leise Loungemusik und die dahinter raunenden, teils in fremden Sprachen sich unterhaltenden Stimmen verschwammen mit ihren unsteten Gedanken, mit Erinnerungen an Jack und Martin, mit Gerüchen, die aus dem Gestern zu ihr aufstiegen und sie bis ins Hier und Heute verfolgten.

„Verzeihen Sie, Ma'am… Ist der hier noch frei?"

Wright riss sich aus dem mentalen Nebel, in dem sie versunken war, schaute hoch von ihrem Glas und ins freundlich lächelnde Gesicht eines Mannes, der rund zehn Jahre jünger sein musste als sie. Er trug eine schmale, rahmenlose Brille, hatte wohlproportionierte Gesichtszüge, auf denen ein gepflegter Dreitagebart stand, einen schwarzen, an manchen Stellen bereits ergrauenden Haarschopf und eine leichte Stubsnase. In seinen großen, blaugrünen Augen leuchtete Wachsamkeit.

Du musst auf diesem Flug vorzeitig gealtert sein., stieg es ihr durch den Kopf, ehe sie erwiderte: „Ähm… Sicher, klar. Nehmen Sie nur Platz."

„Danke, das ist sehr freundlich."

Der Mann ließ sich auf der anderen Seite des kleinen Tisches nieder und bestellte sich in der Folge seinerseits einen Drink. Als das Getränk vor ihm stand, räusperte er sich, in der vagen Ankündigung, es sei ihm daran gelegen, die Mauer des Schweigens zwischen ihnen zu durchbrechen und ein wenig Konversation zu pflegen. „Sind Sie… Sind Sie auch gerade erst angereist?"

Sie trank den letzten Schluck Scotch und stellte ihr Trinkgefäß vor sich ab. „Um ehrlich zu sein, ja.

Und ich sag‘ Ihnen: Das war eine echte Tortur. Nicht nur für meine Katze.“

Erstaunt blickte er sie an. „Sie haben es allen Ernstes geschafft, eine *Katze* an diesen Ort zu befördern?“

Wright verdrehte die Augen. „Fragen Sie mich nicht, wie viele Formulare ich ausfüllen und wie viel ich draufzahlen musste. Aber ja, ich habe es geschafft. Zurzeit liegt sie in meinem Bett und streckt die Pfoten aus. Fragt sich nur, ob ich sie wieder in einem Stück auf den Boden bekomme. Das wird wohl vom Ausgang dieses Gipfels abhängen.“ Sie blies sich eine Strähne aus dem Gesicht. „Eine Woche auf diesem treibenden Stück Duratan, mit viel zu vielen Politikern und Journalisten an Bord, von den Lobbyisten ganz zu schweigen. Für mich klingt das verdächtig nach ‚Ratten im Käfig‘.“

Der Mann schmunzelte wie viel wissend. „Es wird schon gutgehen. Auch, wenn es im Weltraum alles etwas beengter zugehen mag.“

„Ja, und auch ein wenig…*transparenter*, wie mir scheint.“

Ihr Gegenüber legte den Kopf an und blinzelte verwirrt. „Transparenter? Wie meinen Sie das?“

Wright winkte ab. „Ach, nicht so wichtig.“ Sie wandte sich wieder dem Fenster zu und blickte hinab auf die große Kugel, die sich stoisch unter ihnen drehte. Nun fiel es ihr weit stärker auf als noch vorhin: Es gab Bereiche, in denen eine unnatürliche Finsternis wucherte; das Licht wurde abgehalten und verschluckt. Dichte Gewitterwolken lagen über den entsprechenden Regionen, und Tetryonstürme wüteten dort allenthalben. Es waren Umweltverhältnisse, unter denen kein Mensch mehr leben konnte.

Der Anblick bewirkte, dass Galle in ihr aufstieg. „An diesen Stellen sieht sie wirklich schlimm aus, finden Sie nicht? Diese Ranke ist wie eine Plage, wie ein Parasit, der sich immer weiter ausbreitet und alle Lebensgrundlagen vernichtet. Wenn ich Gott wäre, würde ich jetzt den Staubsauger anwerfen. Es wird verdammt noch mal Zeit.“

„Für den Fall, dass es diesen Gott gibt, frage ich mich, warum er es denn nicht tut?“ Mit zwei Fingern umspurte ihr Tischgeselle den Rand seines Glases. „In den vergangenen Jahren ist jedenfalls nicht viel passiert, außer dass er in aller Ruhe zugesehen hat, wie sich die Ranke ausbreitet.“

„Sorry, mein Fehler. Lassen wir Gott hier einfach außen vor, ja?“ Wieder fokussierte sie die

dunklen Zonen, die mittlerweile nicht mehr bewohnbar waren. „Das dort war früher mal Nordfrankreich, und das war der Balkan. Das dort, deutlich weiter östlich, war Irkutsk. Da bin ich sogar mit der Transsibirischen Eisenbahn Richtung Wladiwostok durchgefahren. Jetzt ist all das eine Todeswüste. Wenn Sie mich fragen, ist das, was dieses…dieses *Ding* mit unserem Planeten anstellt, etwas durch und durch Unnatürliches. Es ist einfach falsch. Es ist böse."

Der Mann hatte sich zurückgehalten und ihr aufmerksam zugehört. „Ich schätze,", sagte er nun sehr nüchtern, „es ist eine zutiefst menschliche Reaktion, die Schwarze Magnolie so zu sehen, wie Sie es beschreiben. Aber was wäre, wenn die Realität anders aussieht?"

„Wie meinen Sie das?"

Der Andere zuckte andeutungsweise die Achseln. „Na ja, wenn man ein wenig über die Sache nachdenkt, könnte man dieses Gebilde geradewegs für ein neues Kapitel Entwicklungsgeschichte dieses Planeten halten. Eine Art…nächste Stufe der Evolution."

Wright ächzte empört und schüttelte den Kopf. „Wer hat Ihnen denn so einen Blödsinn eingetrichtert?"

Der Mann hob beide Hände. „Hey, kein Grund, gleich beleidigt zu sein. Ich habe gesagt, man *könnte* es so sehen."

„*Sie* vielleicht. Ich jedenfalls nicht. Wir sind immer weiter und weiter auf dem Rückzug. Diese Scheißranke ist doch keine *Evolution*. Sie *tötet* unsere Welt; das ist mehr als offensichtlich."

„Tötet es sie wirklich?", fragte er er mit nachdenklichem Ausdruck. „Das wissen wir eigentlich gar nicht. Genau genommen wissen wir nur, dass sie die Erde zu transformieren scheint."

Wright wurde nervöser. Noch nie hatte sie Zeit damit verbracht, genauer über die ökologische Bedrohung nachzudenken, die seit zwei Jahrzehnten die Grundlagen menschlicher Existenz angriff. Alles, was sie hatte wissen müssen, hatte darin bestanden, dass die Ranke auf dem Vormarsch war, dass sie Leute umbrachte…und dass sie verbrannte Erde hinterließ und aus diesem einfachen Grund bösartig war. Der Mann aber, der jetzt vor ihr saß, schien einen viel nüchterneren Umgang mit dieser fremden, zerstörerischen Entität zu pflegen, die wie die Sieben Plagen über das Antlitz von Mutter Erde gekommen war. Das ließ in Wright den starken Verdacht keimen, dass

sie es mit jemandem aus der Wissenschaft zu tun haben musste.

„Und in *was*, wenn ich fragen darf?“, hakte sie nach.

Ihr Gesprächspartner schürzte die Lippen. „Ich muss Sie enttäuschen: Auch das können wir nicht genau sagen, weil sich bislang noch niemand in die Roten Zonen vorwagen konnte. Überhaupt wissen wir nur sehr wenig.“ Einen Moment lang blickte er in die Ferne, ehe er seine Aufmerksamkeit wieder Wright zuwandte. „Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören…“

Sein Blick ruhte nach wie vor auf ihr, und sie reagierte mit unverwandtem Staunen auf die von ihm ausgesprochenen Worte; etwas, das sie jedoch nicht offen eingestehen wollte. „Von wem haben Sie denn *diesen* Spruch aufgegabelt? Sind Sie etwa Politiker? Warten Sie, ich hab‘ Sie bestimmt schon mal im Fernsehen gesehen.“ Sie versuchte, witzig zu sein, aber es kam nicht sonderlich komisch herüber.

Der Mann schüttelte einmal den Kopf, amüsiert über ihr Herumirren. „Das Zitat stammt aus der Bibel. Hat also nichts mit Politik zu tun.“

„Verstehe. Ich wusste gar nicht, dass auch Vertreter der Kirchen zur Konferenz geladen wurden."

„Glauben Sie mir: Selbst, wenn die Kirchen wollten… Die müssen zurzeit ihre eigenen Konferenzen abhalten. Sie müssen sich mit der Frage beschäftigen, wie es kommen konnte, dass so beherzt am Ast von Gottes Schöpfung gesägt wird. Pardon, wir wollten Gott ja aus dem Spiel lassen."

Wright nickte schwach. „Stimmt. Der Kerl ist schon ein armer Sündenbock, oder?" Sie erinnerte sich, wie sich nach Jacks und Martins Tod anklagende und beschuldigende Worte, Flüche und dergleichen mehr jede nach aus ihrem in Einsamkeit gefrierenden Schlafzimmer emporgesandt und niemals eine Antwort erhalten hatte. Dabei war sie niemals eine Kirchgängerin, ja nicht einmal fest im Glauben gewesen. „Ich denke nur… Als hätten unsere eigenen Fehler nicht schon ausgereicht. Irrsinnige Rüstungswettläufe mit Waffen, die ausreichen, um die Erde ein Dutzend Mal zu pulverisieren. Die Verschmutzung von Luft, Land und Meer. Die rücksichtslose Ausbeutung der Umwelt. Zwei Weltkriege, dann die eugenische Katastrophe Mitte der Neunziger. Und zu allem Überfluss musste noch unbedingt dieses

wuchernde Monstrum auf uns losgehen. Ich meine… Was ist das für ein Schicksal? Wer oder was stellt uns auf die Probe?“

Wieder hatte ihr Gegenüber abgewartet, bis sie ihre Gedanken an ein vorübergehendes Ende brachte. Er nippte an seinem Drink und wies aus der Sichtscheibe. „Wenn Sie *mich* fragen: Was sich gegenwärtig da unten abspielt, ist nicht das Werk eines übermächtigen Wesens. Oder so was wie Schicksal. Es *ist* nicht böse, wie Sie sagen. Es ist *Natur*, nicht mehr und nicht weniger. Bislang war sie unser Freund. Zumindest glaubten wir das. Na ja, wir haben sie zwar systematisch verpestet und ruiniert, aber sie blieb uns gewogen; sie wehrte sich nicht. Bis hierhin. Jetzt scheint sie die Rechnung ohne die Menschen gemacht zu haben. Einigen mag das Eingeständnis wehtun, aber aus irgendwelchen Gründen scheinen wir nicht mehr die Nummer eins auf der Bühne des Lebens zu sein. Die Krone der Schöpfung wurde uns entrissen, und nun sehen wir unsere Felle davon schwimmen, jeden Tag ein bisschen mehr.“

Der Gedanke wollte Wright immer noch nicht gefallen, doch merkte sie angesichts der wohlüberlegten Darlegungen des Mannes, dass sie in der Vergangenheit solchen Fragen viel zu wenig

Beachtung geschenkt hatte, die über Aspekte der Umwelt- und Wirtschaftszerstörung durch die Ranke hinausgingen. Jetzt realisierte sie, wie sehr sie diese existenzphilosophischen Überlegungen in den Bann schlugen. Ihre Lippen teilten sich, und mit leichter Verunsicherung in der Stimme fragte sie: „Sagen Sie, warum sollte gerade *das* hier die nächste Stufe der Evolution sein?“

„Die Magnolie ist doch aus dem All gekommen, nicht?“, erwiderte er. „Und so, wie sie von dort auf die Erde fand, fing auch unsereins an. Tatsächlich sind die Parallelen verblüffend.“

„Geht es auch etwas weniger kryptisch?“

Der Mann lehnte sich etwas vor. „Alles, was wir heute sind, das ganze Leben hier… Es begann da draußen. Es gibt ausgesprochen belastbare Hinweise darauf, dass *Meteoriten* die ersten DNA-Bausteine auf die Erde brachten; dass *sie* erst zum Laufen brachten, was wir Evolution zu nennen pflegen – und damit zwangsläufig die Entwicklung der menschlichen Spezies. Die Substanzen, die vielleicht Jahrmillionen Huckepack durch den leblosen Raum zwischen den Sternen befördert wurden, lieferten die Ursuppe für alles Weitere. Schon komisch, oder? Bis vor kurzem dachten wir immer, das All sei kaum mehr als totes

Terrain, ein endloses Meer aus Gas und Staub, umgeben von unendlicher Tiefe und Stille. Stattdessen hielten wir einen Ort wie die Erde für eine fruchtbare Oase mitten in dieser Wüste. Was, wenn es genau umgekehrt wäre?“

Wright hatte auf ihrer Unterlippe zu kauen begonnen, während sie ihm zuhörte. „Versteh‘ ich das richtig? Sie denken, dass es *jetzt* wieder geschehen ist? Die Sache mit der Ursuppe? Wenn das stimmt, was könnte das bedeuten?“ Sie erahnte die Antwort auf ihre Frage, sprach jedoch nicht weiter.

Er schien zu wissen, worauf sie hinaus wollte. „Es bedeutet gerade so viel wie eine gute Metapher. Nehmen Sie zum Beispiel ein betagtes Computerprogramm, das durch ein besseres, neueres ersetzt wird. Es wird durch die neue Software überschrieben. Wer weiß, vielleicht passiert gegenwärtig nichts anderes auf der Erde. Vielleicht war es auch so, als vor Äonen die ersten Grundlagen für die Entwicklung des Menschen gelegt worden sind. Eines ist nämlich sicher: Der Mensch ist eine umständliche und ziemlich empfindliche Modeerscheinung. Aber wenn eines Tages die Sonne explodiert, wird es irgendwo immer noch ein paar Mikroben geben. Mikroben, die

vielleicht im All auf Reisen gehen. So, wie die Ranke es tat, den Weg zu uns fand und hier zur Entfaltung kam. Bakterien, Einzeller… Diese kleinen Freunde sind das *wahre* Erfolgsrezept des Lebens, nicht wir."

„Das gefällt mir nicht.", sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Ich will kein Auslaufmodell sein."

Der Mann gab ein zerknirschtes Lächeln von sich. „Deswegen findet diese Konferenz statt. Wir werden uns Gedanken machen müssen, wie wir den alten Karren ‚Menschheit' wieder flottmachen, bevor ihm *endgültig* die Luft ausgeht."

Erst jetzt fiel ihr ein, dass sie sich noch gar nicht vorgestellt hatte. Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Mein Name ist übrigens Petra Wright."

„Ich bin Cooper Banks, sehr erfreut."

Wright blinzelte. „Werden Sie mir auch verraten, was genau Sie hier oben machen?"

„Ehrlich gesagt weiß ich es noch gar nicht so genau. Aber ich bin erpicht darauf, es herauszufinden. Bis dahin sehe ich mich als Beobachter dieser Konferenz. Still und heimlich."

Er will es Dir also nicht sagen. Na fein: Kommt Zeit, kommt Rat…

Banks' Blick fiel auf seine Armbanduhr. „Ich muss mich jetzt leider aus dem Staub machen. Es

gibt noch einige Dringlichkeiten zu erledigen. Vorbereitungen und all das Zeug. Werden wir uns wieder sehen?“

Sie zog einen Mundwinkel hoch. „Ganz sicher werden wir das. Wie gesagt, es ist eine *kleine* Station.“

Er beugte sich zu ihr vor und sprach mit gedämpfter Stimme: „Vielleicht schreiben Sie mir trotzdem Ihre Telefonnummer auf.“

„Ich denke, das muss ich erst mit dem Großen Bruder in meinem Quartier abklären.“

„Ach, der wird sich freuen. Warten Sie: Wie wäre es mit einem Abendessen? Morgen, im Anschluss an die Eröffnung des Gipfels. Na, was sagen Sie? Ich lade Sie ein.“

Dieser Mann hatte definitiv ihre Aufmerksamkeit erregt. Der Teil in ihr, der nach wie vor um Jack und Martin trauerte, wollte sie dazu bringen, zu lügen und zu sagen, dass sie schon etwas anderes vorhatte. Immerhin war sie als Journalistin hier. Ihr Sinn für berufliche Angelegenheit sagte ihr, sie solle die Einladung auf jeden Fall ablehnen. Und ihre innere Stimme protestierte, dass dieser Mann mindestens zehn Jahre jünger war als sie selbst.

Alles gute Gründe, um nein zu sagen. Doch wenn die endlosen Therapiesitzungen des vergangenen halben Jahrs ihr eines klarzumachen versucht hatten, so war es, dass sie nun zusehen musste, wie sie anfing, neue Beziehungen zu knüpfen, langsam ein neues Leben auf die Ruinen des alten zu setzen, ohne zu vergessen, woher sie kam und wen sie stets lieben würde.

„Okay.“, sagte Wright mit schüchternem Lächeln. „Abgemacht. Holen Sie mich morgen um zwanzig Uhr ab. Kabine C-16.“

„Ich werde pünktlich sein.“, versprach er, erhob sich und schickte sich zum Fortgehen an.

Sie hielt ihn auf, indem sie seinen Arm streifte. „Mister Banks? Glauben Sie, wir hätten es verdient…zu sterben?“

Augenblicklich war sein Gesicht von tiefem Ernst durchdrungen. Plötzlich schien er nicht mehr der neutrale Beobachter zu sein, für den er sich offenbar gerne halten wollte. „Vorhin haben Sie doch von Gott gesprochen. Wollen Sie wissen, was ich denke? So viele Religionen es gibt, so viele Götter gibt es. Und ich frage mich, warum wir Gott noch in unseren Gebeten anrufen, wo er den Glauben an uns doch längst verloren hat.“ Er erneuerte sein optimistisches Leuchten. „Jetzt ist

die Zeit angebrochen, in der wir selbst an uns glauben müssen. Bis morgen."

Wright saß bis spät in die Nacht in der Lounge, sah aus dem Fenster, hinab auf das ruinierte Bisschen Zukunft, das dem Menschengeschlecht noch geblieben war, trank zu viel und ließ sich dahintreiben. Irgendwann bemerkte sie, dass sie die Lounge beinahe für sich allein hatte.

Sie wechselte den Tisch und nahm gleich links von der kleinen Bühne Platz, von wo sie eine perfekte Sicht auf jedes Mitglied des Jazzquartetts hatte, das die musikalische Unterhaltung des Abends bestritt. Ihre Setliste hatte seit ihrer Ankunft aus ruhigen Stücken bestanden, mit sanft gezupften Basslinien und weichen Riffs des Pianospielers und des Saxophonisten. Die Unterhaltungen der verbliebenen Gäste waren gedämpft.

Irgendwann holte Wright ein vergilbtes Stück Papier hervor und faltete es auseinander. Sie roch daran, atmete die Magie der längst verflogenen Vergangenheit ein und las die Zeilen, wie an jenem ersten Tag, da Jack sie ihr zum Geschenk gemacht hatte…

In sechs Milliarden Jahren, vielleicht auf den Tag genau, verbrennt die Sonne neunzig Prozent ihres Wasserstoffs. Das Gleichgewicht ist zerstört; es wird mehr Energie erzeugt als freigesetzt. Dann geht es schnell. Binnen weniger Millionen Jahre strahlt die Sonne ihre gesamte Wärme ab. Das Gestirn schwillt an; die Erde und der Mond verschwinden, werden verschluckt.

Zuletzt berührt die Sonne dann wirklich das Firmament. Das Leben ist bereits seit Äonen verschwunden. Irgendwann schließlich schrumpft die Sonne auf die Größe unseres Planeten, der sich nun aus der Umklammerung des roten Balls zu lösen beginnt. Losgelöst von der Schwerkraft schwebt die Erde langsam davon.

Währenddessen werden neue Sterne geboren. Andere Galaxien, ältere und größere existieren weiter. Das Sonnensystem vergeht so schnell wie es entstanden ist, ein Wink in die Unendlichkeit.

Aber wenn es sein muss – meinetwegen. Wenn ich so lange warten muss – einverstanden. Denn wenn ich so darüber nachdenke, gibt es nichts, was ich mehr wünsche, als jenen Tag zu erleben, an dem die Sonne verlöscht – mit Dir an meiner Seite.

Dann sitzen wir irgendwo allein auf einem dunklen Gipfel aus Eis und die Sterne über uns und überall um uns herum – scheinen so hell wie noch nie, während wir ganz langsam in den Weltraum treiben...

Eine Träne kullerte ihr die Wange hinab und tropfte auf das vor ihr liegende Papier.

Ihr beide mit mir hier oben... Was würde ich dafür geben? Eines Tages würde es soweit sein, das wusste sie. Doch bis dahin hatte sie die Hände voll mit Arbeit…und ein Leben zu leben.

Die Welt schlief nicht, und Petra Wright tat es ebenso wenig.

- O -

In einer kleinen Mannschaftskabine auf einem der unteren Decks von *Freedom-One* betrachtete ein Mann sein Erscheinungsbild im Spiegel und lächelte zufrieden.

Er war im Reinen mit sich. Alles lief wie geplant.

Als blinder Passagier an Bord war es ihm bisher hervorragend gelungen, kein Aufsehen zu erregen. Er hatte sich lange auf diesen Auftrag vorbereitet, weshalb es kein größeres Problem gewesen war, auf die Raumstation zu gelangen, durch ein paar selten benutzte Korridore und ungesicherte Wartungstunnel zu schleichen und sich Zugang zu einer freien Kabine im Techniktrakt zu verschaffen.

Nun besaß er eine Uniform, die es ihm ermöglichen würde, auch weiterhin keine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So weit, so gut.

Im gedämpften Licht des kleinen Quartiers blickte er den schwarzblauen Einteiler herab. Die Uniform war mit den Rangabzeichen eines Lieutenants der NASA (militärischer Zweig für geostationäre und interstellare Sicherheit) versehen, welche die Administration von *Freedom-One* seit-

her innehatte. Ihr wahrer Besitzer stellte wahrscheinlich gerade die stationseigene Wäscherei auf der Suche nach ihr auf den Kopf.

Dass dem blinden Passagier gerade eine solche Uniform in die Hände gefallen war, entpuppte sich als echter Glücksfall. Abgesehen davon, dass sie wie angegossen auf seinem durchtrainierten Körper lag, erleichterte sie ihm die wichtige Aufgabe, die ihm noch bevorstand. Als Lieutenant getarnt, konnte er Begegnungen und eventuellen Gesprächen mit den einfachen Mannschaftsmitgliedern ausweichen, und niemand würde sich über sein distanziertes Benehmen wundern. Andererseits verkörperte er in dieser Lieutenant-Uniform auch einen der niedrigeren Ränge mit relativ wenigen Befugnissen und Pflichten.

Egal, in welcher Situation: Niemand würde einen einfachen Lieutenant wahrnehmen, der in den Korridoren von *Freedom-One* unterwegs war, und da das Personal ohnehin ständig rotierte, würde ein neues Gesicht nicht auffallen. Gewisse Orte galt es für ihn natürlich trotzdem zu meiden, wie das Zentrum der technischen Abteilung, das Sicherheitsbüro oder die Kommandozentrale.

Aber dort lag ohnehin nicht sein Ziel; er wusste ganz genau, weswegen er den langen Weg herge-

kommen war, verstaut in einer Frachtkiste im Heck eines der *Space Elevator*, halb versetzt in Kryostase, sodass seine Lebenszeichen den Scannern nicht auffielen. Nun schmunzelte er beim Gedanken, in dieser Garderobe einfach über alle potenziellen Hindernisse hinwegzumarschieren, für jeden sichtbar und zugleich unerkannt.

Nach ein paar weiteren Sekunden war er sicher, dass die Uniform perfekt passte und seine Tarnung ab sofort die geringste seiner Sorgen sein würde. Das bedeutete, er konnte sich jetzt voll und ganz der Verwirklichung des großen Plans widmen, der auf seiner Agenda stand. Jenes Plans, der die Dinge ins Rollen bringen würde. Die kommenden Tage würden herausfordernd verlaufen, aber er war schon jetzt zuversichtlich, dass er sich als würdig erweisen würde.

Er wandte sich vom Spiegel ab, ging zu der schmalen Pritsche und setzte sich auf die weiche Matratze, während er über seine weitere Vorgehensweise nachdachte. Mittlerweile mussten fast alle Gäste des Gipfels auf der Station eingetroffen sein; lediglich ein paar der höchsten Politiker, Wissenschaftler, Banner- und Würdenträger fehlten noch und wurden für morgen Vormittag erwartet. Das alles spielte sich auf den oberen Ebe-

nen von *Freedom-One* ab, der ganze Rummel und das ganze hilflose Gerede. Hier unten hingegen würde nicht so viel los sein.

Kurzweilig schweifte sein Blick ab und zurück auf die robenhafte Zivilkleidung, die er bis hierher getragen hatte. Sie lag, fein säuberlich zusammengelegt, neben ihm. Diese Kleidung würde er nicht mehr anziehen, doch die kantige Brosche, die auf Höhe seiner Brust gehaftet hatte, führte er nun in seiner Tasche mit sich. Sie war der Grund, warum er kämpfte. Sie bedeutete einfach alles.

Er war nicht dumm. Er wusste, dass er sich – trotz der raschen und unerwartet großen Fortschritte, die er bislang gemacht hatte – auf einen gefährlichen Pfad begeben würde, auf eine regelrechte Gratwanderung, ständig der Angst ausgeliefert, zu scheitern. Er ahnte, dass der Kampf nicht nur seinen Feinden, sondern vor allem seinem eigenen Übermut gelten würde. Doch dieses Risiko gehörte zu seinem Geschäft. Es würde ihn nur umso mehr anspornen, sich bei seinen weiteren Schritten und im Hinblick auf das Timing keinen Fehler mehr zu erlauben.

„Es wird alles gutgehen.“, sagte er leise zu sich. „Diese Aufgabe ist eine Ehre, und Du wirst sie

auch meistern, weil das Schicksal sie Dir zugewiesen hat."

Das Schicksal. Er entsann sich der Bilder kurz vor seinem Abflug. Des Mannes, der ihn verabschiedet hatte. *Gott steht hinter Dir.*, hatte er ihm mit auf den Weg gegeben. *Er steht hinter uns allen. Wir werden die Welt verändern.*

.:Kapitel 12

Phillip Green stand vor einem großen See. Still lag er vor ihm, voller Sterne. Eine Kette aus gedrungen stehenden, hoch aufragenden Tannen zog sich um ihn herum, und nirgends war eine Spur vom sogenannten zivilisierten Leben.

Eine vollkommene Ruhe beherrschte das Ufer. Es war von kleineren Felsformationen umstanden, die hier und dort hervorragten. Die Bucht, an der er stand, wies die Form einer leicht unebenmäßigen Sichel auf.

Fand man heute einen solchen Ort auf Erden überhaupt noch? Green war stets ein Stadtmensch gewesen; eine solch intensive Erfahrung mit der Natur war ihm fremd. Umso mehr fing ihn die Unmittelbarkeit des Augenblicks ein. Die Luft war herrlich rein.

Green sog sie in sich hinein blickte auf die Landschaft seiner Seele, war durchdrungen von Ehrfurcht und Glück. Seltsam körperlos fühlte er sich, ohne eine Empfindung von Kälte oder Wärme.

Etwas war anders als sonst. Ihm schien, als sei er selbst der See, genauso wie das kleine, auf der anderen Seite gelegene Haus, der verschwiegene, schwarze Wald ringsherum. Die Geräusche im Unterholz, die vielen Lichter, die sich vor ihm spiegelten. Er vermochte es nicht zu erklären, doch gewissermaßen war er all das, und das alles war in ihm.

Eine Berührung auf seinem Gesicht, sanft wie eine Feder. Er streckte den Arm aus und bemerkte, wie etwas auf seinem Ärmel niederfiel. Rings um ihn herum schwebte es auf das Gras und blieb liegen. Zuerst glaubte Green, Schnee hätte ihn gestreift. Doch nun, als eine größere Flocke auf seiner Fingerkuppe landete, wartete er vergeblich darauf, dass sie langsam zusammenschrumpfte und dahinschmolz. Denn es war kein Schnee, sondern Asche.

Irritiert blickte er von seiner Hand auf. An was für einem Ort befand er sich? Wo bitteschön regnete es schwarz und rußig vom Himmel? Und was hatte das mit dem seltsamen Gefühl zu tun, mit diesem Ort verbunden, ihn nachgerade aus sich selbst hervorgebracht zu haben?

Bewegung. Etwas in seinem Augenwinkel. Green wendete den Blick zur Seite und erblickte

eine Silhouette in der Ferne, kaum gegen die Dunkelheit auszumachen. Die Gestalt stand vor dem einzelnen Haus – eine rustikale Blockhütte vermutlich –, in dem kein Licht brannte, am anderen Ende des Sees. Und nun hob sie die Hand und winkte ihm zu.

Tatsächlich, sie sandte ihm Grüße. Oder machte sie ihn auf irgendetwas aufmerksam? Green schmälte den Blick, verunsichert und verblüfft gleichermaßen. Wie sehr er sich auch anstrengte: Er erkannte nicht, um wen es sich handelte. *Paula?* Um Paula vielleicht? Er war sich nicht sicher, denn es war finster, und dass er überhaupt jemanden ausmachen konnte, war dem Umstand zu verdanken, dass keine Wolke den Himmel verdeckte und damit das Sternenlicht ungehindert durchdringen konnte, diesem idyllischen Fleckchen Erde in einen weichen, melancholischen Ton aus Schimmer hüllte.

Plötzlich überkam Green grenzenlose Neugier. Ihn verlangte es, sogleich ins Wasser zu springen und den See zu durchqueren. Bis ans andere Ende zu schwimmen, um herauszufinden, wer ihm dort zuwinkte.

Obwohl der See nicht groß war und er ihn mühelos hätte durchqueren können, ahnte Green,

dass er nicht ans Ziel kommen würde. *Jetzt* jedenfalls nicht. Der See war ewig, und so wie diese Nacht würde er kein Ende finden. Die Zeit stand hier still, und er war allein, sich selbst überlassen in einem geronnen Augenblick der Kontemplation. Das hier war eine beim Rinnen erstarrte Sanduhr, ein Stillleben, und er war Teil davon.

Nervosität und Betörung, Angst und Inspiriertheit wanden sich in ihm und schufen ein widersprüchliches Geflecht der Faszination über die sich darbietende Szene mit der unbekannten, winkenden Gestalt. Warum befand er sich hier? Was für einen Sinn hatte das alles?

Mit einem Mal erstarkte die Furcht in ihm. Sie schien von außerhalb dieses paradiesischen Refugiums zu kommen. Binnen Kürze fraß sie sich in seine Brust und raubte ihm den Atem. Er begann zu schlottern; die Sterne im See blähten sich zu roten und grünen Lichtern und gaben ein elektronisches Surren ab.

Das ganze Bild verschwamm zu etwas Glänzendem, Eckigem. Und dann begannen See und Landschaft sich rapide aufzulösen. Zuerst wurden das Haus und der Winkende von Dunst verschluckt, dann auch die unmittelbare Umgebung. Das alles vollzog sich in wenigen Sekunden.

Im letzten Moment, da alles einem immerzu dichteren, grauen Nebel wich, drang etwas Grelles an seinen Sehbegriff. Der ganze See begann zu glühen, aus seinem Zentrum heraus, als hätte jemand eine Batterie urgewaltiger Scheinwerfer am Grund aufgeschaltet.

Nein, erkannte er schließlich, es *war* nicht der See. Es war etwas *auf* ihm. *Über* ihm. Green hob den Kopf und starrte auf den gescheckten Mond, der das vertraute Rund seiner Form auf einen Schlag verloren hatte. Kanten waren ihm gesprossen, scharf und gleichmäßig. Während Struktur und Substanz seiner hellen Erscheinung identisch blieben, hatte der Trabant selbst sich in ein Dreieck verwandelt.

Ein dreieckiger Mond? Das konnte nicht richtig sein.

Selbst im Schwinden begriffen, hörte Green eine fern wirkende Stimme, nein einen ganzen Chor aus Stimmen, durchsetzt von klagender Polyphonie. Die Stimmen sprachen: „Erlöse mich. Erlöse uns.“ Schließlich verschluckte ihn das Nichts.

Hustend erwachte Green. Während er um Atem rang, stellte er nicht nur fest, dass er geträumt, sondern sich zu allem Überfluss unschön verschluckt hatte. Diese Erkenntnis zerriss die letzten Schleier der Traumvisionen, zusammen mit dem Läuten des Weckers, den er sich vermutlich gestellt hatte.

Green öffnete die Augen und stemmte sich hoch in eine sitzende Position. In der Dunkelheit aufgerichtet, verspürte er einen Moment lang Orientierungslosigkeit. Wo war er? Richtig, er befand sich auf der Station, an Bord von *Freedom-One*. Die Konferenz würde morgen planmäßig beginnen, und er war am Nachmittag eingetroffen. Hatte nicht viel geschlafen und sich deshalb aufs Ohr gelegt.

Eigentlich, fiel ihm nun wieder ein, konnte er sich diesen Luxus kaum erlauben. Er dimmte das Licht auf niedriger Stufe herauf, und sein Blick wanderte instinktiv zum Schreibtisch der kleinen Kabine, auf dem Unterlagen wild verstreut lagen, mit deren Hilfe er sich auf sein bevorstehendes Treffen mit Jiao Yi, dem chinesischen Außenminister, vorbereitete. Grauenhafter Papierkram, dessen Detailkenntnis jedoch für kluge Hinter-

grundverhandlungen mit einer ganzen Phalanx politischer Alphatiere unerlässlich war.

Green seufzte, erhob sich und schleppte sich in die Hygienezelle. Dort beugte er sich übers Waschbecken. Kaltes Wasser strömte ihm in die gewölbten Hände, und er tauchte sein Gesicht hinein. Er atmete regelmäßig und betrachtete sich im Spiegel.

Du hast schon mal besser ausgehen, alter Junge.

Green griff nach dem Handtuch, trocknete sich Gesicht und Hände ab.

Was war nur mit ihm los? Weshalb war er so unausgeglichen? Wahrscheinlich, weil von dieser Konferenz so vieles abhing. *Alle zählen auf Dich. Du darfst nicht dabei versagen. Und das wirst Du auch nicht.*, schwor er sich.

Er begab sich wieder ins Hauptzimmer seiner Koje. Trotz oder gerade wegen des Drucks, der auf ihm lastete, zog es Green für den Rest des Abends nicht mehr zurück an den Schreibtisch. Er verspürte das Bedürfnis, unter Leute zu gehen. Und er brauchte ein Klavier, so wie vermutlich an jedem Abend der kommenden Tage.

1. Juni 2020
Freedom-One

Der Auftakt des Gipfels war herzlich, aber unspektakulär. Begrüßungen wurden ausgetauscht; es gab einen Sektempfang in der eigens umdekorierten Lounge, ansonsten war das Geschehen allzu floskellastig und kaum der Rede wert, denn die Gespräche würden erst am Folgetag richtig beginnen.

Für Wright bestand der Höhepunkt des Tages eindeutig darin, als Banks sie abholte und sie, kaum waren sie in den Korridor getreten, darauf aufmerksam machte, dass sie nicht in der Lounge dinieren würden. „Wo, glauben Sie, werden all die hungrigen Mäuler, die sich derzeit an Bord befinden, gestopft? Etwa in diesem beengten, unspektakulären Ambiente?“

Er führte sie auf eines der höhergelegenen Decks, von dem sie nicht einmal gewusst hatte, dass der Zutritt für Zivilisten gestattet war. Dort stellte sie mit eigenen Augen fest: Es gab hier ein

riesiges Restaurant, das den kompletten Abschnitt von *Freedom-One* einnahm.

Banks verriet ihr, es sei eigens für den Energie- und Umweltgipfel eingerichtet worden und würde danach bestehen bleiben, da es Teil eines Ausbauprogramms von *Freedom-One* war. Gegenwärtig arbeite man an einer separaten Hotelsektion, die eigens Weltraumtouristen vorbehalten sei. „Wellness, ein Spaziergang im All, Essen mit Blick auf die Erde – alles inklusive. Wenn ein paar vermögende Leute zu viel Geld übrig haben, warum sollten Weltraumbehörden dann nicht zur Kasse bitten?"

Für heute würde Banks sich zur Kasse bitten lassen; er lud sie ein. Als der Kellner sie im gut gefüllten Restaurant zu ihrem Tisch führte, erkannte Wright, dass ihr das Spektakulärste an *Freedom-One* bislang komplett entgangen war. Diskusförmig stach das *Sisko's* weit über die anderen Sektionen heraus, sodass man durch den verglasten Boden hindurch die Erde sehen konnte. Der Inhaber, so erzählte ihr Banks, hieß Arthur Sisko, stammte aus New Orleans und machte angeblich die beste Jambalaya weit und breit.

Wer war Wright, dass sie dieses viel gerühmte Gericht nicht probierte? Sie wurde nicht ent-

täuscht, und Banks trug mit seiner zuvorkommenden, zu keiner Zeit aufdringlichen Art dazu bei, dass sich ihre anfängliche Verkrampftheit aufzulösen begann. Zwischen ihnen ergab sich eine rege Unterhaltung, die sich zunächst nahezu ausschließlich auf das Phänomen ‚*Freedom-One*' konzentrierte. Wright gab einen Kommentar über das ästhetisch ungewöhnliche Erscheinungsbild der Station ab, und er nahm noch einen Schluck des Chardonnays, den sie bestellt hatten.

„Viele sehen in *Freedom-One* einen Pilz."

Sie legte den Kopf an. „Einen Pilz?"

„Ja, oder einen Sonnenschirm oder einen Stehtisch…oder eine Meduse."

„Da ist 'was dran, Mister Banks."

„Bitte, nennen Sie mich doch Cooper."

„Fein, dann bin ich Petra."

Er schenkte ihr ein kurzes Strahlen. „Wo war ich stehen geblieben? Solche Assoziationen, ob man nun einen Pilz oder eine Meduse in *Freedom-One* erkennt, verdanken sich der Vertikalbauweise und der Symmetrie der Raumbasis. Wir dürfen nicht vergessen, dass im Weltall konstruierte Stationen keine Gebäude mit festen Fundamenten sind, so wie auf der Erde. Tatsächlich besitzen sie *überhaupt* kein Fundament, sind aber der be-

ständigen Umverteilung von Masse und allen möglichen Erschütterungen ausgesetzt – von Joggern auf Laufbändern, über die arbeitenden Generatoren in der Maschinensektion, bis hin zu eintreffenden Shuttles. All das versetzt die Struktur in Eigenschwingung, und eine symmetrische Konstruktion ist nun mal am besten geeignet, Schwingungsenergie umzuverteilen."

Sie dachte darüber nach. „Und was ist, wenn so ein Shuttle andockt? Hat die Station dann nicht einseitig Übergewicht?"

„Das ist kein Problem.", meinte Cooper. „Sämtliche Andockstellen sind frei über den Ring verschiebbar. Man kann immer ein Gleichgewicht herstellen."

Wright betrachtete ihn aufmerksam. „Und Sie sind sicher, dass Sie kein Astronaut sind?"

Er faltete die Hände. „Nein, ich bin Physiker."

Physiker. Interessant. „Aber Sie waren schon mal hier oben, ist es nicht so?"

Sein Kopf schwankte. „Das eine oder andere Mal, zu Forschungszwecken. Ich hatte nie richtig viel Zeit, mich mit dem Innenleben der Station zu befassen. Aber mich fasziniert diese Technologie. Alles, was von der Erde wegstrebt, stellt unsere Zukunft dar. Und ich denke, heute haben wir eine

ordentliche Zukunftsperspektive mehr denn je nötig. Deshalb ja auch der Gipfel."

Das brachte Wright zu einem Gedanken, der ihr schon gestern während des Flugs mit dem *Space Elevator* gekommen war. „Guter Punkt, der Gipfel.", fing sie an. „Wenn hier über die Zukunft der Menschheit geredet werden soll, wie alle Teilnehmer beteuern – warum wird dann nicht über die Besiedlung von Mond oder Mars gesprochen? Hatte die NASA da nicht mal ehrgeizige Pläne? Ich denke bloß… Würde sich dieses Thema nicht wunderbar für einen solchen Gipfel eignen? Außerdem habe ich gehört, dass Raumflüge gar nicht mehr so kostspielig sein sollen."

„Oh, Sie haben völlig Recht.", entgegnete Cooper nun. „Leider bin ich kein Politiker und habe die Agenda dieses Gipfels dementsprechend nicht mitgeschustert. Wissen Sie, ich habe einen Kollegen, der würde Ihnen sofort zustimmen. Er pocht die ganze Zeit darauf, es müsse deutlich mehr Geld in die Entwicklung neuer Technologien für die Raumfahrt fließen. Die Erde, sagt er, ist so oder so ein Auslaufmodell, und sie wird fast zehn Milliarden Menschen nicht mehr gerecht. Er sieht auf kurz oder lang nur in der Besiedlung des

Weltraums eine realistische Perspektive für uns, Magnolie hin oder her."

„Kenne ich diesen Kollegen vielleicht?"

„Er heißt Jackson Roykirk."

Wright zuckte die Achseln. „Nie von dem gehört. Eine Sekunde. War das der Typ, der diese Sonde gestartet hat?"

„Die *Nomad*-Sonde, richtig.", sagte Cooper. „Sie wurde 2002 vom Mond ausgesandt, um nach neuen Lebensformen zu suchen. Vor einiger Zeit brach allerdings der Kontakt zu ihr ab. Seit der Entwicklung von *Nomad* hat Jackson besonders großes Interesse an der bemannten Raumfahrt entwickelt. Leider war er bislang nicht allzu erfolgreich, finanzielle Förderer zu finden, die die Kosten seiner beeindruckenden Visionen zu tragen bereit sind. Die GU mag maßgeblich diese Raumstation bezahlt und aufgebaut haben, aber bei Projekten, die darüber hinausgehen, kneift sie. Tatsächlich sehen die Haushalte von NASA und ESA ziemlich klamm aus; staatliche Leistungen wurden zurückgefahren, und man baute zu lange auf private Investoren…die nicht im erhofften Umfang kamen." Die Andeutung eines Seufzers entrang sich seiner Kehle. „Auf dem Papier gibt es das Mars-Programm bis heute. Aber viel

mehr als Alibi ist das nicht. Die traurige Wahrheit ist, dass nicht nur die amerikanische, sondern auch jede andere Weltraumbehörde derzeit ziemlich auf dem Trockenen sitzt. Immer, wenn wir uns sehen, klagt Jackson darüber, wie viel weiter wir schon sein könnten, wenn es darum geht, Archen zu entwickeln und zu den Sternen zu schicken. Und er hat Recht damit. Wie so häufig geben Politiker das Geld lieber für neue Keulen aus, mit denen wir uns gegenseitig die Schädel einschlagen."

Wright grinste. „Na, hoffentlich hat das jetzt keiner der Politiker gehört."

Cooper sah sich über die Schulter, doch ihr Umfeld an den anliegenden Tischen war in eifrige Plaudereien verwickelt. „Keine Sorge, ich bin ein streitbarer Typ, und ich stehe zu dem, was ich sage. Wobei das Austeilen natürlich immer noch etwas mehr Spaß macht als das Einstecken." In einer Andeutung fasste er sich an den Kopf und strich sich das Haar aus der Stirn. „Nein, im Ernst… Stellen Sie sich mal diese Absurdität vor: Schon in den 1990er Jahren sind Schiffe gebaut worden, die, hätte man sie nur ordentlich weiterentwickelt, problemlos hätten zum Mars fliegen können. Bemannt mit *Menschen*, meine ich, nicht

mit Robotern. Aber bis heute ist der einzige Mensch, der sich – wenn überhaupt – in die Weiten des Weltraums aufgemacht hat, Khan Noonien Singh geblieben. Das ist eine traurige Ironie."

Kaum hatte Cooper den Satz zu Ende geführt, vernahm sie Musik. Sie drehte den Kopf und stellte fest, dass jemand am Klavier Platz genommen und zu spielen begonnen hatte. Es war ein dunkelhaariger Mann. Er saß ihnen mit dem Rücken zugewandt. Offenbar keine fest eingeplante, sondern eine spontane Darbietung.

Seine Finger tanzten über die Tasten des Pianos und schufen ein klassisches Crescendo, um kurz darauf in langsame, melancholische Noten überzugehen, die wie Regentropfen fielen. Als er kurz darauf in einen langsamen Jazzrhythmus verfiel, war Wright von seinem flüssigen Performancestil fasziniert, der von Pausen und engen Schnörkeln durchsetzt und offensichtlich von so ungleichen Stilrichtungen wie Blues und Gospel beeinflusst war. Selbst einfache Rhythmen bekamen eine unerwartete Komplexität, als er weiche Basslinien mit Up-Tempo-Melodien kombinierte. So brachte er zwei scheinbar gegensätzliche Musikrichtungen harmonisch in Einklang und offenbarte das natürliche Talent eines Pianisten, wie-

wohl er vielleicht gar keiner von Berufswegen war.

Das Tempo nahm zu, während der Mann spielte. Zuerst kaum wahrnehmbar, dann mit wachsendem Nachdruck schlug er eine musikalische Brücke zu einer schnelleren Passage. Schließlich kehrte er fließend in ruhigere Gefilde zurück, nur um erneut umzukehren und sein Publikum in entschieden wilde, bluesig angehauchte Melodien mitzunehmen.

Eine plötzliche Pause in den wogenden Hauptakkorden entstand, und schon gab er eine Serie von schnellen, virtuosen Soli auf der rechten Seite des Tastenfelds zum Besten, von denen er jedes mit einer majestätischen Note der tiefer gelegenen Tasten ankündigte. Beinahe sieben Minuten nachdem er begonnen hatte, verzögerte er das Unvermeidliche mit einem Spiel eherner Akkorde, die von eigenwilligen Soli durchsetzt waren, um dann doch noch zum Ende zu kommen, in dem er mit anmutigem Sausen die Hände über alle weißen Tasten von rechts nach links wirbelte, um schließlich mit einem finalen Schmettern der letzten Note zu enden.

Das *Sisko's* erbebte vor Applaus. Die Leute gaben stehende Ovationen. Besonders angetan

schienen die Teile der indischen Delegation, die unmittelbar an Coopers und Wrights Tisch angrenzten.

Als der Mann sich flach verneigte und sich dann sogleich zum Gehen umdrehte, erkannte sie, dass es sich um Phillip Green, den Berater des amerikanischen Präsidenten, handelte.

Es war spät geworden, als Cooper sie zurück zu ihrem Quartier begleitete. Sie hatten es nicht eilig und schlenderten noch ein wenig, blieben an einigen großen, bullaugenförmigen Fenster stehen und genossen den prächtigen Ausblick auf Erde und All. Anschließend setzten sie ihren Weg fort. Die Gänge vor ihnen waren verlassen, und die ‚Nachtbeleuchtung' war aufgeschaltet worden.

Im Gegensatz zu zeitlich begrenzten Raumflügen, auf denen die Zeit gemäß Mission Elapsed Time (MET) gemessen wurde, verwandte eine Raumstation die sogenannte Koordinierte Weltzeit (UTC). Zur Anpassung an die Hauptarbeitszeiten in den Kontrollzentren kam es jedoch häufig vor, dass der Tagesablauf an Bord verschoben wurde. Gegenwärtig benutzte man eine Mischung aus Zeitangaben in Pacific, Central und Eastern Time.

„Bleib mit Deinen Füßen auf dem Boden.“, murmelte Wright nachdenklich und müde vor sich hin, als sie an einem weiteren Aussichtspunkt innehielt. „Und mit Deinem Kopf gleich mit.“

„Ist das ein Rat an mich?“, fragte Cooper ein wenig verunsichert.

„Nein, das hab‘ ich jemandem, den ich gut kannte, mal gesagt. Er war Science-Fiction-Autor. Träumte immerzu von den Wundern des Universums. Ich glaube, im Grunde seines Herzens war er ganz versessen darauf, dass irgendein grünes Männchen eines Tages auf der Erde landet. Er konnte es gar nicht erwarten. Da haben wir nun den Salat. Das Universum *ist* schließlich zu uns gekommen – und wenn Sie mich fragen: Es hat uns nur Schlechtes gebracht. Es hätte sich verdammt noch mal aus unserem Leben raushalten sollen. All die Jahrhunderte und Jahrtausende waren wir ohne es besser dran.“

Cooper lehnte sich gegen den breiten Fensterrahmen. „Seien Sie sich da nicht so sicher. Wenn man’s genau nimmt, haben wir auf der Erde dem Universum verdammt viel zu verdanken.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel das hier.“, gab er ruhig zurück. „Alle Atome in unserem Körper sind die Kinder des Kosmos. Sie sind aus Neutrinos von Supernovae entstanden. Wenn eine Sonne stirbt, verstreut sie diese winzigen Teilchen überall im All. Und irgendwann kam einer dieser einsamen Wanderer, ein Meteor, und brachte diese Teilchen auf die Erde. Erinnern Sie sich an die Ursuppe, von der ich Ihnen erzählte? Viele Leute denken, das Weltall wäre so fern von uns Menschen; sie sehen es fast als Antithese von allem Leben auf der Erde. Aber das ist es nicht. Es umgibt uns und durchdringt uns, zu jeder Zeit. Wir sind mit ihm verbunden. Wenn man es genau nimmt… Wir sind die Kinder des Sternenstaubs.“

Wright reagierte mit einem dünnen, aber aufrichtigen Lächeln. Je mehr Zeit sie mit diesem Mann verbrachte, desto sicherer war sie, dass in ihm das Herz eines Poeten steckte. Und wer war sie, dass sie gegen einen Poeten gewappnet war? „Das haben Sie schön gesagt.“

„Es sind mehr als schöne Worte.“, betonte er und sprach in seinem beruhigenden Tonfall weiter. „Das Schicksal der Menschen wurde schon früher durch den Weltraum beeinflusst und verändert. Nur wissen es die Wenigsten. Nehmen Sie

zum Beispiel die Kelten am Chiemsee. Vor 2500 Jahren fiel ihnen plötzlich der Himmel auf den Kopf, wie sie sagten. Sie glaubten an eine Strafe ihres Feuergottes. In Wahrheit ging ein Komet über ihren Siedlungen nieder und löschte sie fast vollständig aus. Er änderte nicht nur die Gesellschaft der Kelten grundlegend, die nun gezwungen waren, ihre alte, zerstörte Heimat zu verlassen und das Leben von kriegerischen Nomaden zu führen. Der Komet brachte auch neue Substanzen auf die Erde."

Davon hatte sie noch nie etwas gehört. „Ist das wahr?", fragte Wright verblüfft.

„Durch die extrem hohen Temperaturen des Aufschlags entstanden ganz neue chemische Verbindungen. Auf diese Weise entstanden die Verbundstoffe für eine unglaubliche starke und widerstandsfähige Legierung, die die Römer Jahrhunderte später für die Schmiedung ihrer Schwerter nutzten. Sie verschaffte ihnen einen gewaltigen militärischen Vorteil. Diese Legierung wurde zum Wegbereiter für ein Weltreich. Wer kann sich schon anmaßen, zu behaupten, die Erde wäre so viel besser, wenn es die Römer nicht gegeben hätte? Und wären Sie überrascht, wenn ich Ihnen sagen würde, dass diese Legierung aus dem

Meteroitengestein sogar bei der Entwicklung und Perfektionierung von transparentem Metall behilflich war? Sie sehen, das All ist zu jederzeit hier bei uns gewesen. Wir sind ein Teil von ihm. In dieser Geschichte ist die Ranke keine Ausnahme. Sie ist nur ein besonders krasses Beispiel."

Vielleicht war mein Urteil über den Weltraum etwas zu hart., überlegte Wright, während sie an Coopers Seite weiterzog. *Vielleicht habe ich das alles nie richtig verstanden. Wie denn auch, wenn das Leben auf dieser verrückten Kugel schon so kompliziert ist?*

Sie lächelte übernächtigt, als sie beschloss, das Thema zu wechseln. „Sie haben zwar heute eine Menge erzählt, und doch haben Sie mir immer noch nicht gesagt, in welcher Rolle Sie an dieser Konferenz teilnehmen werden."

Cooper schob die Hände in die Taschen seiner Jeans. „Lassen Sie sich einfach überraschen.", verblieb er geheimnisvoll.

„Aber es hat irgendwas mit Physik zu tun. Ganz sicher hat es das."

„Größtenteils. Jedoch bin ich nur ein Blutplättchen in einem großen Organismus. Wenn der nicht anspringt, erfülle ich meinen Zweck auch nicht."

„Kapiert, ‚unser Wissen ist nur Stückwerk'." Sie genehmigte sich eine Pause, als sie schließlich die Tür des Quartiers C-16 erreichten.

„Tja, da wären wir…", murmelte Cooper.

Wright wusste, dass die Dinge nun komplizierter waren als sie es sich gedacht hatten. Sie verspürte diesen starken inneren Widerstand. *Es ist zu früh, einfach zu früh…*, dachte sie und empfand auch so. Doch wie konnte sie es Cooper begreifbar machen, was in ihr vorging? „‚Die Zukunft der Menschheit'…", rollte sie über die Zunge und seufzte. „Wie oft haben wir dieses Wort im Laufe des heutigen Abends wohl in den Mund genommen?"

Der Andere nickte. „Vermutlich *zu* oft. Aber dann warten Sie mal ab, was die Politiker in den nächsten Tagen zustande bringen werden."

„Schätze, Sie haben Recht." Wright entschloss sich für eine Flucht nach vorn, versuchte aber dennoch, zwangslos zu klingen. „Cooper, sehen Sie, ich kann mir denken, dass Sie sich mehr von diesem Abend erhofft haben…oder dies immer noch tun."

Er betrachtete sie, versuchte zu ermessen, worauf genau sie hinauswollte und schien eine Ah-

nung zu bekommen. „Ehrlich gesagt bin ich ziemlich zufrieden. Und Sie?“

Sie erübrigte ein gebrochenes Lächeln. „Mir machen Sie nichts vor. Ich weiß, dass Sie mich gerne in dieses Quartier begleiten würden. Nun, dazu wird es leider nicht kommen. Ich werde gleich alleine da reingehen…und daran bin ich ganz alleine schuld.“

Cooper runzelte die Stirn. „Sie sind an *gar* nichts schuld, Petra.“

„Doch, das bin ich.“, beharrte sie. „Und das bringt mich gewissermaßen wieder zur Zukunft zurück. Sehen Sie, eigentlich bin ich Journalistin; es ist mein Täglichbrot, über die Zukunft der Menschen zu schreiben; wenigstens über Dinge, die für ihre Zukunft relevant sein könnten. Aber über die Zukunft zu schreiben, ist schwer, wenn für einen selbst die Zukunft eine ganze Weile geschwiegen hat. Sie sagten, dass neue Technologien vielleicht die Rettung für die Menschheit sein könnten; dass sie ihre Hoffnung und ihren Elan auf sie richten sollte. Vermutlich wird auch auf dem Gipfel darüber geredet werden.“

„Das ist anzunehmen.“, sagte Cooper.

Wright sprach weiter: „Nur hat die viel gepriesene Technologie dazu geführt, dass mir meine

Familie genommen wurde, und ich kriege sie nicht wieder zurück."

Wogen der Schwere durchfuhren die Züge des Anderen. Er klang aufrichtig, als er sagte: „Das wusste ich nicht. Es…tut mir sehr Leid für Sie, Petra. Wie ist es…?" Er ließ die Frage unvollendet.

„Wie es passiert ist?" Sie biss sich auf die Unterlippe. „Mein Mann und mein Sohn sind mit einem der Prototypen des neuen Überschallpassagierflugzeugs von Airbus geflogen. Flug 227-B von New York nach Los Angeles. Sie wollten Martins Großmutter besuchen. Das Flugzeug geriet in ein Gewitter. Sämtliche Elektronik versagte, möglicherweise kam auch ein schwerwiegender Pilotenfehler hinzu. Bis heute ließen sich die genauen Umstände nicht klären, aber auf einem Landstrich zwischen Long Beach und Downey kam es zum Absturz. Alle Insassen starben." Sie ließ Atem entweichen. „Tja, es tut mir Leid, dass ich Ihnen die falschen Signale ausgesandt habe. Ich bin wohl übermütig geworden. Ich habe viele Schritte hinter mir, aber ich schätze, es sind noch viel mehr erforderlich, bevor ich einen anderen Mann in mein Leben lasse." Wright schluckte bitter. „Auf jeden Fall möchte ich, dass Sie wissen:

Der Abend hat mir wirklich sehr gefallen. Danke für die Einladung; es war toll."

„Gern geschehen."

„War schön, Sie kennen gelernt zu haben, Cooper.", sagte sie nur, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und zog sich in ihre Kabine zurück.

Wright war noch lange wach. Sie saß hinter ihrem Schreibtisch, kraulte Kitty und schaute aus dem kleinen, runden Fenster, hinab auf die blaue Kugel, die die Menschen all die Jahrtausende nie im Stich gelassen hatte. Die Erlebnisse der vergangenen Tage, vor allem die Gespräche mit Cooper Banks, hallten hinter ihrer Stirn wider, und plötzlich verspürte sie das Bedürfnis, all das niederzuschreiben.

Sie nahm sich ihren Handcomputer, versuchte einen sinnvollen Anfang zu finden. Es gelang, denn etwas tief in ihr drängte zur Veräußerung, zum Mitteilen dessen, was sie gesehen, gedacht, empfunden hatte. Sie spürte deutlich, wie eine Geschichte auf sie wartete, obgleich die Konferenz noch überhaupt nicht richtig begonnen hatte. Dennoch vernahm sie einen Ruf von Wahrheit und Gerechtigkeit, der sich nicht auf ein konkretes Ereignis richtete, sondern auf die Menschen

als Ganzes, um die es derzeit so schlecht stand. Es waren keine journalistischen, sondern mehr philosophische Gedankengänge, die durch Wrights Hirnwindungen ihre Bahnen zogen, und so beschloss sie, das Geschriebene Molly Winters als Hintergrundartikel anzubieten.

Er fing so an: *Eine Konferenz, die im Weltraum abgehalten wird. Es könnte Zufall sein, doch es könnte auch mehr bedeuten. Vielleicht einen Sinneswandel von uns allen?*

Lange Zeit war das unsere Vorstellung: Im Weltraum kann Dich niemand schreien hören. Der Weltraum, die lebensfeindlichste Umgebung, die man sich nur vorstellen kann. Keine Luft zum Atmen, eisige Kälte, spärlich durchsetzt von gigantischen Feuerkugeln, die es dem Leben schwer machen. Doch was, wenn es anders ist?

Was, wenn das eine Oase ist und keine Wüste? Noch stehen wir am Ufer und sehen in die Ferne. Aber vielleicht spüren wir, tief in unserem Innern, dass die Menschheit jetzt an so etwas wie einem Wendepunkt angekommen ist.

Jahrhundertelang haben wir uns bekriegt, die Umwelt verpestet, auf Kosten der kommenden Generationen gelebt. Wenn wir überhaupt über den Untergang nachgedacht haben, dann wollten wir

uns selbst zugrunde richten. Nach uns die Sintflut. Dass es jetzt eine außerirdische Lebensform für uns tut – was sagt das über uns aus? Dass wir überheblich geworden sind – und ignorant. Zu lange haben wir unsere eigenen inneren Zweifel mit unglaublichen Verdrängungsleistungen aus dem Weg geräumt und es zudem versäumt, uns den wirklich großen Fragen zuzuwenden.

Die wohl wichtigste Frage beginnt damit, dass wir nachts zum Himmel blicken und uns wundern: Woher kommen wir, wohin gehen wir? Müll, Burnout, Krieg… Konsequent haben wir uns dem eigenen Untergang entgegengetragen, während wir zuließen, dass unsere lächerlichen, kindischen Auseinandersetzungen uns aufzehrten. Und jetzt, wo wir davor stehen, ist es an der Zeit, hochzusehen und zu hoffen: Vielleicht ist der Weltraum unsere letzte Hoffnung. Doch wann werden unsere Politiker das endlich einsehen?

Diese Worte bildeten erst das Präludium zu einem äußerst selbstkritischen Text. Bis in die frühen Morgenstunden brachte sie acht Seiten zustande, setzte ihren Namen darunter, überflog das Skript noch einmal und verschickte es dann an die Redaktion.

Der Weltraum, unsere Rettung… Jack hätte diese Vorstellung gefallen. Dies war ihr letzter Gedanke, bevor die Müdigkeit sie überfiel wie ein geduldiger Dieb. Wright ging zu Bett und sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

.:Kapitel 13

7. Juni 2020
Freedom-One

Die Präsentation endete mit dem Beschuss von Khans Tempel. Das unheilvolle Gebäude wurde von Feuerblüten erfasst; Rauch und Kühlgase wichen aus den Einschusslöchern, während GIs und Panzer im Anmarsch waren. Der sonore Kommentar aus dem Off verstummte, und die dazugehörige Holoaufnahme der erfolgreichen Abschlussmission im Eugenischen Krieg, welche in die Mitte der Lounge projiziert worden war, erlosch.

Wright kam nicht umhin, sich eigestehen zu müssen, dass sie von der Qualität dieses Propagandaspots der GU beeindruckt war. Zwar hatte sie in den vielen Jahren der Arbeit als Reporterin die Stürmung von Khans Festung bereits unzähli-

ge Male medial nachvollzogen, aber die Inszenierung mit derlei technischen und dramaturgischen Mitteln überstieg aus ihrer Sicht alles bisher Dagewesene.

Das Besondere an dem Spot war wohl seine ästhetische und musikalische Aufbereitung. Er war nicht brutal, sondern verklärte das Schlachtfeld von Samarkand zu einem Ort großer Heldentaten. Wright war regelrecht gebannt gewesen von diesem Anblick; sie hatte die Distanz verloren, die sie normalerweise zu den Dingen wahrte, welche um sie herum geschahen. Die Bilder, die Geräusche; alles war so *echt*. Sie fragte sich, wie es wohl sein würde, wenn man mit den Holos eines Tages auch noch Gerüche würde erzeugen können. Spätestens dann war es wohl kaum noch möglich, Wirklichkeit und Illusion auseinanderzuhalten.

Die verschiedenen Propagandadokumentationen wurden schon seit etwa einer Stunde im großen Presseraum von *Freedom-One* herauf und heruntergespielt, um die versammelten Personen bei Laune zu halten. Es war spät am Nachmittag, und der letzte Tag des Gipfels war gestern planmäßig beendet worden. Heute standen die Bekanntgabe der Beschlüsse und die Darlegung von

Statements seitens der geladenen Experten und Politiker an.

Wie es sich gehörte, hob man sich das Spannendste – oder zumindest Vielversprechendste – für den Schluss auf: Zuerst waren Beobachter und Kritiker des Gipfels zum Interview gebeten worden – ein mühseliges Geschäft, das trotz der Präsenz sozialer Bewegungen und NGOs nur mit wenigen Höhepunkten hatte aufwarten können. Als Nächstes würden der Reihe nach die Außenminister und Vertreter der großen Blöcke und Länder Stellung nehmen, und dann war es beinahe geschafft.

Wright konnte gar nicht sagen, wie sehr sie sich darauf freute, zur Erde zurückzukehren. Leider hatte der Energie- und Umweltgipfel längst nicht gehalten, was er im Vorfeld versprochen hatte. Nannte man das Kind beim Namen, war es wohl unvermeidlich, von einer herben Enttäuschung zu sprechen. Wenigstens hatte das, was *vor* den Kulissen stattfand, enttäuscht.

In jedem Fall waren Molly Winters' Hoffnungen, auf *Freedom-One* ein paar neue Sternstunden oder eben Krisen internationaler Politik erleben zu dürfen, in keiner Weise eingetreten. Die vergangenen Tage waren sogar dermaßen langweilig

verlaufen, dass Wrights Erinnerungen zu einem undefinierbaren Brei verschwommen waren, der Kopfschmerzen bereitete, wenn sie an Einzelheiten zurückzudenken versuchte. Alles hatte sich in grauenvollen Plattitüden und Hohlphrasen ergossen.

Damit mochte dieser spezielle Gipfel keine Ausnahmeerscheinung sein und reihte sich in eine durchaus stattliche Zahl anderer politischer Zusammenkünfte ein, die hinter viel Gerede vergessen zu machen versucht hatten, dass sie nichts Produktives zustande brachten. Angesichts aber der allgemeinen Lage in der Welt war die Ernüchterung dieser Tage natürlich besonders groß – nicht nur für die Presse, die eisern ausgeharrt und gehofft hatte und schließlich bitterböse frustriert worden war. In ihrem letzten Telefonat hatte Wright ihre Chefin mit dem leicht zynischen Hinweis getröstet, dass wenigstens die Börsen mit den bevorstehenden Kursstürzen für Nachrichtenwert sorgen würden.

Sie drehte den Kopf und schaute aus dem großen Panoramafenster des Presseraums. Selbst nach einer Woche, in der sie sich an den Anblick eigentlich gewöhnt haben müsste, war es immer noch schlicht atemberaubend, den ganzen Plane-

ten unter sich zu sehen, darüber und dahinter die majestätische Leere des Weltraums[2]. Das Einzige, was den Anblick trübte, war die Tatsache, dass man selbst von so hoch oben mitbekam, was die Ranke angerichtet hatte. Inzwischen wusste sie genau, wo sie hinzusehen hatte. Das Fenster bot gerade Europa, Westasien und Nordafrika dar, die allesamt große schwarze Stellen aufwiesen.

Wright erinnerte sich an ein Interview mit einem der Ingenieure von *Freedom-One*, das sie zu Beginn der Konferenz geführt hatte und von dem sie glaubte, dass es noch der interessanteste Bericht geworden war. Der Mann hatte ihr dargelegt, wie schwierig, teuer und riskant es war, Fenster in die Station einzusetzen, da transparente Substanzen weniger stabil waren als lichtundurchlässige – und außerhalb der Station lag, wie man nur allzu leicht vergaß, das unbarmherzige Vakuum des Weltalls. Nicht einmal der Glasstahl, den man für die Fenster verwendet hatte, war so widerstandsfähig wie die Legierungen, die für den Rest der Station verwendet worden waren.

[2] Für einige sogar im wahrsten Sinne des Wortes: Carlo Trondheim hatte einen Asthma-Anfall erlitten, als er die Erde zum ersten Mal aus dem Weltraum erblickte.

Obwohl die Erläuterungen des Ingenieurs mit Fachjargon überladen waren, hatte sie aufmerksam gelauscht. Sie hatte sich gedacht, dass die Menschen eine bemitleidenswerte Spezies waren: Auf der einen Seite waren sie in der Lage, Orbitalbauwerke von dieser Technik und Imposanz zu erschaffen, auf der anderen Seite gelang es ihnen nicht einmal, die eigenen Lebensgrundlagen beisammenzuhalten. *So tolle Fenster und doch so betrübliche Aussichten…*, war es ihr durch den Kopf gegangen.

Eine Hand tippte sie an der Schulter an. Sie wandte sich zur Seite und sah sich einer rothaarigen, leicht hasenzähnigen Frau gegenüber, die vor Unruhe zu platzen schien. Obwohl sie die Dame bislang noch nicht gesehen hatte – oder ihr zumindest nicht in Erinnerung geblieben war –, vermutete Wright sogleich, es musste sich um eine Kollegin handeln. Immerhin waren die meisten Geladenen in der Lounge Journalisten.

„Entschuldigen Sie bitte.“, sagte die Frau. „Wissen *Sie* vielleicht etwas über das Schlagwort?“

Wright verdrehte andeutungsweise die Augen und blinzelte mehrmals. „Ähm… Welches Schlagwort?“ *Abgesehen davon, dass Du wissen solltest,*

dass wir wenn überhaupt Rivalinnen sind, Anfängerin.

Die Frau hob und senkte ihre fein gezupften Brauen um einen Millimeter. „Na, das Schlagwort, das gleich bekannt gegeben werden soll. Das Schlagwort, auf das sich alle Konferenzteilnehmer geeinigt haben."

Wright ging in sich. Konnte es möglich sein? Waren die PR-Mühlen der Politik dieser Tage so überfordert, dass sie jetzt nur noch einzelne Wörter anstatt rhetorischer Fontänen produzierten? Kaum vorstellbar. Wright hätte das angesichts des mauen Verlaufs der Konferenz zweifellos gefallen – weil das hieß, dass sie schneller vorbei sein würde –, doch sie befürchtete, dass sich an dieses besagte Schlagwort, wenn es denn kam, ein Reigen phraseologischer Akrobatik anschließen würde. Nichts im Universum war so verlässlich wie die politische Rede.

Sie verließ ihren Platz und machte eine kleine Runde durch den Teil des Raums, der für die Reporter reserviert worden war. Als sie in den kommenden Minuten noch weitere Personen auf das Schlagwort ansprachen, wurde Wright neugierig. Schließlich beschloss sie, dass – selbst wenn es sich nur um ein wirres Gerücht handelte

– ihre Chefin es zu schätzen wissen würde, wenn sie so kurz vor der sicheren Ermattung noch für etwas Spannung sorgte.

Also gab sie sich einen Ruck und tippte gegen die Innenseite ihres Handgelenks, womit sie die Drohne von Stand-by auf aktiv schaltete. Das kleine, kugellagergroße Gerät an ihrem Gürtel erwachte summend zum Leben. Aus der anderen Seite ihres Gürtels zog sie das Handheld, mittels dessen sie das Gerät von ihrem Gürtel löste und dann in Position brachte, sodass es auf sie gerichtet war. Das Handheld zeigte ihr an, dass die Gyro- und Flugsysteme normal funktionierten, die Batterie fast voll war (im Stand-by-Modus hatte sie etwa vier Prozent ihrer gespeicherten Energie verbraucht) und die Linse sauber.

Wright warf einen Blick zurück. Sie wollte den Zuschauern keine leeren Plätze im Vordergrund der Lounge zumuten, während sie warteten. An der Wand, vor der sie standen, hingen zwei wirklich hässliche Gemälde, die anzusehen sie ihren ärgsten Feind nicht gezwungen hätte. Bei einem handelte es sich um eine Weltraumansicht, die viel zu viele Farben aufwies für etwas, das eigentlich einfach nur schwarz sein sollte, und das andere war eine neoimpressionistische Darstellung

der Skyline von New York, wie sie um das Millennium herum ausgesehen haben musste. Wright vertrat die ehrliche Überzeugung, dass man alle Neoimpressionisten die Hände abhacken sollte, um zu verhindern, dass sie die Kunst als solche noch weiter verdarben.

Damit blieb ihr nur noch ein Aufnahmewinkel aus der Vogelperspektive – was ihr etwas zu drastisch erschien für die Kurzmeldung eines weithin bedeutungslosen Informationshäppchens. Wright überlegte kurz, dann beschloss sie, ihre Zuschauer mit den angeblichen Kunstwerken zu foltern. Zwar war sie sich darüber im Klaren, dass es Winters nicht gefiel, andere Reporter im Bild zu haben, aber sie nahm es notgedrungen in Kauf.

Sie überprüfte auf dem Heads-up-Display auf der Innenseite des linken Glases ihrer Brille das Bild, das die Drohne aufnahm, und war zufrieden mit dem Sitz ihres glänzenden, dunklen Haars, zumal sich die vier Zöpfe im gleichen Abstand zueinander befanden und von vorn gut zu sehen waren. Alsdann begann sie mit der Aufnahme:

„Hier ist Petra Wright mit einem aktuellen Bericht vom internationalen Energie- und Umweltgipfel an Bord von *Freedom-One*. Heute ist der

letzte Tag, an dem die geladenen Politiker, Direktoren und Berater aus den Bereichen Wissenschaft, Wirtschaft und Militär Konsultationen führen. Ein Teil von ihnen ist bereits vor die Presse getreten und hat erste Ergebnisse verkündet. Größere Überraschungen sind jedoch bislang ausgeblieben. Dies könnte sich bald ändern, denn mit besonderer Spannung wird die vereinte Ansprache der GU- und RK-Vertreter erwartet, um uns wissen zu lassen, welche Früchte die Konferenz getragen hat. Gerüchte machen derweil die Runde um ein angebliches Schlagwort, das verkündet werden soll. Ein Schlagwort, hinter dem mehr stecken könnte. Wir dürfen gespannt bleiben. Das war Petra Wright für NYT."

Adam Anderson, der europäische Hohe Vertreter Klaus Edelmann und Gulnara Iwanowa betraten um kurz nach fünfzehn Uhr den Konferenzsaal. Wright nahm dies zum Anlass, gegen ihre Brille zu tippen, um die Kamera zu aktivieren.

Sie wusste, dass sie mit dieser Handlung eine Ausnahmeerscheinung unter ihren Kollegen war. Die meisten Reporter ließen ihre Kameras immerzu laufen; die guten Sachen konnten sie sich ja im Schneideraum herauspicken. Wright war da anders, und wenn man sie fragte, brachte sie für

gewöhnlich das schwache Argument vor, die Batterien schonen zu wollen. In Wahrheit aber *hasste* sie den Schneideprozess und versuchte das Ganze so einfach wie möglich zu halten. Die Vorstellung, in einem winzigen, dunklen Raum hocken und stundenlang öde Spreu durchpflügen zu müssen, um einen Mikron Weizen zu finden, erfüllte sie mit namenloser Angst.

Sie aktivierte die Kamera und schaltete die Drohne auf Stand-by, für den Fall, dass sie einen zweiten Aufnahmewinkel oder sich selbst im Bild brauchte. In Anbetracht dessen, dass die vielen Berichterstatter, die sich hier aufhielten, in einem bestimmten Bereich bleiben mussten, waren die Drohnen von unschätzbarem Wert, um etwas Abwechslung in die Aufnahmen zu bringen.

Anderson, ein Mann mit tiefen Linien im Gesicht, die sowohl von fortgeschrittenem Alter als auch von Unmengen an Stress in seinen Amtsperioden als Innen- und Verteidigungsminister zeugten, hatte wache blaue Augen und einen dunklen, von Grau durchzogenen Haarschopf. Er lächelte und zeigte weiße Zähne, während er zum Tisch hinüberging, auf dem Fingerfood und Getränke bereitstanden, die die Reporter nicht einmal anrühren durften. Zusammen mit dem deut-

lich jüngeren Deutschen und der drahtigen, hohlwangigen Russin nahm er zuletzt im Konferenzstand Platz, der von einem Rudel Sicherheitsleute flankiert war.

„Nanu, mit so vielen Interessierten habe ich gar nicht gerechnet. Ich glaube, ich gehe mal eben in mein Quartier und mache mich ein wenig frisch." Alle kicherten höflich, obschon der Witz, den Anderson von sich gab, nicht allzu komisch war. Ohne eine Miene zu verziehen, faltete er die Hände. „Meine Damen und Herren,", sagte er ankündigend, „lassen Sie uns darüber sprechen, was uns dieses siebentägige Gipfeltreffen gebracht hat. Ziehen Sie dabei durchaus in Betracht, dass die Ergebnisse besser sind als die Stimmung, die von einigen von Ihnen verbreitet wurde."

Er warf Edelmann und Iwanowa einen flüchtigen Blick zu, ehe sich seine Lippen wieder teilten. „Es sind zwei Resultate, auf die ich – erlauben Sie mir, das zu sagen – am heutigen Tag sehr stolz bin. Wie sehen die aus? Erstens: Die Östliche Koalition hat sich nach nicht ganz einfachen Verhandlungen bereiterklärt, einen Vertrag zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu unterzeichnen, den meine geschätzte Kollegin Iwanowa mit ihrem Stab ausgearbeitet hat. Ich werde Ihnen nicht

sagen müssen, wie wertvoll diese Perspektive für die weitere weltpolitische Entwicklung ist. Nach Jahrzehnten der Spaltung wird der Vertrag, den ich ansprach, alle wichtigen Regionen miteinander verbinden – und den Frieden stabilisieren, den wir so hart verteidigt haben. Das bedeutet auch, dass die Administration der Ionenkanone neu geregelt werden wird, ohne dass die hohen Sicherheitsstandards aufgeweicht werden. Aber heute möchte ich auf etwas anderes hinaus."

Der US-Außenminister nahm einen Schluck Wasser. „Sie werden sich jetzt bestimmt fragen: Was hat das nun mit dem Energie- und Umweltgipfel zu tun, auf dem wir tagen? Nun, mithilfe unserer besten Diplomaten ist es uns mit dem Vertragswerk zur ökonomischen Kooperation gelungen, zu einer Übereinkunft zu gelangen. Die internationale Zusammenarbeit kann endlich wieder aufleben – auch und vor allem im Energie- und Umweltbereich. Damit wären wir beim zweiten Ergebnis dieses Gipfels angelangt: Intensive Kooperation – ich meine, dass wir hier alle an einem Strang ziehen – ist die Voraussetzung für das Kommende. Denn wir sehen uns derzeit einer Bedrohung gegenüber, die einmalig in der Geschichte ist. Wir alle sind vereint im Kampf gegen

die Schwarze Magnolie – oder im Rückzug vor ihr. So ist es bislang stets gewesen.“ Anderson genehmigte sich eine Pause und ließ beschwörend den Blick wandern. „Es ist über zwanzig Jahre her, dass unser Planet von jener fremden, außerirdischen Substanz heimgesucht wurde. Wir dachten, wir hätten nach Khan und seinen Mutanten das Schlimmste überstanden, aber wir hatten keine Ahnung, was auf uns zukommen würde. Alle unsere bisherigen Versuche, die Ranke einzudämmen, sind gescheitert. Sie kennen die Lage: Mittlerweile sind große Teile der Welt nicht mehr nach Ländern und Kontinenten unterteilt, sondern nach Blauen, Gelben und Roten Zonen, abhängig vom Grad der Umweltkontamination.“

Wright nickte stumm. In Blau gab es keine Umweltkontamination, in Rot war sie deutlich zu hoch, Gelb lag irgendwo zwischen diesen Extremen. Der größte Teil der Welt war, was keine Überraschung darstellte, mittlerweile Gelb. In Roten Zonen lebte natürlich niemand. Der Grad der Verseuchung war dort viel zu extrem, als dass Menschen – oder überhaupt irgendetwas – dort hätten überleben können. Niemand konnte bislang sagen, was in diesen Zonen geschah. Die Strahlung war teilweise so hoch, dass selbst Er-

kundungsdrohnen und robotische, ferngesteuerte Einheiten den Dienst quittierten. Alles, was mit der Substanz in Berührung kam, wurde kontaminiert, verändert…oder schlicht auf der Stelle getötet.

„Dieses Etwas, für das wir bis heute nur einen sehr unzureichenden Namen gefunden haben, ist in kürzester Zeit zur dominierenden Kraft auf dem Planeten Erde geworden, indem sie sich unerbittlich über rund vierzig Prozent des Globus ausgebreitet hat, vorwiegend in Südamerika, Europa, Afrika und Zentralasien. Alles, was ihr dabei bisher in den Weg kam, transformierte oder liquidierte sie. Menschen, Tiere, Pflanzen hat sie getötet, wo immer sie mit ihnen in Berührung kam."

Wieder pausierte der Außenminister, tauschte erneut einen viel wissenden Blick mit Edelmann und Iwanowa. „Das alles ist geschehen – bis jetzt, bis hierher. Ab sofort haben die Global Union und das Russische Konsortium – hoffentlich bald die ganze Welt – ein neues Schlagwort: *Bewahrung*. Wir Menschen demonstrieren, dass wir uns nicht von unseren eigenen kleinlichen Konflikten aufzehren lassen. Wir werden zusammenstehen und das große Unheil abwenden. Wir werden nicht

mehr länger tatenlos dastehen und darauf warten, dass diese seltsame Kraft ihre volle Wirkung auf uns entfaltet…und es zum Allerschlimmsten kommt. Unsere besten Wissenschaftler hatten die Gelegenheit, diesen Stoff fünfundzwanzig Jahre lang zu untersuchen, und wir sind näher denn je daran, ihn zu begreifen und zu kontrollieren. Damit Sie genau wissen, was wir vorhaben, überlasse ich das weitere Wort nun dem Vorsitzenden der Expertenkommission zur Schwarze Magnolie, Doktor Cooper Banks."

Na, sieh einer an… Wright verfolgte, wie ihr eine Woche altes Rendezvous den Presseraum betrat und sich zur Bühne begab. Dort nahm er neben Edelmann Platz, trank einen Schluck Wasser aus dem für ihn vorgesehenen Glas und beugte sich zum Mikrofon vor.

„Ich scheine ja gerade rechtzeitig zu kommen.", sagte er mit geschmeidigem Lächeln. „Entschuldigen Sie, aber meine Kollegen und ich haben bis zum Schluss debattiert. Nun möchte ich Ihnen das Substrat dessen präsentieren, was Außenminister Anderson soeben in Aussicht gestellt hat: dass wir uns der Magnolie stellen, dass wir ihr Einhalt gebieten werden. Und was genau bedeutet das?" Cooper blickte einmal über die versammelten

Journalisten hinweg, während er seine Worte wählte. „Bislang kannten wir genau *eine* Möglichkeit, uns der Ranke zu entledigen. Genau wie der Mensch reagiert sie empfindlich auf hohe Dosen von Radioaktivität. Diese gemeinsame Schwäche war stets ein Problem, denn die einzige Aussicht in einer Beseitigung des fremden Stoffs bestand in einem nuklearen Holocaust. Berechnungen zufolge müssten auf dem gesamten Globus mindestens zwei Dutzend Atombomben der neuesten Generation zur Explosion gebracht werden, um die Ranke nachhaltig über die Isotopkonzentration zu schädigen. Zugegeben, nicht gerade eine reizvolle Aussicht. Aber jetzt gibt es eine zweite Möglichkeit, von der wir sicher sind, dass sie äußerst vielversprechend ist: Schallwellenresonatoren." Die Reporter blickten einander an. „Vor kurzem fand eine Gruppe international vernetzter Wissenschaftler – der auch ich angehöre – heraus, dass die Magnolie eine Anfälligkeit gegen hochfrequente Ionisationsimpulse hat. Wie lässt sich das ohne Technobubble beschreiben?", überlegte Cooper mit Witz. „Im Grunde verhält es sich so wie mit einer Opernsängerin, die durch ihre Stimme – das heißt, unter bestimmten hochfrequenten Bedingungen – Gläser zum Zerspringen

bringen kann, nur eben auf einer sehr viel höheren Maßstabsebene und unter Einbezug von Partikelstrahlen. Hohe Frequenzen, die über einen kohärenten Partikelstrahl befördert werden, führen zu einer Zersetzung der inneren kristallinen Struktur der Ranke; sie hemmen ihr Wachstum beträchtlich und zerstören sie im Extremfall sogar. Gemeinsam werden wir ein Programm entwickeln, das die Schwäche der Ranke ausnutzen wird."

Eine Journalistin im hinteren Teil des Saals meldete sich. „Entschuldigen Sie bitte, Doktor Banks. Aber selbst, wenn es gelingt, dieses besagte Programm zu entwickeln: Mit welcher Infrastruktur soll es zur Anwendung gebracht werden? Wir hörten es gerade selbst: Die Ranke hat ein Drittel der Erde in ihre Gewalt gebracht. Das ist nicht gerade ein Pappenstiel, oder? Wie wollen wir damit fertig werden?"

Cooper nickte einmal. „Sie haben Recht, aber trotzdem gibt es eine Antwort. Zuerst mag sie vielleicht überraschen. Mit der *Ionenkanone* verfügen wir über ein Waffensystem, das der Größenordnung unserer Bedrohung gerecht wird. Sie kann, mit einigem Aufwand versteht sich, entsprechend modifiziert und in einen einzigen gro-

ßen, suborbitalen Schallwellenresonator verwandelt werden."

Wright ließ Atem entweichen und dachte an die ironische Seite, die der von Banks präsentierte Vorschlag bereithielt. Die Ionenkanone war seinerzeit konstruiert worden, um den Augments geballte Feuerkraft entgegenzusetzen. Später fungierte sie als Instrument der Abschreckung gegen die ÖK; im Fall eines Angriffs durch chinesische und koreanische Verbände sollte sie einen tödlichen Gegenschlag ausführen. Und nun wurde daran gedacht, über dieses gewaltige Zerstörungsinstrument die Rettung der Spezies Mensch zu erreichen. Das hätten wohl die Erschaffer der Ionenkanone niemals für möglich gehalten.

Cooper fuhr sich durchs Haar und gestikulierte. „Diese Aussagen sind mit Bedacht gewählt, denn noch haben wir viel Arbeit vor uns. Allerdings glaube ich, wir stehen kurz vor einem entscheidenden Durchbruch, und Sie sollten dies wissen." Er ging bis dicht ans Mikrofon, als wolle er sichergehen, dass alle ihn klar und deutlich hörten. Dann sagte er: „Schon sehr bald könnte die Magnolie Geschichte sein."

Zuerst war es ein vereinzelter Journalist, der sich erhob und dem Physiker applaudierte. Dann

standen weitere Personen auf, und plötzlich hatten sich die Reporter in das milliardenfache Publikum verwandelt, das jetzt auf der Erde den live übertragenen Neuigkeiten beiwohnte. Diese schreckliche Konferenz war am Ende also doch die ganze Mühe wert gewesen.

Vielleicht würde die Welt doch nicht so schnell untergehen, wie von manch einem Politiker und TV-Prediger prophezeit. Und trotz der schweren Rückschläge in ihrem Leben war Petra Wright begierig darauf, es herauszufinden.

.: Kapitel 14

Phillip Green war sich nicht völlig sicher, wie er die Ansammlung von Fusseln nennen sollte, die sich auf seiner unteren Gesichtshälfte ausbreitete. Die Fusseln waren zu lang, um nur als Stoppeln durchzugehen, aber eindeutig zu kurz für einen richtigen Bart. Während die Transferkapsel des Lifts ihren Weg fortsetzte, fuhr er sich bedächtig übers Kinn und fand eine Beschreibung, die ihm passend erschien: Es hatte etwas von Dreck.

Früher, in der Armee, hätte es für ihn ein absolutes Tabu dargestellt, sich so gehen zu lassen. Er hatte stets Wert darauf gelegt, sich gut rasiert durch die Öffentlichkeit zu bewegen. Das allerdings war lange her, und die Pflichten eines Diplomaten – wenigstens *seine* Pflichten – brachten es gelegentlich mit sich, dass er etwas stachelig aussah. Vorzugsweise nach ein paar überlangen Feten auf internationalem Parkett.

Green musste gähnen, als erneute Müdigkeit ihn überfiel. Vorhin, als er sein Quartier verließ, hatte

er sich im Spiegel betrachtet, und was er sah, hatte ihm nicht gefallen. Ein blasses Gesicht, mit grauen Ringen unter kleingewordenen Augen…und unrasiert obendrein.

Der Grund für dieses bedauerliche Erscheinungsbild war ihm sehr wohl präsent: In den vergangenen Tagen hatte er kaum Schlaf gefunden. Vielmehr waren gerade die *Nächte* zu Tagen geworden. Abseits der offiziösen Treffen, Beratungen, Diskussionen und Interviews hatte er vor allem mit Yi und dessen Delegation verkehrt. Die Gespräche hatten von Kaffee, Alkohol und anderen Aufputschmitteln gelebt und waren – trotz der bewusstseinserweiternden Dimensionen, die zweiundsiebzig Stunden ohne die geringste Dosis an körperlicher Regeneration bewirkten – anstrengend gewesen. Am langen Ende jedoch konnte Green mit Erleichterung festhalten, dass er seine Ziele allesamt hatte erreichen können.

Es war das harte Ringen wert gewesen. Somit würde er sich müde, aber zufrieden in den Schalensitz eines *Space Elevator* begeben und für einen Moment die Augen schließen. Und er freute sich darauf, Paula wiederzusehen.

Das sanfte Brummen des Aufzugs erstarb, und die Türhälften glitten auseinander. Er verließ die

Transportkapsel und betrat die oberste Etage von *Freedom-One*, in der sich das Operationszentrum erstreckte. Selbst in seinen weniger hektischen Momenten war das Gehirn der Raumstation voller Leben: Zahlreiche Funksprüche gingen ein und aus, Personen hasteten umher. Untergebene brachten Berichte und nahmen Arbeitsaufträge entgegen, Abteilungsleiter gingen zu einem Meeting oder kamen aus einem, um gleich zum nächsten zu eilen.

Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen setzte Green seinen Weg fort und passierte eine Arbeitsnische, in der mehrere Personen äußerst konzentriert tätig waren und Headsets trugen. Er trat in die Mitte der kreisförmig angeordneten Einrichtung, wo sich das leicht angehobene Deck des leitenden Offiziers befand, lediglich von einem einfachen Metallgeländer umgeben. Die Besonderheit dieser Plattform war ein achteckiger Konferenztisch, in den wiederum acht große Bildschirme verbaut worden waren, von denen jeder seine eigene Kontrolleinheit besaß.

Green blickte empor. Über seinem Kopf erhob sich eine transparente Kuppel. Jenseits des massiven Glases funkelten Sterne. Besonders beeindruckend war jedoch der Anblick des Antennen-

waldes, der sich wie ein kleiner Eiffelturm über dem konvexen Kuppeldach des Einsatzzentrums in die Höhe reckte, empfindliche Telemetrie enthielt und die Kommunikation mit der Erde gewährleistete.

„Und ich dachte, der Ausblick aus meiner *Wohnung* wäre beneidenswert."

Die dunkelhäutige, hoch gewachsene Frau, auf die er zugehalten hatte und vor der er nun zum Stehen gekommen war, wandte sich zu ihm um. Wie auch der überwiegende Rest ihrer Besatzung trug sie einen blauschwarzen Overall, die Uniform des militärischen Arms der NASA. Letztere war, da die USA mit Abstand am meisten Geld und Knowhow in die Station gesteckt hatten, mit der Administration von *Freedom-One* betraut worden, wiewohl andere Nationen permanent eigene Offiziere und Spezialisten hinzusteuerten.

Als die Frau sich umgedreht und erkannt hatte, wer vor ihr stand, formte sich ein Lächeln in ihrem Gesicht. Zwar waren ihre krausen, entlang der Schläfen ergrauenden Haare zu einem festen Dutt zusammengesteckt, doch ihre Augen reflektierten eine Natur, die mehr bereithielt als bloß Strenge und Disziplin. „Phil. Schön, dass Du doch noch vorbeischaust." Sie verpasste ihm einen

Klaps auf die Schulter, der von alter Freundschaft kündete. „Sag schon, wie geht es Dir, Du alter Mistkerl?“

Green musterte sein Gegenüber und musste zugeben, dass Dana Rahif sich in den Jahren, da sie einander aus den Augen verloren, gut gehalten hatte. Ihre schlanke, muskulöse Statur kam ihr hier oben, im Weltraum, zugute, doch erwarb ein durchschnittlicher Astronaut ohne weiteres nicht jene physische Leistungsfähigkeit, wie sie Rahif auszeichnete. Dies war fraglos ein Überbleibsel aus jenen Tagen, da sie und Green Seite an Seite gearbeitet hatten, und seit ihrem Karrierewechsel in die NASA hatte sie alles daran gesetzt, den Zeugen des Gestern zu bewahren.

Die Zeit in der Sechsundvierzigsten…, dachte Green. *Ist das wirklich schon ein Vierteljahrhundert her?*

Er nahm einen tiefen Atemzug und stieß ihn wieder aus. „Ach, um ehrlich zu sein: Ich bin fix und alle. Glaub mir, in den vergangenen Tagen habe ich mehr über die chinesische Kultur erfahren als im ganzen Leben davor.“

„Jetzt, wo Du’s sagst: Du sahst tatsächlich schon mal besser aus.“

„*Danke*. Ich wünschte, dasselbe könnte ich auch von Dir behaupten." Er empfing ein Lächeln von Rahif über die Schmeichelei. Am liebsten hätte Green mit ihr Geschichten über vergangene Zeiten und abwesende Freunde ausgetauscht. Weil er aber einen strengen Zeitplan einhalten musste, beschloss er, sich kurz zu fassen. „Eigentlich bin ich nur kurz vorbeigekommen, um Dich zu beglückwünschen."

„So?"

„Du hast es vollbracht, hier oben eine internationale Party steigen zu lassen, ohne dass irgendwo eine Luftschleuse aufgegangen ist. Und die Jambalaya war – im wahrsten Sinn des Wortes – überirdisch."

Rahif schnalzte und verschränkte in einer eleganten Pose die Arme. „Sieh einer an: Auf seine alten Tage wird Phillip Green also doch noch ein Feinschmecker."

Er zuckte die Achseln. „Was der Job halt so mit sich bringt…"

„Gut, dass wir neuerdings Wert darauf legen, unsere Gäste hier oben anständig zu verköstigen."

„Also, die Touristen werden es zu schätzen wissen."

„Komm mir *bloß* nicht mit denen. Wenn's nach mir ginge, würde ich wieder zu den guten, alten Essensrationen zurückkehren…und ein paar übergewichtige Millionäre hätten hier oben sowieso nichts verloren." Rahif wurde wieder ernst. „Und, wie ist es gelaufen?"

„Du weißt, ich kann Dir keine Einzelheiten nennen."

„Früher warst Du nicht so geheimniskrämerisch."

„Mach Dir keine Sorgen, Dana.", erwiderte Green. „Ich glaube, die Dinge, die wir erreicht haben, werden etwas bewirken."

Sie nickte mehrmals. „Und jetzt willst Du vermutlich einen Exklusivflug zurück nach D.C. chartern."

Er breitete die Arme aus, um die höhere Gewalt der Umstände zu demonstrieren. „Mein Arbeitgeber erwartet mich um neun Uhr Ortszeit zurück. Du musst wissen: Er ist einer von der *alten* Schule."

„Ah ja, ich erinnere mich. Die legen noch wert auf Pünktlichkeit. Ich war so frei, Dein Gepäck schon abholen zu lassen. Alles an Bord von *Elevator Charon*, Andockrampe vier."

Green lächelte dankbar. „Ich sehe, Du hast alles im Griff. Komm Paula und mich doch mal besuchen, was hältst Du davon?“

„Hört sich gut an.“

„Ich werde sogar kochen.“

Sie verdrehte gespielt die Augen. „*Hm.* Muss ich noch mal drüber nachdenken.“

Eine rasche Verabschiedung stand an, doch sie kamen nicht mehr dazu. Im Trubel des Operationszentrums von *Freedom-One* ertönte und verstummte ein Systemausfallalarm auf der Konsole eines jungen Mannes.

Rahif reagierte prompt. „Bericht, Motello.“

Der Mann gab Befehle in sein Schaltpult ein, untersuchte die Daten auf seinem Monitor und erwiderte: „Energieausfall in Röhre vier des Hauptknotenpunkts. Die Ursache scheint eine überlastete Plasmaverbindung zu sein, die ein Feuer ausgelöst hat. Es ist zur Explosion gekommen.“

„Hauptknotenpunkt. Das ist mitten in der technischen Abteilung.“, wusste die Kommandantin und wirkte alarmiert. „Geben Sie mir ein Kamerabild.“

Das Bild erschien in einem Kasten auf dem Hauptüberwachungsschirm in Rahifs unmittelba-

rer Nähe. Aus Rissen in einem Schott schlugen Flammen und aus einer verschmorten Plasmaverbindung waberte Rauch, der den Korridor erfüllte. Weitere Kamerabilder waren weit entmutigender: Zwei größere Kontrollräume standen in Flammen.

Sie adressierte sich einem anderen ihrer Untergebenen. „Lieutenant Petrowski, aktivieren Sie unverzüglich die Löschsysteme."

„Ja, Ma'am, ich aktiviere…" Der Mann verstummte. „Das ist eigenartig. Die Sprenkelanlagen reagieren nicht. Der entsprechende Verteiler scheint ausgefallen zu sein."

Green sah schweigend zu, verstand bestenfalls die Hälfte und hatte plötzlich – so sehr er um Rahifs Managementfähigkeiten wusste – ein mieses Gefühl bei der Sache.

„Vielleicht ein verschmortes Automatisierungsrelais. Das hat uns gerade noch gefehlt." Sie überlegte nur einen Moment. „Jefferson, evakuieren Sie vorsorglich die gesamte technische Abteilung und lassen Sie die Brandschotts herunter, sobald alle raus sind."

Rahif handelte absolut richtig: So ein Feuer auf einer Raumstation durfte man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Dies galt erst recht, weil sich

die allermeisten Politiker, Journalisten und wissenschaftlichen Experten noch an Bord befanden. Gegenwärtig liefen die Abschlusskundgebungen: Reporter stürzten sich auf Statementgeber, luden zu planmäßigen und außerplanmäßigen Presseterminen, die PR-Mühlen mahlten.

Da Green sämtliche offiziellen Verlautbarungen seinem Kollegen Anderson überließ, hatte er früher abreisen wollen. Nun keimte in ihm die Vorahnung, es könnte sich eine unvorhergesehene Verzögerung ergeben. „Was wirst Du mit diesem Feuer machen?“, fragte er.

„Es löschen natürlich.“

„Aber wenn die Löschanlagen ausgefallen sind – …“

„…werde ich dort ‘runtergehen und den Job *selbst* erledigen müssen. Wäre das Feuer in einer der Frachtsektionen ausgebrochen, hätten wir einfach die Außentore öffnen und den Brand ersticken können. Aber in der technischen Abteilung ist das aufgrund der vielen sensiblen Systeme nicht möglich.“ Rahif warf einen Blick auf ihren Bildschirm, rief einen Lageplan des entsprechenden Decks auf. „Es gibt ein Hilfsaggregat für die Löschanlagen. Liegt dummerweise innerhalb der Brandzone. Wenn wir das aktivieren, können

wir das Feuer löschen. Du wirst mich entschuldigen müssen, Phil.“ Sie wich von seiner Seite. „Jefferson, übernehmen Sie.“

„*Warte*.“ Sie hielt inne, und er drehte den Kopf nach ihr. „Wäre das nicht ideale Gelegenheit, die alten Zeiten wiederaufleben zu lassen?“

Rahif zog einen Mundwinkel hoch. „Interessanter Vorschlag.“

Wenige Minuten später erreichten Beide die technische Abteilung und eilten aus dem Aufzug. Jeder ihrer Schritte hallte auf dem Metallboden wider, während sie durch die Gänge liefen.

Nach einer Weile kam ihnen eine Gruppe von verstört dreinblickenden Technikern entgegen, an dessen Ende ein Lieutenant Commander ging, den Rahif persönlich ansprach. „Chief Nogura, sind alle Ihre Leute draußen?“

„Alle.“, sagte der Asiate. „Keine Verluste.“

„Wie schlimm ist es?“

„Ziemlich schlimm. Ich kann Ihnen bis jetzt nicht sagen, wie dieses Feuer im sekundären Kontrollraum überhaupt ausgebrochen ist; das Ganze ist mir ein Rätsel, denn normalerweise sollte der Computer den Druck genauestens überwachen.“

„Sie vermuten einen Computerfehler?“

„Weiß ich nicht. Aber das Feuer hat sich in Windeseile bis zu einer weiteren Plasmaleitung durchgefressen. Das hätte eigentlich nicht passieren dürfen. Sir, es kann jeden Augenblick zur Explosion kommen.“

Rahifs Züge verfinsterten sich. „Dann dürfen wir uns nicht mehr nur auf unser Glück verlassen. Gehen Sie ins Kommandozentrum und leiten Sie die Evakuierungsprozedur ein. Sämtliche *Space Elevator* sollen sofort von der Oberfläche starten und die Station anfliegen. Setzen Sie auch die Rettungskapseln ein.“

„Verstanden, Sir.“

Rahif verabschiedete sich eilig, und die beiden unterschiedlich großen Gruppen strebten in entgegengesetzte Richtungen davon.

Noch hatten sie das Ende des Korridors nicht erreicht, da erschütterte etwas die Station, als ob ein Erdbeben zugeschlagen hätte. Green hielt Rahif fest, bevor sie zu Fall gehen konnte. Kurzzeitig erloschen die Lichter, und der stationsweite Alarm wurde ausgelöst. Als die Hilfsbeleuchtung ansprang, begab sich die Kommandantin zu einer Notfallkonsole. „Jefferson, können Sie mich hören?“

[Ja, Ma'am. Offenbar hat es eine weitere Plasmaleitung erwischt. Einige unserer Kameras in der technischen Abteilung sind ausgefallen. Wir verzeichnen einen massiven Energieverlust auf der gesamten Station.]

„Jefferson,", ordnete Rahif atemlos an, „warten Sie nicht auf unsere Rückkehr. Der Gipfel ist hiermit zu Ende. Sämtliches nicht stationierte Personal muss so schnell wie möglich von *Freedom-One* 'runter. Machen Sie das zu Ihrer Toppriorität."

An der nächstgelegenen Sicherheitstür angelangt, setzten Green und Rahif sich Schutzbrillen und Atemmasken auf, die sie einem nahegelegenen Wandfach entnahmen. Sie reichte ihm eine kleine Handpulspistole mit den Worten „Nur für alle Fälle".

Mit ihrem Sicherheitscode entriegelte Rahif die Tür, die mit einem asthmatischen Zischen aufglitt. Hitze und Dämpfe wehten ihnen entgegen. Es nahm kaum dreißig Sekunden in Anspruch, bis sie den sekundären Kontrollraum erreichten, eine der größten Einrichtungen des Decks.

„Sag bloß, wir müssen da rein?"

„Leider ja.", ließ sich Rahif vernehmen.

„Na dann los…"

Die transparenten Türen vor ihnen waren mit schwarzem Ruß und Staub bedeckt, was ihnen ein trübes Aussehen verlieh. Sie schoben ihre Finger zwischen die beiden Türplatten. Mit gequältem Ächzen zwangen sie sie mit vereinten Kräften auf. Sie kreischten und schabten ihre Spur entlang.

Rahif und Green öffneten die Türen weit genug, um sich nacheinander hindurchzuzwängen. Heiße Glut strebte ihnen entgegen, brannte über Greens Schulter. Dichter Rauch wehte ihnen aus mehreren Richtungen entgegen. Es roch bis durch die Maske nach Dingen, die nicht brennen sollten.

„Wohin?“, fragte Green.

„Das Hilfsaggregat befindet sich in einem von mehreren Nebenräumen am Ende dieses Durchgangs.“

Green biss die Zähne zusammen, während sie sich Seite an Seite trotzig am Feuer vorbeischoben. Langsam, aber fokussiert gelang es ihnen, den Kontrollraum zu durchqueren, wo Konsolen implodiert waren und Kabel verschmorten. Jenseits des Zentrums entpuppte sich das Feuer als weniger schwach.

Rahif verwies in einen Nebenraum linkerhand, doch Green warf auch einen Sicherheitsblick in

die andere Richtung. Plötzlich machte er im entgegengesetzten Nebenraum eine schemenhafte Gestalt aus. Die Statur des Eindringlings war maskulin. Er trug eine Uniform und eine mützenartige Kappe über seinem Kopf. Zuerst nahm er an, es handele sich um einen von Rahifs Leuten. Dann, als der Mann, eine Waffe zückte, dämmerte ihm sein Irrtum.

„Was zum…?“ Green hatte den Mund geöffnet, doch ein atavistischer Instinkt in ihm reagierte, bevor er den Satz beenden konnte. „*Pass auf!*“ Er riss Rahif herunter, ehe der Mann seinen Intervaller abfeuerte und ein qualmendes Loch in der Wand hinter ihnen verursachte.

„Verdammt, was ist hier los?!“, brüllte die Befehlshaberin zornig.

Sie zückten ihre Pistolen und näherten sich dem Fremden. Über ihnen platzte unter dem Druck der berstenden Hitze hier drinnen ein Aggregat und versprühte Kühlflüssigkeit. Als sie die Wolke passiert und das Zimmer betreten hatten, war der Angreifer verschwunden.

Green fiel auf, dass eine Konsole aus dem Boden gerissen worden war und ein halbhohes Zwischendeck enthüllte, das mit Maschinen, Drähten, Schaltkreisen und Energieleitungen gefüllt war.

Ein technisches Labyrinth, in das der Unbekannte sich höchstwahrscheinlich geflüchtet hatte.

„Ich weiß nicht, wie es Dir geht.“, meinte er. „Ich würde wetten, dass dieser Typ hinter dem Brand steckt. Und diese Uniform ist bestimmt nicht seine eigene.“

„Was zum Teufel hat er vor?“

„Das kriegen wir nur raus, wenn wir ihn fangen.“

Green war bereit, ihm in das kleine Zwischendeck hinab zu folgen, doch Rahif hielt ihn auf. „Nein, jetzt gibt es Wichtigeres. Wir müssen die Sprenkelanlagen wieder aktivieren.“ Sie verwies zurück zum Ausgang, doch dann fiel ihr Blick auf die Konsole, an der der Fremde sich zu schaffen gemacht hatte.

„Scheiße.“, brachte sie zunächst nur hervor.

„*Was*?!“

„Er hat das komplette Verteidigungssystem lahmgelegt. Die Generatoren für die ablative Armierung sind offline. Wir werden sie nicht so schnell wieder in Betrieb nehmen können. Er hat irgendwie die Energiezufuhr am Nordturm gekappt…“ Sie starrte Green entgeistert an. „Woher zum Teufel hatte er die Sicherheitsfreigabe? Mein Gott, was geht hier vor…?“

- O -

Der Erste wandte sich von dem Holo Anderson Coopers von CNN ab. Schon sehr bald würde es etwas Neues zu berichten geben. Er heftete den Blick auf Bruder Estri, der am Computerterminal in seiner Nähe saß. „Sind wir bereit?“

„Wir haben die Übertragung von Bruder Lucius erhalten. Er hat den Auftrag ausgeführt. Der Overlink kann auf Euer Zeichen hin beginnen, Erster.“

„Ausgezeichnet. Bruder Lucius hat uns heute einen großen Dienst erwiesen. Uns und allen Menschenkindern.“ Der Erste schaute wieder auf das Holo, das einen unverändert über Gipfelbeschlüsse plappernden Anderson Cooper darbot. „Jetzt.“

Estri drückte mehrere Tasten auf seinem Bedienfeld und nickte dem Ersten zu. Der atmete tief ein. „Und so beginnt es…“

- O -

[Jefferson, wir haben es geschafft, die Löschanlagen wieder in Betrieb zu nehmen. Die Brände sind nahezu alle bekämpft. Allerdings haben wir

einen Eindringling. Ich weiß nicht wie, aber ihm ist es gelungen, die ablative Armierung auszuschalten. Geben Sie sofort Sicherheitsalarm. Jefferson, können Sie mich verstehen?]

Lieutenant Matt Jefferson hörte seine Befehlshaberin, doch sein Geist schwebte anderswo.

Die ablative Armierung…, dachte er. *Ohne sie sind wir schutzlos.*

Wie erstarrt klebte er vor dem Bildschirm des Kommandostands und verfolgte, wie sich eine Reihe riesiger, torpedoförmiger Gebilde von der Oberfläche näherten. Soeben waren sie in Sichtweite geraten, abgeschossen von einem unbekannten Ort. Die Missiles rasten geradewegs auf die Station zu.

Ich liebe Dich, Lisa., war sein letzter Gedanke, bevor *Freedom-One* unter dem Einschlag des ersten Sprengkopfes zur Seite ruckte. Das ohrenbetäubende Geräusch reißenden Metalls hallte durch die Kommandozentrale, während von irgendwo Luft entwich. Jefferson fühlte sich von der Dekompression durch den Raum gerissen. Jahrelanges Training befahl seinem Körper, zu erschlaffen, ohne dass er auch nur daran denken musste. Aber es half nichts. Gleich würde er sich im Vakuum des Weltalls befinden.

Als wenige Sekunden später der zweite und schließlich der dritte Flugkörper in die Struktur der oberen Station einschlug, bäumte sich das Operationszentrum mit solcher Gewalt auf, dass alle Zellen in seinem Leib zu vibrieren schienen. Das Deck brach auseinander, und ihm wurde die Luft aus den Lungen getrieben. Vor ihm wurden seine schreienden Kollegen ins Vakuum des Alls gesaugt.

Jefferson bekam keine Luft mehr. Da begriff er, dass es aus war. Ein letztes Mal wollte er schreien… Sein Schrei gefror. Sein Körper wurde hinausgetragen in die stille, endlose Nacht und alles änderte sich in den Sekunden seines Sterbens.

Alles.

.: Kapitel 15

Petra Wright hastete durch die Korridore von *Freedom-One*, erfüllt von zwielichter Notbeleuchtung. Zwar herrschte um sie herum wirres Durcheinander – hin und her eilende Besatzungsmitglieder, Schreie, das Heulen der Alarmsirenen –, doch hörte sie nur drei Geräusche: ihr Keuchen, den eigenen Herzschlag…und Kittys entsetzliches Miauen im Käfig. Die Katze wurde ganz schön durchgeschüttelt.

Vor wenigen Minuten hatte sie noch eine Reihe von Interviews geführt, hochzufrieden mit der Ausbeute des heutigen Tages und bereit, auf die Erde zurückzukehren. Nun schien ihr Bewusstsein seltsam vom Körper abgeschnitten worden zu sein, der sich jetzt allein von Instinkten leiten ließ. Je schneller sie sich bewegte, desto langsamer verstrich die Zeit – und desto deutlicher wurde das Gefühl von Unwirklichkeit.

Nachdem der allgemeine Evakuierungsalarm ausgelöst worden war, hatte man die auf der Sta-

tion befindlichen Gäste eilig in Gruppen eingeteilt. Immer etwa zwanzig Personen sollten einem uniformierten Crewman folgen, der entweder zu den Rettungskapseln oder zu einem der noch oder bereits angedockten *Space Elevator* lotste.

Da die Gruppen der zu Evakuierenden in den engen Gängen ständig aufeinanderstießen, ereigneten sich immer wieder Staus. Dies wiederum steigerte das allgemeine Chaos und die Verwirrung, und trotz der zahlreichen krisenerprobten Gäste aus Politik, Journalismus und Wissenschaft drohte die Atmosphäre in Panik umzuschlagen.

Wright wurde langsamer, als sie in der Ecke vor einem großen Schott – ignoriert von der ihrem Führer panisch hinterher eilenden Herde – ein Mädchen fand. Es hatte hellblondes Lockenhaar, ein rundes Gesicht, mandelförmige Augen und hielt einen Plüschbär umklammert. Tränen standen ihr in den Augen.

„Hey, meine Kleine. Das hier ist jetzt nicht der richtige Ort für Dich. Wo sind Deine Mom und Dein Dad?“

Das Mädchen antwortete ihr nicht, sondern blickte sie nur aus aufgerissenen Augen an. Offensichtlich stand es unter Schock. Wright zöger-

te nicht und hob es auf den Arm. Das Mädchen hörte auf zu weinen, presste ihr das feuchte Gesicht auf den Hals.

Nun beladen mit Kitty in der Linken und der Kleinen im rechten Arm, bemühte sich Wright darum, wieder Anschluss an ihre Evakuierungsgruppe zu finden. Es gelang ihr nur deshalb so schnell, weil die Personen vor ihr aus irgendeinem Grund innegehalten hatten. Als sie näher kam, fiel ihr auf, dass die Leute sich um ein Aussichtsfenster scharten.

Was ging dort draußen vor sich? Sie drängte sich zwischen Schultern näher. Zuerst bemerkte sie nur zwei, drei Rettungskapseln – noch nie zuvor im Einsatz gewesen –, die sich aus ihren Verankerungsnischen lösten und davonflogen, der Erde entgegen. Daraufhin hörte sie, wie ein Mann neben ihr leise ein Gebet zu sprechen begann…und dann registrierte sie die leuchtenden Sprengköpfe, die geradewegs auf sie zurasten.

Das kann nicht wahr sein… Ein Angriff…

Die folgenden Sekunden liefen als surrealer Film vor ihr ab. Momente, die sich ausdehnten und beständig an Substanz gewannen. Irgendwann durchfuhren gewaltige Erschütterungen die Struktur des Stationskörpers. Die Notbeleuch-

tung fiel aus. Ohrenbetäubende Schreie. Für einen Augenblick wirbelten Gliedmaßen in scharlachroter Düsternis durcheinander.

Zuerst hörte man nur Knacken und Knirschen. Dann, mit einem Mal, wurde das Deck von seinem in etwa siebzig Metern gelegenen Ende her aufgerissen, öffnete sich mit solcher Brutalität dem All, dass alle Zellen in Wrights Körper zu vibrieren schienen.

Das Mädchen auf ihrem Arm schrie wie am Spieß. Die enorme Druckverschiebung führte dazu, dass der Riss in der Außenhaut sich beständig ausdehnte. Teile der Wand zerbarsten in Myriaden Stücke, die im Weltraum verschwanden.

Am Ende des Gangs wurden Menschen, die einer anderen Gruppe angehörten, in die Leere des Alls gezerrt, wo sie der sichere Tod empfing. Just in diesem Augenblick spürte Wright, wie ihre Füße sich vom Boden lösten; die künstliche Schwerkraft versagte. Sie machte eine ungelenke Bewegung, die ihren Abstoß potenzierte. Unkontrolliert schwamm sie durch die Luft, trieb hinauf zur Decke. Unter ihr hielten sich die anderen Personen aneinander fest, halb ineinander verkeilt, und verfielen in Todesangst. Hände und Beine schlugen um sich, während Münder entsetzlich

kreischten; eine Geräuschkulisse, die sich ihr eigentlich in Mark und Knochen hätte brennen müssen.

Wright jedoch war wie in Trance. In Windeseile schaute sie nach oben und wurde dort auf eine kleine, unscheinbare Schleuse aufmerksam. Nur durch ihre vorhin ausgeführte Ungeschicklichkeit hielt sie nun genau darauf zu. Während der sichere Untergang auf sie zurollte, die Stationsebene immer weiter und weiter aufgeschlitzt wurde, wahrte sie die Konzentration. Stahl verdampfte und Gas zischte um sich herum, doch sie behielt die Schleuse hartnäckig im Blick.

„Es tut mir so Leid, meine Süße…“ Wright wusste genau, was sie tat, und würde sich ihre Entscheidung wohl gerade deshalb nie wieder verzeihen können. Sie ließ den Käfig los und überantwortete Kitty dem zunehmenden Sog, der sie ins All beförderte. Nur wenige Herzschläge, bevor die rohe Gewalt des Vakuums auch nach ihr langte und die Fliehkraft fraß, die sie durch den Ausfall der artifiziellen Schwerkraft erhalten hatte, umfasste ihre frei gewordene Hand einen Stahlträger.

Wright biss die Zähne zusammen und übte maximale Kraft aus ihrem Oberarm aus. Sie hebelte

sich und das Mädchen hoch, und dann jagten sie mitten hinein in den Wartungsschacht. Unter ihr nahm das Inferno seinen Lauf.

- O -

Mühselig erhob sich Green vom Boden. Der Schmerz half ihm dabei, die Benommenheit zu überwinden. Seine Umgebung war kaum mehr als eine rauchende Trümmerwüste, deren Ausmaße seit der Erschütterung erheblich gewachsen waren. Pfeiler waren abgestürzt, neue Feuer ausgebrochen.

Die technische Abteilung – oder besser gesagt: was davon übrig geblieben war – hatte sich endgültig in eine Vorhölle verwandelt. Ohne die Atemmaske, die er immer noch trug, wäre er inmitten der toxischen Schwaden vermutlich in Kürze erstickt.

„Dana?... Mein Gott, Dana…“

Er drehte sich um die eigene Achse, und dann fand er sie. Rahif lag vor ihm, eine Lache aus Blut breitete sich beständig um sie herum aus. Ein lanzenartiges Gebilde, das allem Anschein nach der Decke entstammte, hatte sich dicht unter ihre Rippen gebohrt, nicht weit weg vom Herzen.

„Wer von uns beiden sah *jetzt* schon mal besser aus, hm?“ Sie sprach heiser und hustete Blut. „Gib’s zu, ich hab‘ Dich schon immer überrundet.“

Entsetzen ergriff Besitz von Green. *So viele Tote…* Im Laufe seines Lebens hatte er so viele Tote gesehen, unzählige Menschen verloren, für die er sich verantwortlich fühlte und mit denen ihn eine Freundschaft verband. Wie die Fliegen waren die Mitglieder der Sechsundvierzigsten auf den Schlachtfeldern der Eugenischen Kriege gestorben, und jetzt sollte dieses Ende auch noch Dana Rahif ereilen? *Nein, nicht Dana.*, sprach eine trotzige, aber auch entsetzlich ohnmächtige Stimme tief in ihm.

„Es wird alles gut, Dana.“, versprach er eilig. „Wir holen Dich da raus.“

„Lügner.“ Sie würgte erneut und ließ die brechenden Augen umherwandern. „Das war ein gezielter Anschlag.“

„Von wem?“

„Wird Dein Job sein, das rauszufinden. Und wenn Du die Schweinehunde hast, richte Ihnen Grüße von mir aus.“

Green hatte sich inzwischen an einer nahegelegenen Kommunikationskonsole versucht. Sie war erloschen und rußschwarz. Frustriert schlug er

dagegen. „*Verdammt.* Ich bekomme keinen Kontakt mehr zum Operationszentrum. Es ist alles tot."

„Die Einschläge sind von oben gekommen.", sagte Rahif mit versagender Stimme. „Vermutlich wurden Sprengkörper auf die Station abgefeuert. Orbitalmissiles. Du musst hier 'runter."

„Einverstanden. Aber nicht ohne Dich."

Sie redete stur weiter: „Die Andockringe liegen im oberen Teil der Station. Die sind höchstwahrscheinlich zerstört oder stark in Mitleidenschaft gezogen. Im unteren Teil, unterhalb des im Bau befindlichen Hotelbereichs, gibt es noch ein halbes Dutzend zusätzlicher Rettungskapseln. Versuch sie zu erreichen. Versprich's mir."

Green sank vor ihr auf die Knie und nahm ihre Hand. Sie war eiskalt. „Bleib bei mir, Dana." Er wusste, wie aussichtslos sein Flehen war. Sein Wunsch würde nicht in Erfüllung gehen.

Rahif stöhnte auf vor Pein und rang dem Unvermeidlichen dann noch ein paar Sekunden ab. „Du bist wirklich ein verdammter Mistkerl, Phil. Sag Paula, dass ich sie beneide."

Zwei zitternde Finger hoben sich zu ihrer Stirn und ahmten kläglich eine Salutation nach. Es war

die letzte Geste, bevor Greens alte Freundin aus dem Leben schied.

- O -

Cooper Banks öffnete die Augen und spürte etwas Warmes, wie es seinen Hinterkopf entlanglief. Blut. Er hatte sich gestoßen. Das würde eine schlimme Beule geben, teilte ihm eine vage Ahnung mit. Wie lange war er bewusstlos gewesen?

Banks richtete sich auf. Für einen Moment glich sein Blick einem wirren Kaleidoskop, einem Farbsprenkel, der nur vage, verschwommene Schemen zuließ. Kopfschmerzen bebten hinter seinen Schläfen, ganz zu schweigen von diesem bohrenden Gefühl jenseits seiner Augenhöhlen.

Hartnäckig brachte er sich auf beide Beine und stellte fest, dass er in einem verlassenen Gang auf Deck vier saß. Keine Spur von der Gruppe, der er gefolgt war. Er war allein.

Feiner, nach Rauch riechender Dunst hing in der Luft. Die Wände waren an mehreren Stellen schwarz und verkohlt. Es musste irgendwo ein Feuer gegeben haben.

Moment mal… Ein Feuer? Wo waren die Anderen? Wo war *überhaupt* jemand? Was zum Teufel

war geschehen? Es musste irgendetwas Schreckliches gewesen sein, soviel war gewiss. Wieso evakuierte man sonst eine Raumstation, eine postmoderne Festung im All wie *Freedom-One*?

Einen schrecklichen Augenblick lang befürchtete er, der einzige noch an Bord Verbliebene zu sein, dann aber vernahm er ein klägliches Husten, das hinter der nächsten Abzweigung seinen Ursprung zu haben schien. Sofort ging er dem Geräusch nach.

Entlang der nächstgelegenen Korridorwand verlief eine breite Blutspur. Wieder das Husten, irgendwo in einem Trümmerhaufen. Und dann sah Banks Beine unter einer Pyramide aus geschmolzenem Metall und Schlacke herausragen. Eine junge Frau mit auffallend roten Haaren war darunter eingeklemmt.

„Sind Sie verletzt, Miss?“

„Nein, nur eingeklemmt.“, sagte sie.

„Keine Sorge, ich werde Sie da rausholen.“, versprach er sogleich.

Banks griff mit beiden Händen unter das Trümmerstück, biss die Zähne zusammen und mobilisierte seine Kräfte. Beim ersten Versuch tat sich noch nichts, beim zweiten ließ sich das stäh-

lerne Fragment nur ein Kleinwenig zur Seite schieben.

Tja, das kommt davon, wenn Du Dein Leben lang lieber über Formeln hängst… Tatsächlich hatte er jene Orte, an denen Männer schwitzten, weil sie sich davon Langlebigkeit und Vitalität versprachen, stets beständig gemieden. Drohte sich dieser Umstand nun empfindlich zu rächen?

Er versuchte es erneut. Der dritte Anlauf war von Erfolg gekrönt: Ein lautes Stöhnen ausstoßend, das mit dem Gefühl einherging, jeden Moment würden seine Arme abreißen, wuchtete Banks das Stück nach oben, sodass die Frau geschwind herauskrabbeln konnte.

Er half ihr auf und stellte fest, dass an Gesicht und Bluse der Rothaarigen Reste aus Ruß und Blut hafteten. „Haben Sie die Anderen gesehen?“

„Nein, ich weiß nicht, wo sie sind. Es gab diesen Einschlag, und dann wurde ich unter dem Trümmerstück begraben. Ich habe den Anschluss verloren. Wir sollten hier so schnell wie möglich verschwinden.“

Die Frau, deren Namen er nicht einmal kannte, hatte Recht. Banks erhob keine Einwände. Gemeinsam eilten sie den Flur entlang, begegneten

jedoch niemandem. Der Aufzug am Ende des Gangs war erstorben.

„Na toll.“, gab er frustriert von sich. „Und was machen wir jetzt?“

„Ich mag zwar nur eine einfache Kellnerin aus dem *Sisko's* sein,“, sagte sie, „aber es müsste noch einen anderen Weg geben, der von diesem Deck herunterführt.“

Sie führte Banks den halben Weg, den sie gekommen waren, zurück und bog dann an einer Korridorgabelung ab. Kurz darauf standen sie vor dem Eingang in einen langen, dunklen Wartungskorridor.

Banks seufzte. „Ein Hoch auf die Klaustrophobie. Auf geht's.“

- O -

Greens Herz klopfte schneller, während er den Schacht hinabkletterte.

Nachdem die Atemmaske, die er bislang trug, den Dienst quittiert hatte, musste er sich ohne eine künstliche Sauerstoffreserve durchkämpfen. Angesichts der durch die Erschütterungen geschundenen Umweltsysteme ging das auf die Kräfte. Die Luft war überraschend warm und

stank nach Ozon, Staub und verbrannten Isolierungen. Hier und dort gab es Rauchschleier, die ihn allenthalben hüsteln ließen. Entlang der Wände zeigten sich schwarze Rußmale.

Was in Dreiteufelsnamen war nur vorgefallen? Schlagartig kamen ihm die Worte seiner verstorbenen Freundin Rahif wieder hoch: *Die Einschlägen sind von oben gekommen.*, hatte sie gesagt. *Vermutlich wurden Sprengkörper auf die Station abgefeuert. Orbitalmissiles.*

Mochte das sein? Ein Angriff auf *Freedom-One*? Allein der Gedanke schien verrückt und abwegig. Trotz der zahlreichen religiösen und politischen Guerilla- und Terrorgruppen, die in den vergangenen Jahren den Globus unsicher gemacht hatten, konnte Green sich nicht vorstellen, dass einer dieser Zusammenschlüsse die Fähigkeiten besaß, einen solch umfangreichen Überfall durchzuführen.

Und doch lag der Verdacht allzu nahe, dass genau das abgelaufen war: hochprofessionell, technologisch gerüstet und gut geplant. *Freedom-One* war von der Erde aus beschossen worden – jedoch erst *nachdem* irgendjemand sich an Bord eingeschlichen und ganze Arbeit dabei geleistet hatte, die Defensivsysteme und die Ablativpanze-

rung auszuschalten. Dadurch hatte diese Festung im All erst empfindlich getroffen werden können.

Die Pumpe unter seiner Brust schlug ihm bis zum Hals. Die Indizien, dass es so abgelaufen war, muteten überwältigend an. Und doch schlossen sich unzählige Fragen an, deren Klärung noch nicht einmal angelaufen war: Wie war diese Attacke durchgeführt worden? Welche Absichten steckten dahinter, einen Anschlag auf einen Gipfel zu verüben, auf dem nahezu alle nationalen und internationalen Politik- und Wissenschaftsvorderen sich die Klinke in die Hand gaben?

So etwas war höchst ungewöhnlich, erschien um nicht zu sagen nachgerade irrsinnig, zumal jede Terrorgruppe, die in den zurückliegenden Dekaden von sich reden gemacht hatte, bestimmte Staaten als offene oder heimliche Unterstützer in Anspruch nahm. Es sich mit einem symbolträchtigen Anschlag auf *Freedom-One* – vergleichbar mit dem al-Qaida-Angriff auf das World Trade Center zu Beginn des 21. Jahrhunderts – direkt mit *allen* Mächtigen zu verscherzen, konnte nicht im Sinne eines immer auch strategisch denkenden Terroristengehirns liegen.

Und hierin lag der große Unterschied zu 9/11: *Freedom-One* wurde zwar von der NASA verwal-

tet, doch im Grunde stand sie für internationale Zusammenarbeit; unter den Bedingungen des Energie- und Umweltgipfels galt dieser Umstand um das Exponentielle mehr. Die entscheidende Frage also lautete: Wer konnte sich einen Vorteil oder das Erreichen eines bestimmten Ziels davon versprechen, wenn er jene Krisenzusammenkunft sabotierte, die einzig und allein dazu diente, dem ausgebrannten und darbenden Planeten Erde eine ökologische Zukunft zu schenken.

Jeder hat ein Ziel. Auch das Gehirn, das hinter diesem Anschlag steckt, muss Eines haben. Nur Welches? Welches?

Dieser eine Gedanke wummerte in Green, indes er seinen Weg durch die leckgeschlagenen Eingeweide der ruinierten Station fortsetzte. Nur wenige Meter weiter unten stellte er fest, dass die Leiter halb geschmolzen und dann wieder erstarrt war, dadurch ein skurriles, skulpturartiges Gebilde formte. Einige Sprossen existierten überhaupt nicht mehr, und er fragte sich, wie er unter solchen Umständen weiter kommen sollte. Es gab genau zwei Möglichkeiten: Entweder kehrte er zurück nach oben – und das war ein langer Weg – oder er musste ohne die Leiter zurechtkommen.

Die Schultern gegen die eine Wand und die Füße gegen die andere gestemmt, kletterte er nach unten – eine alles andere als angenehme Erfahrung, denn die Wände wiesen immer wieder Unebenheiten auf, die im Rücken stachen. Zweimal geriet er ins Rutschen und lief Gefahr, ganz den Halt zu verlieren und in die Tiefe zu stürzen.

Die Leiter im Schacht gestaltete sich als nahezu endlose Erfahrung, doch irgendwie kam Green durch. Als er aus der Luke austrat, unterschätzte er die Tiefe – und landete hart auf dem Boden des darunter gelegenen Decks.

Einen leisen Fluch ausstoßend, rappelte er sich auf die Knie und schaute sich um. Im fahlen Licht der Notbeleuchtung stieß er entlang der Wand auf eine Markierung, die ‚Zu den Rettungskapseln' auswies – er war also richtig.

Schweiß rann ihm über die Stirn, als er sich in Bewegung setzte. Bei jedem Atemzug brannten seine Lungen, und sein Körper fühlte sich träge an. Während er die letzten Reserven der versagenden Sauerstoffgeneratoren in sich aufnahm, glaubte Green Stimmen zu hören. Sie kamen aus einer anderen Richtung des Gangs, jenseits einer Gabelung.

Er kam zu einem Schott, das ein kleines Sichtfenster besaß. Als er hindurchblickte, fand er auf der Gegenseite ein halbes Dutzend junger Frauen und Männer. Verzweifelt riefen sie um Hilfe und schlugen gegen die Wände. Allem Anschein nach handelte es sich um Kadetten der NASA. Sie waren an Bord gekommen, um praktische Erfahrungen im Weltraum zu sammeln. Die Einrichtung, in der sie nun eingeschlossen schienen, stellte eine Trainingskammer dar.

Sofort drosch Green gegen die große Taste des Türöffners – doch es geschah nichts.

Totaler Energieausfall…, dachte er. Der Eindruck verdichtete sich in ihm, dass diese Station im Sterben lag.

Eine junge Frau mit asiatischen Zügen bemerkte ihn und trat dicht an das Panzerglas der Tür heran. Sie rief etwas, das er unmöglich verstehen konnte. Wahrscheinlich bat sie ihn um Hilfe.

Green sammelte seine Überzeugung. Er hatte Rahif nicht retten können, aber bei ihren Untergebenen sollte es anders sein. Es *musste* anders sein.

Nun trat ein Mann neben die verzweifelt aussehende Asiatin. Er hielt eine eilig auf ein Stück Papier gekritzelte Notiz hoch: ‚Automatik der Tür

klemmt nicht. Ist von innen blockiert. Draußen ist ein Entmagnetisierer.‘

Green zögerte nicht, drehte sich um und öffnete eine nahe liegende Wandverkleidung. Dahinter befand sich ein kleiner Notfallkoffer, der in regelmäßigen Abständen auf der Station platziert wurde. Er öffnete ihn und holte das benötigte technische Hilfsmittel hervor, presste das Werkzeug in Form und Größe einer Frisbeescheibe gegen das Schott und aktivierte den Mechanismus.

Anschließend versuchte er mit geballter Körperkraft, die Tür in die Wand zu schieben. Die Kadetten auf der anderen Seite tummelten sich und schoben mit.

Es funktionierte nicht. Sie war einfach zu schwer – oder sie klemmte.

„Es geht nicht!“, fauchte Green, ohne seinen Versuch für beendet zu erklären.

[Fehlfunktion.], ertönte plötzlich eine Computerstimme. [Plasmaleitung auf Ebene sechs überlädt.]

Im nächsten Moment brach Green der Boden unter den Füßen weg; er fiel. Kaum hatte er sich wieder erhoben, sah er, wie sich von der anderen Seite des Gangs eine riesige Wand aus Feuer nä-

herte. Die Walze war gewaltig, verschlang und vernichtete den kompletten Korridor in kürzester Zeit. In weniger als zwanzig Sekunden, schätzte er, würde sie bei ihm sein.

Verzweifelt mühte er sich erneut am Schott, rüttelte an der Tür und überprüfte erneut die Einstellungen am Entmagnetisierer. Sie stimmten, also warum verdammt nochmal öffnete sich das Ding nicht? Die Sekunden dehnten sich aus, das Eingeständnis seines Scheiterns kam so unausweichlich auf ihn zu wie die Feuerwand: Er konnte nichts mehr für diese Leute tun, und jetzt musste er hier weg.

Im letztmöglichen Moment wandte er sich zur Flucht, die Hölle an seinen Fersen. Schon folgten ihm die Flammen über die Schwelle eines Notfallschotts, als er die Schutztür hinter sich herunterknallen ließ und einen Hebel umlegte, um sie zu arretieren. Hinter ihm, jenseits der Barriere, fuhren die roten Stiere mit Getöse vorbei und zerrissen den Gang. Er lief weiter, unter einer zweiten Sicherheitstür durch, die er erneut verriegelte. Danach durch eine Dritte. Unter ihm rumpelte der Grund.

Schließlich hielt er inne. Einen Augenblick lang sank Green in sich zusammen. Er stellte sich die

sterbenden Frauen und Männer in den letzten Sekunden vor ihrem Tod vor; wie die Explosionen die Wand zerfetzten, durch die Rissen drangen und lebendes Fleisch in Asche verwandelten, ehe das Vakuum alles kühlte und zerplatzten ließ. Leute, die noch so vieles vor sich gehabt haben. Wie Dana Rahif waren sie umsonst gestorben, und wie damals im Kampf gegen Khans Schergen hatte er nichts dagegen unternehmen können. Erneut hatte er versagt.

Alles, was er in den letzten Jahren so hartnäckig in einen dunklen Winkel seiner selbst zurückgestaut hatte, drang wieder ins Freie und verseuchte ihn mit übermächtigen Schuldgefühlen und Selbstzweifeln. Am Ende, bevor er sich erhob und einen anderen Weg zu den Rettungskapseln zu suchen begann, wusste Green nur, dass das Schwein bitter bezahlen würde, das all das hier zu verantworten hatte.

Egal, wie hart es sein würde: Früher oder später würde er die Drahtzieher finden und bluten lassen. Das Feuer seines Hasses loderte so stark, dass es Green ein unerschütterlicher Antrieb sein würde, lebend von der sterbenden Station herunterzukommen.

Wir bleiben, das was wir sind. Ein halbes Leben lang hatte er gelernt, den Beruf eines kühlen, distanzierten Politikunterhändlers zu beherrschen. Doch mit dem heutigen Tag brach diese Fassade auseinander. Phillip Green stand wieder auf dem Schlachtfeld und focht einen persönlichen Kampf aus. Möglicherweise hatte er ja nie damit aufgehört.

- O -

Während Wright weiter durch die Röhre stieg, überlegte sie fieberhaft, wer für diesen Angriff verantwortlich sein könnte. Mochte es sein, dass die ÖK dahinter steckte? Falls ja, opferte sie dann bereitwillig ihre eigene Delegation an Bord? So viel hochrangiges Personal. Nein, eine solche Strategie passte nicht zu ihr, und warum ausgerechnet zu dieser Zeit? Oder war es eher eine Terrorgruppe? Islamisten? Eine linksradikale Bewegung? Rechtsterrorismus? Anarchisten?

All diese Überlegungen wirkten – so gute Argumente sich teilweise finden ließen – seltsam schief, doch einer besseren Erklärung vermochte sie kaum habhaft zu werden. Nur die Ahnung hämmerte in ihr, dass etwas Schreckliches hier

seinen Ausgang genommen hatte, und sie war dabei gewesen.

Glückwunsch, ausnahmsweise bist Du mal dabei, wenn Deine Welt untergeht., dachte sie und spornte sich mit diesen anklagenden Gedanken weiter an, nicht im nächsten Augenblick einem Schwächeanfall zu erliegen, in den langen, vertikalen Schacht zu stürzen und damit gleich *zwei* Leben aufzugeben.

Die Kleine auf ihrem Arm hatte bis gerade eben geschrien, und nun war sie einem Zustand aus Schwäche und unendlicher Verzweiflung verfallen, schwieg, schlotterte ab und zu und ließ sich tragen. Wright fühlte ihr Gewicht immer schwerer werden, während sie sich notdürftig mit anderthalb Händen die lange Leiter weiter hochkämpfte.

Sie hörte ihren krächzenden Atem, vermutete, dass er etwas mit den ausfallenden Umweltgeneratoren zu tun haben musste. Der Sauerstoff wurde hier drinnen beständig dünner und dünner. Bewusstsein und Entschlossenheit rannen ihr davon wie Sand zwischen den Fingern.

Du wirst nicht aufgeben! Hast Du gehört? Wage es ja *nicht, aufzugeben.*

Es rumste gewaltig. Wright riss den Kopf hoch und sah weißglühendes Feuer über sich. Eine Druckwelle, die höchstwahrscheinlich von einer weiteren implodierten Leitung stammte, raste ihr wie ein orangeblauer Kataklysmus entgegen und kam mit hohem Tempo näher.

Ruhe bewahren. Sie hatte es schon einmal geschafft, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Warum nicht erneut? Sie drehte den Kopf und fand einen kleinen, eisernen Vorsprung, hinter dem ein verschlossenes Schott lag. Auf ihrem Weg hinauf hatte sie bereits zahlreiche dieser Tore passiert, doch sie waren allesamt verschlossen gewesen.

So auch Dieses, wie sie sehr bald feststellen durfte. Erneut blickte Wright empor und spürte die Hitze in ihrem Gesicht beständig stärker werden, während die Flammenbrunst erbarmungslos durch die Röhre fauchte. Entsetzen griff nach ihr, unglaubliche Todesangst breitete sich um sie herum aus, schuf in ihrem völlig verschwitzten Leib eine Mauer aus Kälte und Wärme.

„*Hallo!* Hallo, kann mich jemand hören?! *Hallo!*“

Mehrfach schlug sie gegen das Schott, das dumpf widerhallte. Zählte ihre Herzschläge; verstreichende Sekunden, in denen auf der anderen

Seite niemand reagierte. Weil vermutlich niemand dort drüben war. Sie hörte das Feuer näher kommen. Schloss die Augen. Verzagte. Gab auf.

Wright bekam keine Luft mehr. Der lebende Albtraum aus Feuer und Qualm stürzte auf sie herab wie ein dunkler Engel. Er würde sie unerbittlich holen kommen…

…und dann, als sie bereit war, sich zu überlassen, fauchte vor ihr das Tor zur Seite. Eine kräftige Hand langte nach ihr und riss sie von den Beinen.

Die Luft wurde ihr aus den Lungen gestoßen. Wright flog zu Boden, hielt das Mädchen umklammert, schützte seinen Kopf. Sie ging auf hartem Metall nieder und hörte gleichzeitig, wie das Schott neben ihr sich wieder in die Wand schob. Jenseits rauschte der Flammentod vorüber.

„Sind Sie in Ordnung, Ma'am?"

Als sie die Augen öffnete, bot ihr Phillip Green, Berater des amerikanischen Präsidenten, seine Hand an.

.: Kapitel 16

Der Grund unter ihren Füßen beruhigte sich nicht mehr. Detonationen hallten als struktive Energie durch den elementarsten Aufbau von *Freedom-One*, einer vergehenden Größe im All. Ohne, dass Wright es wusste, ahnte sie, welch gewaltiger Untergang im geostationären Orbit bevorstand.

Green, ihr unverhoffter Retter, schritt mit großen, energischen Schritten voran, während sie die Mitte einnahm, gefolgt von einem Mann namens Nogura, der offenbar für die technische Abteilung der Station zuständig gewesen war. Offenbar waren beide Männer sich gerade eben erst begegnet und hatten, den Launen von Glück und Zufall geschuldet, schließlich Wright vor der Aussicht bewahrt, eingeäschert zu werden.

Vor ihnen erstreckte sich einen düsterer Gang, in dem allenthalben kleine Brände loderten. Alarmsirenen ertönten im Hintergrund. Es roch stickig. Immer wieder mussten sie sich unter herunterhängenden Kabelsträngen ducken. Ihr

Weg war gepflastert mit Verwüstung, Qualm und mehreren Toten.

„Es sieht verdammt übel aus. Durch die Explosionen ist eine Kernschmelze eingetreten.“, sagte Nogura, merklich atemlos. „Ich vermute, die Station hält es noch fünfzehn oder zwanzig Minuten durch – auf keinen Fall länger. Jetzt nach rechts.“

Glücklicherweise kannte jemand den Weg zu den Rettungskapseln. Selbst, wenn sie einen Lageplan in Händen gehalten hätte, bezweifelte sie, ohne einen menschlichen Guide schnell genug vorangekommen zu sein. Wright gewahrte sich eines Sicherheitsblicks zum Mädchen, hielt es fest und erlaubte sich nicht, langsamer zu werden.

„Sie wird hochgehen.“, konstatierte Green an der Spitze des Zugs, und Bitterkeit klang in seiner tiefen Stimme. „Fragt sich nur noch, ob mit oder ohne uns. Wie weit ist es noch?“

„*Nicht* mehr weit. Wir müssten gleich da sein. Jeden Moment kommt noch mal eine Abzweigung, und dahinter liegt dann der Schacht, der hinabführt zur unteren Sektion mit den Rettungskapseln.“

Wieder kamen Wright die Bilder in den Kopf; die kantigen, glühenden Sprengköpfe, die auf die Station zugehalten hatten. Das Gefühl völliger

Desorientierung, als sie einschlugen. Dann das Deck, das sich vor ihr auftat und Dutzende Menschen ins Vakuum beförderte. „Das war ein Angriff. Ich hab's genau gesehen."

Nogura prustete. „Na klar war das ein Angriff, Lady. Da können Sie Gift drauf nehmen. Der Punkt ist dieser: Die Raketen hätten nicht derartigen Schaden anrichten dürfen. Die Armierung war nicht einsatzbereit. *Hätte* sie aber sein müssen."

„Sie wurde abgeschaltet.", hörte sie nun Green von sich geben. Schwermut schwang unter den mit Gewissheit vorgebrachten Worten. „Von…irgendjemandem, der sich im Kontrollraum aufgehalten hat. Ich nehme an, dass diese Person den Brand *absichtlich* ausgelöst hat, um freie Hand für ihr Werk zu haben."

Welcher Brand? Welcher Kontrollraum? Ein Eindringling? Wright kam nicht hinterher. Überhaupt fehlten ihr die Wissensbestände über das Innenleben von *Freedom-One*. *Und dabei schimpfst Du Dich eine Reporterin. Alles nur heiße Luft.*

„Konnten Sie erkennen, wer es war? Wer die Armierung deaktiviert hat?", drängte Nogura.

„Nein. Es ging einfach alles zu schnell."

„Und Rahif… Ist sie…?“ Der Techniker sprach, von dunkler Vorahnung beseelt, nicht weiter.

„Ich konnte nichts mehr für sie tun.“

„Heißt das…“ Wright nahm einen sauerstoffarmen Atemzug, hüstelte. „Vermuten Sie, jemand hat die Station sabotiert, um diesem Raketenbeschuss zum *Erfolg* zu verhelfen?“

„Ich vermute es nicht – ich *weiß* es.“, entgegnete Green. „Und wer immer dahinter steckt und wie lange wir ihn suchen müssen: Dafür wird dieses Schwein bluten. Früher oder später wird er bereuen, was er angerichtet hat.“

Nogura sollte Recht behalten. Im Anschluss an eine weitere Kletterprozedur, die angesichts der ausfallenden Gravitationsanlage Übelkeit in Wright hervorbrachte, langten sie im Bereich der Evakuierungsschleusen an. Mehrere, überwiegend hilflos dreinblickende Personen hatten sich hier eingefunden, und Wright realisierte mit Verblüffen, dass eine von ihnen Cooper Banks war.

„Ich wusste gar nicht, dass Sie so hartnäckig sein können.“, sagte sie mit einem dünnen Lächeln, dankbar dafür, ihn unbeschadet wiederzusehen. Sogleich fragte sie sich, wie viele Leute bereits den Tod gefunden hatten und wie viele

sich dem grauenhaften Ende anschließen würden?

Cooper hatte einen langen, blutigen Kratzer auf der Stirn, und trotz seiner zerzausten Erscheinung zwinkerte er ihr zu. Einen Augenblick gelang es ihm tatsächlich, die Schatten aus ihrer Miene zu verbannen. „Ich besitze auch gute Seiten: Zum Beispiel kann ich ziemlich charmant sein." Behutsam nahm er Wright das Mädchen ab, und sie stellte fest, dass sie ihren linken Arm seit geraumer Zeit kaum noch spürte. „Ich passe auf sie auf.", versprach er.

Die Station erbebte; überall knackte und knirschte es wie in einer dem Sinken nahen Arche. Irgendwo verbog sich Metall. Es kam von oben.

Die Raketen sind oben eingeschlagen., kam es Wright wieder in den Sinn. So stand zu vermuten, dass *Freedom-One* diese offene Wunde immer weiter zum Verhängnis wurde. Versagende Systeme und die unbändige Gewalt des Alls würden dafür sorgen, dass sich das Innere der Station sehr bald nach außen kehrte.

„Lange wird sie nicht mehr durchhalten, soviel steht fest." Eine nachhaltige Warnung läutete in

Noguras Stimme. „Wir sollten von hier verschwinden."

Der Techniker wollte nach vorn streben, in Reichweite einer Konsole, doch Green hielt ihn auf. „Wissen Sie, wie viele Leute noch an Bord sind?"

„Ich hab' keinen blassen Schimmer, Sir. Aber wir werden *niemanden* mehr retten können. Jedenfalls…nicht mehr lebend. Jetzt geht es nur noch um uns. Wir können nicht länger warten."

Die Worte überzeugten Green. „Also gut, rein mit allen."

Nogura verrichtete seine Arbeit. Drei Schleusen fuhren zur Seite und gaben den Weg in die Rettungskapseln frei. Es wurde sichergegangen, dass immer mindestens ein Offizier die sich aufteilenden Flüchtlinge begleitete, um das Evakuierungsgefährt ordnungsgemäß zur Oberfläche zu dirigieren.

Wright verfolgte, wie Cooper mit der Kleinen in die Kapsel stieg, die auch für sie vorgesehen war. Sie warf einen Blick zurück und fand nur noch Green, der außer ihr im Gang stand. Er wirkte abwesend.

Vorsichtig berührte sie seine Schulter. „Kommen Sie, Green?"

„Ja. Ja. Ich komme." Er seufzte schwer, trat nach ihr ein und schloss die Luke hinter sich.

Eine Blende schloss sich schnappend. Die plötzliche Beschleunigung jagte die Kapsel aus dem Körper der schwer beschädigten Raumbasis. Mit einem Donnern von Sprengklammern wurden die zehn mit mehreren Sicherheitsgurten an ihre Sitze geankerten Insassen herausgeschleudert.

Sogleich wurde die Kapsel von heftigen Turbulenzen erfasst und überschlug sich mehrmals, ehe sie – dank der automatisch schaltenden Manöverdüsen – in eine einigermaßen stabile Lage geriet. Dennoch, irgendetwas stimmte nicht. So heftig durften die Erschütterungen nicht sein, merkte Nogura alsbald besorgt an.

„Das darf nicht *wahr* sein."

„*Was?!*"

Wright drehte den Kopf. Sie entdeckte den Kontrollmonitor, auf den Nogura wie ein Besessener starrte. Auf dem Display stand: ENERGIEVERLUST. Und daneben: HITZESCHILD MINIMAL.

„Irgendjemand hat dieses Scheißteil wohl nicht ordentlich gewartet." Der Ingenieur biss die Zähne zusammen. „Egal. Wir werden dieses Mädchen trotzdem in einem Stück runterbringen."

Die Kapsel überschlug sich erneut. Direkt neben Wright erbrach sich jemand. Sie tauschte einen eiligen Blick mit Cooper, bevor ein Schatten sich über sie legte.

Sie blickte aus dem einzelnen, großen Fenster des Evakuierungsgefährts. Die beiden anderen Kapseln rauschten an ihnen vorbei, und dann war der Blick frei auf die auseinanderbrechende *Freedom-One*. Während eine grelle Blüte aus dem Zentrum der Station spross, kippte sie zur Seite, der Erde entgegen. Wie eine kleine Nova dehnte sich das Feuer aus.

Wright gestattete es sich nicht, den Blick abzuwenden oder die Augen zu schließen, ließ sich stattdessen von dem grellen Licht blenden. Die Raumstation verging in einem alles überstrahlenden Leuchtfeuer. Binnen Sekunden schmolz sie, gewogen im Halo, zu stellarer Asche und wurde so ein Teil des irdischen Firmaments.

Alle keuchten, als sie abrupt gegen ihre Gurte gepresst wurden. Die Kapsel überschlug sich wiedermals. Hinter den Fenstern loderte das Feuer der Reibungshitze.

Irgendjemand schrie: „Wir gehen zu schnell runter!“

Das Licht flackerte, ging dann völlig aus und nach ein paar Sekunden wieder an.

Nogura schlug gegen die Steuerungskonsole. „Wo ist das Menü für diese verdammten Zusatzbremsraketen?“

Sie überschlugen sich erneut. Es war eine heillose Achterbahnfahrt. Auch diesmal flackerte das Licht, blieb diesmal jedoch aktiviert. Das Mädchen auf Coopers Schoß kreischte wie am Spieß. Jemand rief etwas, aber es wurde vom metallischen Heulen der Außenhülle vollends verschluckt.

Wright starrte auf Noguras Schirm, auf dem die rote Tönung plötzlich einer grünen wich: ZÜNDUNG DER ZUSATZBREMSRAKETEN ERFOLGT.

„Ich hab‘ doch gesagt, wir gehen in einem Stück runter.“

Zusammen beobachteten die Insassen, wie die Erde die kläglichen Überreste von *Freedom-One* aufnahm. Dann verloren sie das Inferno aus dem Blick. Der Einsatz der Bremsraketen wurde stärker.

Die Kapsel fegte in die Tiefe und wurde von einem Schweif aus Feuer umfangen. Wie ein Stein fiel sie durch die Atmosphäre und schüttelte und

drehte sich über Wright. Trotzdem war ihre Fluglage nun weit stabiler; sie trudelte nicht mehr.

Bilder von der Umgebung der Kapsel glitten über die glatten Oberflächen im Innern und erweckten den Eindruck, das Rettungsgefährt bestünde aus klarer Gelatine innerhalb einer Flamme. Dann erlosch das Feuer und gab die Sicht auf das Meer frei. Sie hielten mitten auf den Pazifik zu, und zwar auf die Nachtseite.

Kein Ton war zu hören außer dem Donnern des Fahrtwindes und kein Licht zu sehen außer dem schwachen Leuchten der Sonne. Die Kapsel taumelte tiefer und drehte sich dabei wie ein Bohrer, als sie, sich durch mehrere Wolkenformationen schraubte.

Terra nahm sie auf; ein Riese, der die Hand ausstreckte. Die Flugeigenschaften verschlechterten sich weiter, als die Kapsel durch die Kräfte von Reibung, Vibration und Wind in ihrer Substanz erschüttert wurde. Als der Bug sich langsam hob, veränderte sich die Aerodynamik. Die Geschwindigkeit nahm rasch ab, doch überlastetes Metall kreischte und stöhnte.

Nogura brachte die Leistung der Notfallbremsraketen auf Maximum. Mittlerweile war das Meer in Sichtweite. „*Festhalten!*“, schrie er.

Und dann schlug die Kapsel mit einem gewaltigen, berstenden Krachen auf. Die Wucht des Aufpralls hätte alle wie Spielpuppen durch den Innenraum geschleudert, doch die mächtigen Gurte hielten.

Wright verzog das Gesicht bei dem durchdringenden, schrillen Tönen der Außenhülle. Die Anderen begannen sich instinktiv abzuschnallen. Kurz darauf wusste sie, weshalb. Ein Schwall eisigen Seewassers schoss durch die geborstene Wand herein und riss zwei Personen zu Boden. Sie befreite sich ihrerseits hastig von den Gurten und stemmte sich mühsam hoch.

„Ich habe die Notfallluke aufgesprengt!“ Nogura verwies nach oben.

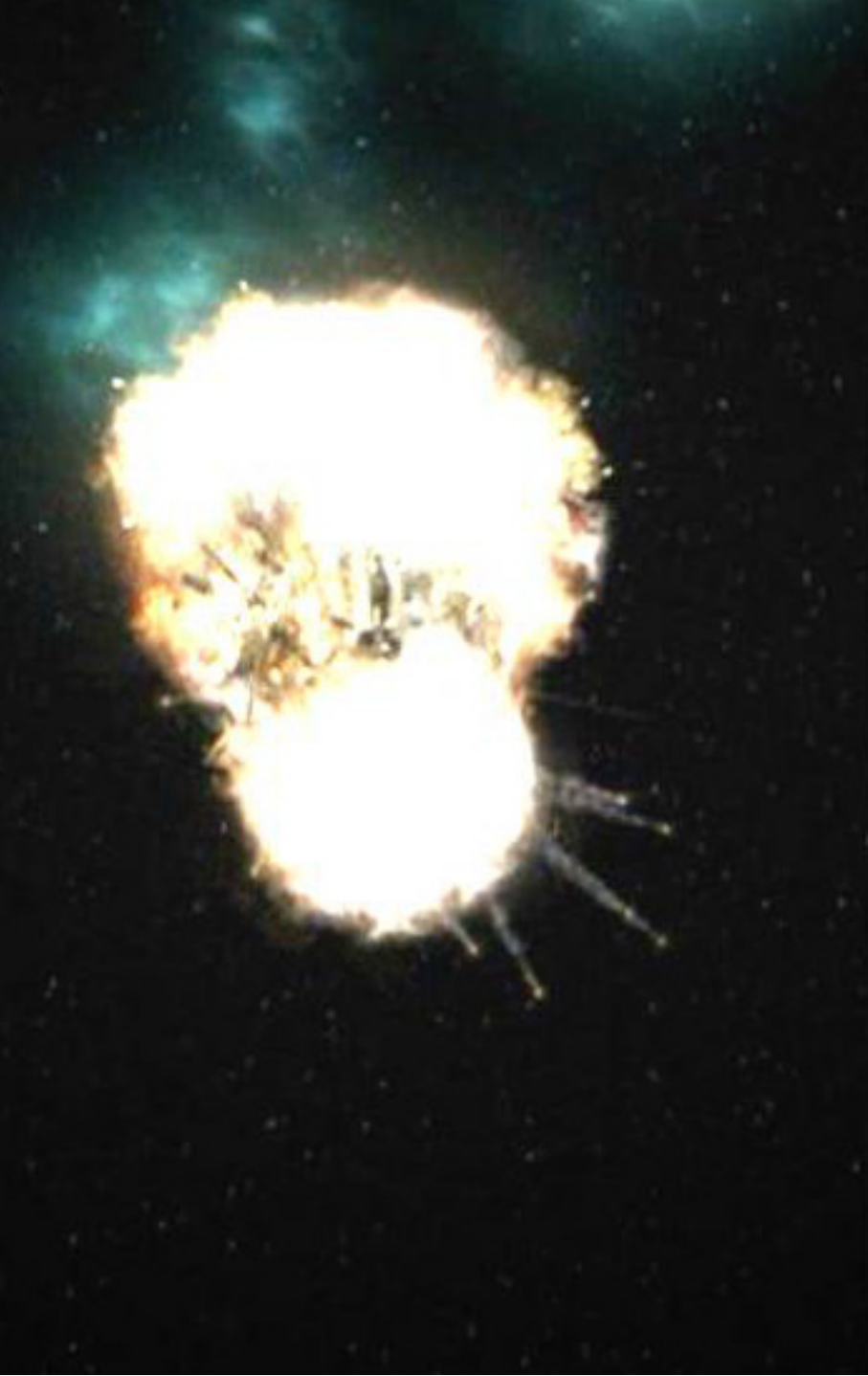
Wright warf das tropfnasse Haar aus ihrer Stirn. Gemeinsam kämpften die Insassen gegen die immer stärker werdenden Schläge des absaufenden Stücks Technik an. Zusammen gingen sie bis zur Luke des überschwemmten Deckels und stiegen aus. Rauch stieg rund herum um die Kapsel auf.

Die eisige Kälte des Wassers traf Wright wie ein Stromschlag. Sie biss die Zähne zusammen, um sich daran zu hindern, den Mund aufzureißen. Über ihnen wogten Nacht und Vollmond. Nirgendwo Land in Sicht.

Blasen kochten um die Kapsel auf, als sie vollends sank. Wright geriet in Panik, schwamm gegen den Sog, den das sinkende Gefährt verursachte. Eine Hand griff nach ihr, stabilisierte sie.

Sie hielt sich an Cooper Banks fest und ließ zu, dass er sie lang und leidenschaftlich küsste. Hier, am Ende der Welt.

Über ihnen, am Nachthimmel, entstand und erstarb ein neuer Stern.



„Verzeihen Sie die Unterbrechung, aber wir erhalten gerade eine aktuelle Meldung hinsichtlich Freedom-One*. Allem Anschein nach hat sich vor wenigen Augenblicken ein tragisches und beispielloses Unglück ereignet. Die Raumstation, Schauplatz des globalen Energie- und Umweltgipfels, wurde Opfer eines hinterhältigen Anschlags. Wir geben unser Bestes, um Informationen über das zu erhalten, was wir alle in diesem Moment sehen. Noch haben wir keine Ahnung, was diese Katastrophe unfassbaren Ausmaßes verursacht haben könnte. Wir werden…“*

Der Erste beobachtete Anderson Cooper und schmunzelte im Verborgenen. Er sah Aufnahmen der brennenden *Freedom-One*, die allenthalben eingeblendet wurden. Die Station kippte soeben aus ihrer Umlaufbahn und stürzte allmählich, aber unaufhaltsam der Erde entgegen.

„Eure Leitung steht, Erster.“, hörte er Bruder Estri sagen.

„…wissen immer noch nicht, was dieses grauenvolle Unglück verursacht hat…“

„Oh, das wirst Du gleich erfahren.“, flüsterte der Erste.

„…aber wir erhalten erste, noch unbestätigte Meldungen, dass mindestens dreihundertfünfzig Personen, die sich noch an Bord von Freedom-One *befunden haben müssen, wohl als tot gelten. Nur ein geringer Teil der Passagiere konnte in der kurzen Zeit mithilfe der Rettungskapseln und angedockten Gleiter entkommen. Wenn das wirklich stimmt, dann hat die Erde an nur einem Tag einen wesentlichen Teil ihrer politischen Führer und wissenschaftlichen Experten verloren…"*

Seine Lippen glitten auseinander. „Ausgezeichnet. Bringen Sie die Übertragung online."

„Ihr seid im Global-Net, Erster."

Der Erste atmete tief ein, während sich die Drohne, die vor ihm schwebte, aktivierte. Das Holo der CNN-Sendung wurde durch die dunkle, vage Erscheinung ersetzt. Über die Lautsprecher ertönte seine Stimme.

„Die Vernichtung von *Freedom-One war* kein Unfall. Es war der Gnadenschuss in den Kopf einer bösartigen Ideologie. Es war der Tod der Angst und die Geburt der Hoffnung. Freuet Euch, Menschenkinder. Das Blut Eurer Unterdrücker wird fließen, und Jahre der Tyrannei werden endlich vorbei sein. Der Wandel naht. Ein neuer Tag wird anbrechen. Die Zukunft…ist *unser*."

Auf ein Nicken hin unterbrach Estri die Übertragung. Der Erste wusste, dass sie nicht zurückverfolgt werden konnten; sie hatten alles lange und sorgsam geplant. Seine Bewegung trat aus den Schatten und ins Licht.

Das Licht. Der Staub, der im Schein des Übertragungsstrahls flimmerte. Der Erste betrachtete ihn. *Aus Staub werden wir geboren, zum Staub kehren wir zurück.*, dachte er. *Aber wer behauptet, dass wir dieses Gesetz nicht eines Tages brechen können?*

Selbst, wenn es ihm nicht gelingen würde, so wusste er, dass er der Welt ein Vermächtnis hinterlassen würde. Worte und Taten, nach denen die Zukunft ein Urteil über ihn fällen würde.

Oh ja, der Schatten seiner Taten würde das Menschengeschlecht berühren. Bald schon waren sie eins.

.:Kapitel 17

12. Oktober 2020
Washington D.C., USA

Die Frau auf der Intensivstation war nur mehr ein Fragment ihrer selbst; eine bleiche Gestalt mit weißem Haar, verbraucht und bis aufs Skelett abgemagert. Sie lag in einem weißen Raum auf einem Lebenserhaltungsbett.

Das blendend helle, strahlend reine Weiß tat Green in den Augen weh. Schneeblind wandte er sich ab.

Unten, am Fußende des Betts, stand ein kleines Terminal, das die Werte des derzeitigen Patienten anzeigte. Schwarze Buchstaben auf weißem Hintergrund. Die oberste Zeile verkündete: Green, Marta.

Die Farbe des Todes, so wusste Green mit unerschütterlicher Gewissheit, war nicht schwarz, war

nicht Dunkel, das alles verschlang, sondern Weiß. Helles, blendendes Weiß, das auf einen als Schleier niederging.

Aber warum tat es so weh? Hatte er sich nicht auf diesen Tag vorbereitet? Doch, all das hatte er versucht; er hatte es sich eisern geschworen. Aber jetzt versagten ihm die Kräfte, von denen er überzeugt gewesen war, sie in sich berappen zu können.

Vor ihm lag nicht einer der vielen Kameraden und Untergebenen, die er in den Eugenischen Kriegen verloren hatte. Die Situation war anders. Die Betroffenen waren anders. *Er* war ein anderer geworden. Konnte das sein?

„Phillip…“, bat die alte Frau.

Green zwang sich dazu, in das bleiche, wachsfarbene, von Alter und Schmerz zerfressene Gesicht zu sehen. Es war nicht die Art, auf die er sich an seine Mutter erinnern wollte, und doch war es das letzte Bild, das er von ihr haben würde. Seine Memogramme würden auf ewig von dieser Szene in Beschlag genommen sein; keine Waffe der Welt half dagegen, nicht einmal die gefürchtete Green'sche Sturheit.

Vor seinem geistigen Auge kehrte er zurück in die Vergangenheit. Vor einem Dreivierteljahr war

seine Mutter eine gesunde, breitschultrige Frau von achtundsechzig Jahren gewesen, die in Atlanta noch immer eine Arztpraxis unterhielt. Sie hatte noch nicht einmal an ihre Pensionierung denken wollen…bis sie irgendwann Pyrrhoneuritis diagnostiziert bekam.

Die Pyrrhoneuritis war eine sehr neue Krankheit. Sie war plötzlich aufgetaucht und hatte sich bisweilen auf der kompletten Nordhalbkugel verbreitet. Niemand wusste, wie sie entstanden war. Alles, was sich bis heute sagen ließ, war, dass sie ein degeneratives neurologisches Leiden war. Ohne eine ausführliche Untersuchung konnte sie leicht falsch eingeschätzt oder unerkannt bleiben, denn die Symptome der Pyrrhoneuritis wiesen einige Ähnlichkeiten mit anderen, nicht so schlimmen Erkrankungen auf, und darum wurde sie häufig nicht erkannt, bis der Patient in die letzte Phase eintrat.

Green erinnerte sich an jenen Tag, als er die Nachricht erhielt. Er hatte erst nachschlagen müssen, um zu verstehen, dass man das Todesurteil über seine Mutter ausgesprochen hatte. Das Schlimmste an der Krankheit waren die Schmerzen. Zunächst traf es die peripheren Nerven: Sie flammten auf und starben ab, und der Kranke

verlor jede Kontrolle über seine Muskeln. Erst, wenn die Nervenstränge zu den lebenswichtigen Organen zu großen Schaden davongetragen hatten, trat der Tod ein, unwiderruflich.

Für den Kranken kam der Tod jedoch nie früh genug, senkte sich nie als rechtzeitige Erlösung zu ihm herab. Nach einem Monat war seine Mutter ein Krüppel gewesen, nach zwei erkannte man sie nicht wieder. In den letzten Wochen ihres Lebens verlor Marta Green, nur mehr eine schmächtige Frau, über sechsundzwanzig Kilogramm.

Irgendwie fand er seine Stimme wieder. Zu seiner Überraschung klang sie sicher und beruhigend wie eh und je. Paula hatte ihm einmal gesagt, sie hätte sich auch deshalb in ihn verliebt, weil seine Stimme auf sie fest und zuversichtlich klang. Um ihrer Liebe willen hatte er sich geschworen, diesen Klang niemals zu verlieren, und bislang hatte er Wort halten können. „Ich bin hier, Mom. Ich bin hier bei Dir." Er umklammerte die zerbrechliche Hand seiner Mutter, papiernes Fleisch und Knochen.

Aus blicklosen Augen sah Marta zu ihm auf; den Sehnerv hatte die Krankheit bereits zerstört. „Die Schmerzen.", stöhnte sie. „Die Schmerzen, Phillip…"

Seine Mutter hing an einem Lebenserhaltungssystem; ihr Gehirn funktionierte noch, aber das war alles. Ihr Herz, ihre Lungen und Nieren hatten schon vor Wochen den Dienst quittiert. Die Ärzte verabreichten ihr enorme Dosen von Schmerzmitteln, doch sie reichten nicht aus, und eine Nervenblockade wirkte bei den von dieser Krankheit Befallenen nicht.

Es gab nur einen Weg, die Leiden seiner Mutter zu beenden. Sie hatte bereits seit längerem darum gebeten, es sogar schriftlich fixiert. Würde er sie endlich erhören?

„Ich… Ich kann Dir nicht helfen."

„Doch, das kannst Du, Phillip. Du kannst es.", beharrte die Sterbende.

„Bitte, verlange das nicht von mir."

„Erlöse mich."

Green zuckte zusammen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Dann schluckte er und biss die Zähne zusammen.

Langsam drehte Marta ihr Gesicht zum Lebenserhaltungssystem. Sie konnte es nicht sehen, doch ihr Scharfsinn war noch unberührt; sie wusste, dass es da war. Hilflos tastete sie danach. „Erlöse mich.", wiederholte sie klagend.

Green beobachtete sie eine Weile, blieb schweigend an ihrer Seite stehen. Als seine Mutter in stiller Agonie aufstöhnte, ergriffen Schuld und Scham Besitz von ihm.

Eine Viertelstunde später griff er nach den Lebenserhaltungssystemen und schaltete sie ab, eines nach dem anderen. Dann schloss er die Frau sanft in die Arme. Martas Körper fühlte sich kalt und federleicht an.

Blind sah sie zu Green auf. Sie stieß einen Seufzer aus, und für einen Augenblick schien sich ihr Körper aufzubäumen. Sie riss die nahezu kalkweißen, ruinierten Augen auf, und auch ihre welken Lippen teilten sich, wie in Erwartung etwas Großem, Einzigartigem.

Zunächst schien unbändige Angst in ihr aufzukommen, doch dann hoben sich zum letzten Mal ihre Mundwinkel…und sie lächelte, erstrahlte im Glanz der makellosen Sternennacht außerhalb des Fensters. „Erlöse uns.“, sagte sie, schien etwas Urgewaltiges zu erblicken, das ihm verborgen blieb, versank im Moment… „Oh ja.“, entrang es sich ihrer Kehle, und Marta Green starb.

.:Kapitel 18

21. Oktober 2020
Barcelona, Spanien

Die Wolken hingen tief am Himmel, und dicke, schwere Regentropfen schmachteten die Straßen, indem sie ihnen das frivole Leben raubten, welches ihm aus der Sommerzeit in Erinnerung geblieben war. Noch dämmerten die Straßen matt in Dunst und Nachttau dahin, als Cooper Banks sie durchschritt.

Flimmernd zeichneten die Straßenlaternen der Ramblas eine diesige Allee, während die Stadt sich reckte und streckte und ihr blasses Nachtgewand ablegte. Bei der Calle Arco del Teatro angekommen, wagte er sich unter der sich in blauem Dunst abzeichnenden Arkade ins Raval-Viertel hinein. Es war ein enger Weg, eine Scharte als Straße, bis sich der Abglanz der Rambla hinter

Banks verlor. In schrägen Quäntchen sickerte das helle Morgenlicht von Balkonen und Karniesen bis knapp über den Boden.

Dann blieb er vor einem von Zeit und Feuchtigkeit schwarz gewordenen Portal stehen. Drückte die schwere, gusseiserne Klinke herunter und öffnete die Tür mit leisem Quietschen. Im riesigen, von Halbdüsternis gesäumten Treppenhaus wollte er eigentlich den Fahrstuhl nehmen, doch er bemerkte ein ‚Außer Betrieb!'–Schild. Banks stieß einen leisen Seufzer aus und stieg die nicht allzu stabil wirkende, knarrende Wendeltreppe empor. Im vierten Stockwerk angelangt, ging er einen langen Korridor hinab und blieb an der dritten Tür von rechts stehen.

Klopfte an. Jemand öffnete ihm; ein drahtig aussehender, kleiner Mann, dessen Haut wirkte, als hätte sie seit Jahren kein Sonnenlicht mehr abbekommen. Er bedeutete ihm, einzutreten und geleitete ihn, ohne dass ihm ein Wort über die Lippen kam. Sie passierten mehrere Vorzimmer, und dann erreichten sie einen riesigen Saal, in dem bläuliches Halbdunkel alles einhüllte. Die Konturen einer breiten Marmortreppe und eine Galerie mit Fresken voller Fabelfiguren wurden gerade eben angedeutet.

Die kreisförmige Einrichtung öffnete sich einer regelrechten Kathedrale aus Dunkelheit zu einer von Lichtgarben erfüllten Kuppel. Ein Gewirr aus Gängen und von Büchern überquellenden Regalen erstreckte sich von der Basis zur Spitze und formte einen Bienenstock aus Tunneln, Treppen, Plattformen und Brücken, die eine gigantische Bibliothek von undurchschaubarer Geometrie erahnen ließen.

Es ist ein Jammer., überlegte Banks. *Das Wissen der Welt, und wir mussten trotzdem von neuem lernen, um uns den Gefahren der Gegenwart stellen zu können.*

Der Bibliothekar verabschiedete sich mit dumpfem Nicken. Banks trat in einen langen Gang, nahm ein Dutzend Abzweigungen und blieb an ausgewählter Stelle vor einem Regal im Herzen des Labyrinths stehen. Anschließend legte er die rechte Hand auf eine Reihe von Buchrücken an der gegenüberliegenden Wand.

Etwas leuchtete rot unter seiner Handfläche auf. Dann schob sich ein Teil der vor ihm liegenden Wand, vollbeladen mit alten, staubigen Wälzern, lautlos zur Seite. Dahinter erwartete ihn ein Lift, in dem er sogleich verschwand und von der

Wand verschluckt wurde, als sie sich wieder zu tat.

Die Fahrt mit dem Aufzug dauerte fast eine Viertelstunde. Immer wieder klackte es in Banks' Ohren – Indiz für eine Verschiebung des Drucks. Beständig und immer tiefer schob die Kapsel sich ins Erdreich hinein. Als sie endlich anhielt, glitt das Schott zur Seite und gab den Blick frei auf eine gelbe Doppeltür, die sich zischend öffnete. Banks trat in einen hell erleuchteten Gang. Heute hatte er den Hintereingang genommen.

Endlich wieder zuhause. Er kniff die Augen zusammen, bis sie sich an die Helligkeit gewöhnt hatten. Der Gang war fünfzehn Meter lang und endete in zwei weiteren Türen. Sie waren durchsichtig, sodass Banks das geschäftige Treiben dahinter erkennen konnte. Erst als sich die Türen vor ihm öffneten, hörte er auch die dazugehörigen Geräusche. Er hatte das wohl zurzeit geheimste und wichtigste Forschungszentrum der Welt betreten. Alle, die davon wussten, nannten es die ‚Forge'.

Der große Laborbereich, in dem er stand, wirkte wie ein weißer Ozean. Alles – die Böden, Tische, Arbeitsstationen und Gegenstände – war hell und farblos. Der Hauptbereich bestand aus mehreren

kleineren Räumen, in denen sich Tische und Stühle für Konferenzen oder Laborausrüstung für spezielle Untersuchungen befanden. Die Wände der meisten Einrichtungen bestanden aus transparentem Aluminium, was den Bereich noch größer wirken ließ, als er eigentlich war.

Mehr als ein Dutzend Wissenschaftler arbeiteten hier mit ihren Assistenten. Banks ging an ihnen vorbei, auf sein privates Labor zu. In einem der kleineren Räume saßen vier Techniker um einen Tisch herum. Sie waren so sehr in ihre Arbeit vertieft, dass sie ihn nicht bemerkten. Die dreiundneunzig Leute, die in der ‚Forge' tätig waren, bekamen hier alles, was sie brauchten, sogar Schlafquartiere, eine Messe und Fitnessräume. Sie kannten nur ein Ziel: die Rettung der Spezies Mensch vor der Schwarzen Magnolie.

Das ganze Projekt war zum überwiegenden Teil aus GU-Mitteln subventioniert; zusätzlich gab es einige private Investoren, die die ‚Forge' und die hier arbeitenden Wissenschaftler finanziell unterstützten. Die Einrichtung war mit allen wichtigen Forschungsinstituten auf der Welt optimal vernetzt. Seines Zeichens bekleidete Cooper Banks bis auf weiteres die Position des stellvertretenden Leiters – eine Verantwortung, für die

er sich manchmal noch als zu grün hinter den Ohren empfand.

Die Arbeitsbereiche im hinteren Teil der Halle boten mehr Privatsphäre als die vorderen Räume. Banks tippte einen Code in den Tastaturblock neben seiner Labortür ein, dann betrat er den Raum. Er ignorierte die Berichte, Datentafeln, Bücher und Computerpatronen, die sich an den Wänden stapelten und warf seinen Rucksack auf das schmale Feldbett.

Er kam kaum dazu, einen kurzen Seufzer abzulassen, da vernahm er schon eine laute, donnernde Stimme hinter sich: „Wie schön, dass Sie wieder da sind, Cooper."

Banks fuhr herum und sah Juan DelSola ins Antlitz, einem stämmig gebauten katalanischen Landsmann, der aufgrund seiner besonderen Expertise in Sachen physikalischer Kristallographie seit einigen Monaten eng mit den Teams in der ‚Forge' zusammenarbeitete. Wie so oft, führte DelSolas fast schon legendärer Dauerappetit dazu, dass er mit einer Box Asiafood durch die Tür gestapft war und sich, während er sprach, einen ölig wirkenden Haufen Nudeln und Gemüse hineinstopfte.

„Sagen Sie bloß, Sie haben mich vermisst?"

„*Natürlich* habe ich das.“, beteuerte der Mann. „Bevor ich’s vergesse: Herzlichen Glückwunsch.“

„Wofür?“

„Zu Ihrer Ernennung. Vorsitzender des ‚Wissenschaftsrats gegen extraterrestrische Bedrohungen‘. Wenn das kein starker Titel ist.“

„Der Titel interessiert mich nicht.“

„Na, meinetwegen.“ DelSola schmatzte, schlürfte eine lange Nudel durch die Lippen und schlang dann alles herunter. „Und nun spannen Sie uns nicht länger auf die Folter: Was hat Ihr Treffen mit Pussini ergeben?“

Dienstreisen. Wohl nie zuvor in seinem Berufsleben war Banks so viel herumgeflogen und gefahren wie in den zurückliegenden Wochen. Doch wenn die Ionenkanone Anfang des nächsten Monats für einen Showdown sorgen sollte, so war dies unerlässlich. Während die Modifikationen im Orbit auf Hochtouren liefen, galt es, eine Reihe exklusiver Gerätschaften von Thinktanks und wissenschaftlichen Zentren auf der ganzen Welt zu beschaffen, die das Ihre dazu beisteuerten, dass die Hochenergiewaffe aus Zeiten der Eugenischen Kriege sich pünktlich in einen gigantischen Schallwellenresonator verwandelte.

Banks ließ Erleichterung durchsickern, noch ehe er zum Reden ansetzte. „Der Umstand, dass die Ranke vor den Toren Zürichs steht, mag Wunder gewirkt haben. Sie stellen uns ihren Teilchenbeschleuniger zur Verfügung…wenn Pussini auch das Wörtchen ‚geliehen' betonte."

„*Wunderbar! Grandios!* Sie sind der *Beste!*" Etwas halb Zerkautes verließ DelSolas Mundwerk, als der Mann in Begeisterungsströme ausbrach.

Banks bedeutete ihm, seinen Affekt unter Kontrolle zu bekommen. „Es ist noch nicht offiziell, also wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie es nicht gleich an die große Glocke hängen würden, okay? Und was gibt's bei Ihnen? Konnten Sie in den vergangenen Tagen einige Fortschritte erzielen?"

Sein Gegenüber zwinkerte ihm zu. „Ich denke, Sie werden zufrieden sein, Cooper." Mit einer Handbewegung bedeutete DelSola ihm, mitzukommen. Im Zuge eines kurzen Fußmarsches durch die verwinkelten Korridore der ‚Forge' führte er Banks in einen Bereich, der vor einer Woche – dem Zeitpunkt von Banks Abreise – noch eine riesige Baustelle gewesen war.

Nun jedoch teilte sich eine Schleuse vor ihnen – und gab eine riesige Kontrollzentrale frei. Überall hockten Männer und Frauen wie Glucken über

ihren glimmernden Instrumenten und Displays. Die Deckenbeleuchtung war stark gedämpft, damit sie sich besser auf ihre Arbeit konzentrieren konnten.

Die Einrichtung verlief auf mehreren Ebenen, und in ihrem vorderen Teil gab es mehrere überdimensionierte Bildschirme, auf denen Außenkameradarbietungen eines riesigen geostationären Schmetterlings zu sehen waren. Auf ihm und um ihn herum tummelten sich Astronauten; Arbeitskapseln schwebten umher und führten Hüllenplatten und neues Gerät heran. Während die Modifikationen und Neuinstallationen ausgeführt wurden, schwebten ringsherum um die Ionenkanone mehrere Gruppen von Raketenabwehrstellungen. Seit der hinterhältigen Attacke auf *Freedom-One* hatte man sie in die Kreisbahn befördert. Nichts durfte man noch anbrennen lassen.

Es ist eine Ironie der Geschichte., überlegte Banks. *Ausgerechnet eines der größten Mordwerkzeuge der Eugenischen Kriege soll nun der Menschheit das Überleben sichern.*

Er verkniff sich einen Laut, der seinem Verblüffen ein Ventil gegeben hätte. „Nicht übel, Juan. Gar nicht übel."

Sein Begleiter überantwortete die inzwischen leere Imbissschachtel einem Mülleimer und wischte sich beide Hände am nicht mehr strahlend weißen Kittel ab. „Wir haben auch nicht geschlafen, während Sie weg waren. Trotz des beachtlichen Tempos, mit dem wir in letzter Zeit vorangekommen sind, drückt der Schuh nach wie vor beim Sonnensegel. Wir haben noch nie in so kurzer Zeit einen so großen Solarkollektor gebaut, geschweige denn in den Orbit verfrachtet. Und selbst, wenn es uns gelingt, das Ding ordnungsgemäß anzubringen und zu verschrauben… Hoffen wir, dass uns der Hauptenergieknoten nicht durchschmort, wenn am 3. November die große Party steigt."

„Haben Sie das Problem in der Vorbrennkammer gelöst?", erkundigte sich Banks.

„Wir haben die Deflektorscheibe ersetzt. Ist jetzt ein Ultrapolymerdesign. Wird Ihnen gefallen, nehme ich an." DelSola hielt sich den Wanst, kurz darauf kramte er in der Tasche seines Kittels und zog die XXL-Version eines Snickers-Riegels hervor. Sogleich machte er sich daran, ihn aus seiner Verpackung zu schälen.

Banks ächzte. „Je mehr sich manche Dinge ändern, desto mehr bleiben Sie gleich. *Müssen* Sie

eigentlich ständig dieses Fertigfutter in sich reinschlingen?“

„Müssen Sie mir eigentlich ständig irgendwelche Ökopredigten halten?“ DelSola biss beherzt in seinen Schokoriegel. „Ich weiß schon genau, wie es weitergeht.“

„Ja, und wissen Sie warum? Weil Auf-Durchzugstellen die Sache nicht besser macht. Das Zeug, das Sie da massenhaft vertilgen, besteht hauptsächlich aus gesättigten Fettsäuren. Außerdem ist es krebserregend. Ich möchte nicht wissen, um wie viele Tage sich Ihre Lebenszeit mit jedem dieser Dinger verkürzt.“

DelSola winkte ab. „Ach, ich seh’s gelassen, Cooper. Das sollten *Sie* im Übrigen auch tun.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

Der Kristallograph biss erneut in den Riegel. „So wie ich das sehe, kämpfen Sie auf verlorenem Posten. Ununterbrochen erwecken Sie den Eindruck, es würde einen Sinn machen, dass wir uns um die Umwelt und um unsere Gesundheit kümmern sollen. Aber wissen Sie was? – Die Erde wird *sowieso* untergehen. Früher oder später wird der Mensch dafür sorgen. Wenn wir in ein paar Wochen Erfolg haben, erkaufen wir uns einige zusätzliche Jahre. Schön und gut. Doch an

der an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit wird's nichts ändern. Die Statistik spricht da eine klare Sprache. Sie brauchen bloß aus dem Fenster zu sehen: Ob mit oder ohne Ranke leidet unser Planet unter Burnout. Für mich heißt das: Ich lebe lieber kurz und verschwenderisch und fröne dem Genuss."

„Das ist die Einstellung eines waschechten Zynikers."

„Ich würd' sagen, es ist die Einstellung eines Realisten."

Banks verzog das Gesicht zu einer strengen Maske. „Nach mir die Sintflut. So wird die Erde *garantiert* untergehen. In diesem Fall kann sich die kommende Generation bei uns bedanken."

DelSola zuckte die Achseln. „Ich bin nicht daran schuld."

„Falsch. Wir sind *alle* daran schuld, Juan. Und genau deshalb werden wir die Erde da wieder rausboxen. Sie werden schon sehen."

„Ihr Wort in Gottes Ohr, Cooper."

„Gott hat damit *überhaupt* nichts zu tun. Aber wenn das funktioniert…dann wird es einen Knall geben, auf den Gott glatt neidisch sein könnte."

Beide Männer warfen einander ein erwartungsvolles Lächeln zu, ehe der Moment verstrich und

eine junge, dunkelhaarige Frau an Banks herantrat.

„Doktor Banks, schön, dass Sie wieder da sind. Doktor Al-Abri würde Sie gerne sehen."

„Wo finde ich ihn, Jennifer?"

„Labor sechs."

„Hat er gesagt, worum es geht?"

Die Brauen der Frau zuckten einen Millimeter nach oben. „Nicht genau, nein. Aber ich glaube, er steht vor einem ziemlichen Rätsel."

- O -

„Haben Sie so etwas schon mal gesehen?", fragte Banks eine halbe Stunde später. Gekleidet in einen Schutzanzug, stand er im Laboratorium Nummer sechs und blickte auf etwas, das eigentlich gar nicht hier sein durfte: einen Toten. Die ‚Forge' war immerhin kein Obduktionszentrum, doch im Fall des vor ihm liegenden Mannes, einem gefallenen GI, hatte man ganz offensichtlich eine Ausnahme gemacht.

Fahmed Al-Abri, der erfahrenste Mediziner in der Einrichtung, blickte skeptisch drein. „Nun, ich habe Messerstiche, Schusswunden und Pfählungen gesehen, aber so etwas noch nie."

Zuerst hatte Banks sich redlich gefragt, warum eine Leiche in die ‚Forge' eingeliefert worden war, doch als er den Toten zum ersten Mal sah, dämmerte ihm der Grund dafür. Von der Brust des GIs war nur ein großes, rundes Loch geblieben. Durch die Wunde konnte man den Stahl der Tischoberfläche sehen.

„In der Datei steht, dass Corporal Matt Enderson in Französisch-Guyana stationiert gewesen war.", trug Al-Abri die Fakten zusammen.

„Eine Gelbe Zone der höchsten Stufe.", wusste Banks. „Grenzt direkt an R-3 an."

Al-Abri schob sich die widerspenstige Brille zurück auf die Nase. „Also, dem Bericht zufolge hat es einen ziemlich heftigen Tetryonsturm gegeben." Solche extremen Wetterphänomene waren in Reichweite von Roten Zonen nichts Ungewöhnliches mehr. „Er ist wohl aus R-3 herübergezogen. Der Kontakt zur Basis brach ab, und dann wurde Enderson…angegriffen."

„Ist das gesichert?"

„Ich würde sagen, es ist eher eine Vermutung. Doch in Anbetracht dieser Verletzung…" Al-Abri sprach nicht weiter und murmelte nachdenklich vor sich hin.

Erneut betrachtete Banks das Loch in der Brust des Mannes. Das Herz, die Lungenflügel und ein Großteil des Rückgrats fehlten. Sie waren einfach weg.

Al-Abri strich mit einem behandschuhten Finger über die Wundränder. „Das sieht beinahe nach chirurgischer Präzision aus. Er wurde außerdem mit großer Wucht getroffen."

Der Mediziner schaltete eine Lampe über dem Toten ein und richtete sie auf das Loch. „Ist hinten breiter als vorne."

„Ja, ich seh's."

„Also, ich würde sagen, er wurde von etwas aufgespießt, das sich beim Eindringen ausbreitete." Sanft drückte er mit den Fingern gegen die Wundränder. „Die Seiten sind glatt und gleichmäßig, aber sie scheinen nicht erhitzt worden zu sein."

Banks runzelte die Stirn. „Sondern?"

„Säure? Vielleicht ein Enzym." Al-Abri beendete die Spekulation und griff nach einem Laserskalpell, das neben ihm auf einem Tisch lag. Er schnitt eine dünne Schicht Muskelgewebe aus der Wunde heraus und legte es in eine Metallschale, die er Banks reichte. „Mal sehen, was ein Molekularscan uns verrät."

Gemeinsam gingen sie zu einer Konsole, auf der ein Computerterminal und mehrere medizinische Scanner standen. Al-Abri platzierte die Schüssel unter einem der Analysegeräte, gab über die Tastatur einige Befehle ein und trat zurück.

Sanftes blaues Licht strich über die Probe des Muskelgewebes. Der Scanner übermittelte seine Daten an den Computer, der sie binnen weniger Minuten berechnete und analysierte. Schließlich liefen die Resultate auf dem Bildschirm ein.

Al-Abri verpasste seiner Brille einen neuerlichen Schubs, kam den Anzeigen näher und hob die Augenbrauen. „Allah.“, hauchte er zuerst. „Was ist das nur?“ Seine Blicke glitten über die Informationen auf dem Monitor. „Anabolische Aktivität. Diese Zellen…*leben*.“ Er beugte sich vor, so als traue er seinen Augen nicht, aber die Daten blieben gleich.

Banks war kein Experte für medizinische Fragen, gleichwohl wusste er genug, um Al-Abris Diagnose sofort in Zweifel zu ziehen. „Das kann nicht sein. Etwas muss die Wunde verunreinigt haben.“

Er erntete ein vehementes Kopfschütteln. „Nein. Das hier spricht eine eindeutige Sprache. Es handelt sich um neue metabolische Prozesse.“

Al-Abri wies ihn ein. Auf der tausendfach vergrößerten Computerdarstellung der Zellprobe sah man deutlich eine nicht identifizierte Substanz, die in Kontakt mit den Wundrändern gekommen war. Sie zerstörte die Zellen des GIs und ordnete sie neu an, sodass etwas entstand, das wie eine rätselhafte Kristallstruktur anmutete. „Es mineralisiert die Muskelzellen irgendwie."

„Hm. Können Sie sagen, wie schnell der Prozess voranschreitet?", fragte Banks.

„Bin gerade dabei, es herauszufinden." Eine kleine Grafik erschien über der Abbildung der zellulären Metamorphose. „Da haben wir's. Wie es scheint, schwächt sich der Prozess bereits ab. Wenn das so weitergeht, wird es nicht mehr als ein oder zwei Millimeter in das Gewebe eindringen."

Banks dachte darüber nach und suchte nach einer Erklärung. „Vielleicht braucht das Zeug einen Katalysator, um weiterzumachen."

Al-Abri grunzte zustimmend. „Womöglich *lebendes* Gewebe." Er gab per Tastatur einige neue Befehle ein. „Uns liegen zwar nicht viele Informationen vor, doch ich möchte es trotzdem mit einem Computermodell versuchen."

Eine geschlagene halbe Stunde zog ins Land. Der Arzt ackerte unermüdlich an seinem Gerät, das irgendwann die angeforderten Daten ausspuckte. „Wenn Enderson gelebt hätte,“, stellte Al-Abri nüchtern fest, „wäre er wohl vollständig transformiert worden.“

„In *was* transformiert? In einen Kristall?“

Der Andere hob und senkte die Schultern. „Fragen Sie mich was Leichteres, Banks. Aber ich wage mal zu behaupten, dass es keine sonderlich angenehme Erfahrung für den armen Burschen gewesen wäre.“

Banks rieb sich das leicht stoppelige Kinn. „Wir sollten auch DelSola und ein paar andere Leute in diese Angelegenheit einweihen.“

„Einverstanden.“

Über die Schulter Al-Abris starrte Banks auf das Computermodell, dann zurück auf den durchlöcherten Mann. „Ich habe so etwas noch nie zuvor gesehen.“

Al-Abri war in Gedanken gewesen. Nun kratzte sich der persischstämmige Mann am erkahlten Haupt. Spreizte einen Finger. „Einen Augenblick. Ich meine mich zu erinnern, dass es Berichte über neue Fälle der Rankenkrankheit in den gefährlicheren Gelben Zonen gibt. Die Betroffenen sind

nicht einfach an Materiezersetzung, Atemwegserkrankungen oder Immunversagen gestorben. Sie haben den Staub oder sogar größere Partikel eingeatmet, und darauf haben sie einen rätselhaften Ausschlag bekommen. Irgendwie hat er eine Art Remineralisierungsvorgang ausgelöst. Hat ein schlimmes Ende genommen, aber bislang hat sich die GU bemüht, diese Vorkommnisse unter dem öffentlichen Radar zu halten. Das wird vermutlich nicht mehr lange so weiter gehen können, denn die Fälle häufen sich in letzter Zeit.“ Er ließ die Finger seiner Hände knacken. „Ich werde einige Daten anfordern müssen. Das wird nicht von jetzt auf gleich gehen können; wir werden uns etwas in Geduld üben müssen.“

Banks nickte und wurde wieder vom Anblick des Toten absorbiert. „Womit haben wir es hier zu tun, Al-Abri?“

„Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören? Unter normalen Umständen würde ich es für einen schlechten Scherz handeln, denn was da im Innern von Enderson vor sich geht, widerspricht im Grunde allen gesicherten biochemischen Fakten. Heute würde ich jedoch eine andere Hypothese wagen.“

„Und die lautet?“

Der Mann verschränkte beide Arme und seufzte lautstark. „In den Roten Zonen ist…irgendetwas herangereift, wovon wir bislang nichts gewusst haben. Und nun liegt es auf unserem Seziertisch."

.:Kapitel 19

21. Oktober 2020
Washington D.C., USA

Phillip Green betrat den großen Konferenzraum im Weißen Haus und war verwundert, dass die Jalousien heruntergelassen und die hiesige Beleuchtung stark gedämpft worden war. Paul Robert Schulz saß, halb versunken, in seinem angestammten Sessel mit leicht erhöhter Lehne und hatte eine Hand auf den gläsernen Besprechungstisch gelegt.

Er sah aus, als hätte er längere Zeit nicht mehr geschlafen. Dennoch regte sich auch ein ferner Trotz in seinen Zügen, der Green darauf schließen ließ, dass der Anlass des nun folgenden Gesprächs kein offizieller sein konnte. Der alte Mann hatte ihn her zitiert, weil er unter vier Augen mit ihm sprechen wollte.

„Hier bin ich, Mister President.“, sagte Green, schloss die Tür hinter sich und näherte sich bedächtig seinem Vorgesetzten.

„Phillip. Bitte nehmen Sie doch Platz.“ Nachdem er sich neben Schulz niedergelassen hatte, sprach der Präsident weiter: „Soeben habe ich mit der neuen Chefin des CIA gesprochen. Endlich erzielen wir ein paar Fortschritte. Diese neue Fraktion… Ich glaube, wir *wissen* jetzt endlich, wer ihr vorsteht.“

Green brannte unter der Glut dieser Neuigkeiten. Gleichwohl behielt er diese Begierde unter seiner Oberfläche, verhielt sich kühl und räsoniert, während er die Hände faltete. „Klingt immerhin nach einem Anfang.“

„Meine Rede.“ Schulz griff nach der vor ihm liegenden Fernbedienung, auf der er einen Knopf betätigte. In der Folge faltete sich eine große Projektionsleinwand herab, und der Präsident aktivierte den Beamer, in dessen Slot, wie Green erkannte, bereits ein Datenchip steckte. „Das folgende Video wurde vor zwei Tagen einem unserer Auslandsagenten zugespielt. Möglicherweise eine undichte Stelle.“

Green wollte skeptisch verbleiben. „Oder nur gezielte Absicht.“, entgegnete er.

„Passen Sie auf."

Ein Holo wurde abgespielt. Die Qualität war unterdurchschnittlich. In einem Rauschen, das sich vor ein Meer aus Dunkelheit gelegt hatte, erkannte man eine kapuzierte Person, bei der gerade einmal ein roh wirkendes Kinn auszumachen war. Im Hintergrund huschten einige verschwommene Schemen vorüber; möglicherweise Personen, die sich im Ungefähren aufhielten.

Mehr war nicht zu erkennen. Nichtsdestotrotz genügte dieses schwache visuelle Aufgebot, um einen bleibenden Eindruck bei Green zu hinterlassen. Er wusste etwas mit dieser Erscheinung, Bollwerk des totalen Inkognito, anzufangen. „Das ist er. Der Kerl aus dem Bekennerholo, unmittelbar nach dem Anschlag auf *Freedom-One*."

Schulz blieb nur ein Nicken übrig, dann hörte man einen leise zischenden Atem, als der Fremde etwas zu sagen schien. Seine Stimme klang rau und kratzig, so wie sie Green aus der letzten Übertragung in Erinnerung geblieben war. Als wären nahezu alle Stimmbänder dieser Person durch eine körperliche Krise vernichtet worden.

„Am Ende aller Zeit", sprach der Unbekannte, „kommt der Moment, in dem nur noch ein

Mensch übrig ist. Der Moment vergeht, und der Mensch wird verschwunden sein. Und nichts wird davon zeugen, dass wir je hier waren…außer Sternenstaub. Der letzte Mensch, allein mit Gott. Bin *ich* dieser Mensch? Bist Du ein Engel?“, sagte der Fremde nun mitten in den Schirm. „Die *Kinder des Lichts* erwarten die Erleuchtung.“

Für einen Moment wurde Green der Eindruck zuteil, er persönlich würde adressiert. Dann, nach diesen wenigen Sekunden an aufgezeichnetem Material, verschwand der fremde Widersacher. Schulz spulte zurück und fror das Bild der kapuzierten Gestalt, umringt von Schwärze, ein.

„Mit was für einem Dämon haben wir es hier zu tun?“

„Wir wissen es nicht.“ Der Präsident rieb beide Handflächen aneinander. „Ebenso wenig wie etwas über die Organisation, zu der er gehört. Wie Sie es sagten, Phillip: Es ist ein Anfang, mehr nicht. Allerdings scheint er der Anführer zu sein. Und da ist noch etwas: In einem früheren Leben scheint er George Salaton geheißen zu haben. Eine Zeitlang ehrbarer Wissenschaftler an der Universität in Philadelphia, dann rutscht er ab,

wird kriminell und büßt seinen Job ein. Seit 2010 verliert sich seine Spur im Nebel der Geschichte."

„Und dann taucht er, wie es der Zufall so will, an der Spitze einer neuen, äußerst gefährlichen, aber ebenso geheimnisvollen Gruppierung wieder auf."

„Na ja, jetzt wissen wir zumindest, welche Bezeichnung sie sich gegeben haben. Die *Kinder des Lichts*, ein ziemlich verwegen klingender Name. Aber ich fresse den Besen: Diesmal sind es keine Islamisten, mit denen wir uns herumschlagen. Es sind auch keine *Neokommunisten*. Nein, das hier muss etwas Neues sein."

Green starrte auf die düstere Erscheinung und versuchte ihr etwas zu entlocken, doch sie blieb eingefroren, gab nichts preis. „*Freedom-One*, Paris, Berlin, Moskau, Istanbul, Tokyo…", zählte er auf. „Binnen weniger Monate ein halbes Dutzend Anschläge, aber kein erkennbares Muster. Keine erkennbaren Ziele, keine Forderungen, kein Hinweis auf ein Motiv. Nur dieses ominöse Geschwafel über Erlösung und ein riesengroßer Haufen Toter. Ein Blutbad und ein riesiges Chaos.", setzte er in gedämpftem Ton hinterher.

Schulz nickte flach. „Auf jeden Fall gefährdet er alles, wofür wir so hart gekämpft haben. Diese

Jungs sind verflucht clever, und sie handeln ruchlos. Ich muss Ihnen nicht sagen, dass wir uns schon lange keiner so immensen internationalen Bedrohung mehr gegenübersahen."

„*Jeder* hat ein Interesse. Man muss es nur offenlegen."

Nun lächelte der Präsident väterlich. „Wissen Sie, ich kann mir kaum noch vorstellen, dass ich jemals jung war. Aber ein Ereignis aus dieser Zeit ist mir ganz sicher in Erinnerung geblieben. Lange bevor ich mich für Politik zu interessieren begann, habe ich in Tansania gearbeitet."

„Wusste ich gar nicht.", meinte Green.

„Damals", fuhr der Präsident fort, „versuchte die US-Regierung, sich mithilfe von Transaktionslogik die Loyalität einiger Stammesfürsten zu erkaufen, mit Edelsteinen. Im Rückblick eine ziemlich einfältige Entscheidung. Einer der Transporte wurde in einem Wald nördlich von Dodoma ausgeraubt. Wir machten uns auf die Suche nach den Steinen, aber sechs Monate lang fanden wir niemanden, der versucht hätte, sie an den Mann zu bringen. Eines Tages sah ich ein Kind, das spielte mit einem Rubin von der Größe einer Mandarine. Der Räuber hatte sie einfach weggeworfen."

Green hatte sich auf die Erzählung eingelassen und runzelte nun die Stirn. „Wozu sie dann stehlen?“

„Offenbar empfand er es als amüsant. Phillip, finden wir uns damit ab: Es gibt Leute, deren Handlungen jeglicher Rationalität entbehren. Geld oder das Erreichen politischer Ziele spielen für sie keine Rolle. Man kann sie nicht kaufen, man kann sie nicht einschüchtern, sie zur Vernunft bringen oder mit ihnen verhandeln. Einige Leute wollen die Welt einfach nur *brennen* sehen. Vielleicht sollten wir anfangen, dieses Etwas dort *wirklich* zu verstehen.“

Wenn das tatsächlich stimmte, dass diese Kreatur dort auf der Leinwand nicht an Macht oder Einfluss interessiert war – was Green sich bis zum jetzigen Zeitpunkt nicht vorstellen konnte –, so war sie anders als alle anderen Kontrahenten, denen er sich je gegenübergesehen hatte. Sei es in der Politik oder auf dem Schlachtfeld.

Nein, jeder *hat seine Ziele.*, sagte er sich beharrlich. *Jeder hat seine Rationalität, egal wie verquer sie sein mag. Wir müssen es nur herausfinden.*

„Wissen wir, woher die Aufzeichnung stammt?“

„Angeblich von irgendwo aus dem Süden Zentralasiens, aber das muss noch geprüft werden.“

„Zentralasien.“, wiederholte er halblaut. Wieso war er nicht überrascht? „Das Gebiet ist voller Gelber und Roter Zonen. Längst ein gesetzloser Landstrich fernab jeder Staatlichkeit.“

„Es scheint so, als hätte er keine sonderliche Angst vor der Ranke. Und die Zahl seiner Anhänger scheint zu wachsen.“ Der alte Mann bediente sich erneut des kleinen Geräts in seiner Nähe, wies den Projektor an, den nächsten Datensatz abzuspielen.

In den kommenden Minuten starrte Green auf eine Collage des zivilisatorischen Niedergangs: Brennende Häuser und demonstrierende Menschenmassen unter Waffen begegneten ihm in schier endloser Abfolge. Das tragische Schauspiel vollzog sich auf leblos gewordenem, verdorrtem Ödland, im Hintergrund gelegentlich brennende Waldstücke und Staubwirbel.

Die Menschen sahen größtenteils asiatisch aus und waren voller Zorn. Immer wieder sandten sie in Chören wortgewaltige Flüche zum Himmel und gaben mit ihren Gewehren Schüsse in die Luft ab. US-Flaggen verbrannten, mehr noch standen Flaggen mit dem GU-Wahrzeichen in Flammen. Allenthalben prangte ein Logo, das in seiner töd-

lichen Schlichtheit mittlerweile um den Globus gegangen war.

„Die *Kinder des Lichts*, wie diese Scharlatane sich schimpfen, haben sich dort festgesetzt.“, sprach Schulz. „Und nicht nur dort: Uns erreichen auch Meldungen von Protestwellen aus Afrika, dem Nahen Osten und Südamerika. Ich weiß nicht, wie und woher, aber sie verfügen über beträchtliche Finanzmittel und spielen in den Gelben Zonen die Wohltäter und Kümmerer. Rattenfänger für die Frustrierten und Enttäuschten, und von denen gibt es dieser Tage jede Menge. Diese Organisation ist nicht über Nacht entstanden – was nur bedeuten kann, dass wir den Blick anderswohin gerichtet hatten, während wir eine Schlange an unserer Brust nährten. Wir hätten verdammt noch mal sehen müssen, was uns da blüht. Was *haben* Sie, Phillip?“

Green war für einen Moment unaufmerksam gewesen. Seine Augen hatten sich am großen Emblem verfangen, das am Ende des Clips die Wand eines halb zerbombten Hauses zierte. „Ich weiß nicht… Als hätte ich dieses Zeichen irgendwo schon mal gesehen.“ Er schüttelte den Gedanken ab. „Nicht so wichtig. Was werden wir tun, Mister President?“

Der Andere schnaufte. „Achttausend Tote sind genug. Ich werde den Verteidigungsminister holen lassen, und dann werde ich mich so schnell wie möglich mit dem Sicherheitsrat der GU in Verbindung setzen. Ich werde mich dafür aussprechen, dass wir schleunigst Kampftruppen entsenden. Wir werden nicht eher Ruhe geben, bis der Mistkerl festgenommen wurde oder eine Kugel in seinem Kopf steckt."

Dana Rahif flackerte vor Greens innerem Auge auf. „Der Plan gefällt mir. Ich lasse mir nicht von einem Irren den Frieden ruinieren, für den ich mein halbes Leben gekämpft habe. Einzig mache ich mir Sorgen, wie die ÖK darauf reagieren wird. Immerhin ist es eine Weile her, dass GU-Verbände so dicht an ihrer Grenze aufgetaucht sind."

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, mein Freund: Diese neue Fraktion bedroht den Weltfrieden, den ganzen Globus. Die Anschläge galten *allen* Nationen."

„So hat auch George W. Bush nach 9/11 argumentiert, und am Ende kam nur eine Koalition der Willigen raus.", gab Green zu bedenken.

„*Wenn* es eine Koalition der Willigen gibt, dann verspreche ich Ihnen, dass diesmal auch die Chi-

nesen dazugehören werden. Und darauf kommt es doch an. Außerdem haben Sie seit den Hintergrundgesprächen auf *Freedom-One* das Ihre dazu beigetragen, dass bei der ÖK Tauwetter ausgebrochen ist. Im Angesicht dieser neuen Bedrohung *wird* es eine Zusammenarbeit geben, und sie könnte diese lange Phase des Kalten Kriegs ein für alle Mal beenden."

Schulz hatte ihm auf die Schulter geklopft, und Green gestattete sich ein witzloses Lächeln. „So haben Krisen also wieder ihr Gutes."

„Die Machtblöcke sind sich so nah wie seit langem nicht mehr. Und das fing an, als *Freedom-One* vom Himmel geblasen wurde. Schon nächste Woche möchte ich mit allen wichtigen Staatschefs sprechen.", kündigte der Präsident an. „Dabei werde ich Ihre Hilfe brauchen, denn Ihnen vertraut man. Danach werden sie bereit sein für eine konzertierte Aktion. Mit etwas Glück wird die Ranke in wenigen Wochen der Vergangenheit angehören, wir zerdrücken diesen lästigen Terroristenkäfer noch in diesem Jahr, und für die Weltgemeinschaft bricht eine neue Phase von Frieden und Wohlstand an."

Wenige Minuten später führte Schulz Green in sein Büro und wollte auf dieses Versprechen mit

ihm anstoßen. Folgsam wie er war, ließ sich der Berater ein Glas Hochprozentiges reichen, lauschte dem Trinkspruch, toastete seinem Vorgesetzten zu und trank.

Doch in seinem Innern konnte Green sich nicht helfen – irgendwie fühlte sich das alles zu einfach an. Oder war ein Idealist schließlich so sehr zum Realisten geworden, dass er nicht mehr wusste, wer er heute überhaupt noch war? Das Bild des schwarzen Dämons jedenfalls wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen.

.:Kapitel 20

3. November 2020

Der 3. November war der Tag der Hoffnung. Riesige Public-Viewing-Leinwände waren in allen großen Städten der Welt errichtet worden. Überall auf der Erde versammelten sich die Menschen vor Bildschirmen und verfolgten die Live-Übertragung. Davor hatten Präsidenten und Regierungschefs salbungsvolle Ansprachen gehalten und Losungen von einem neuen Leben nach der Ranke ausgegeben.

Und tatsächlich: Als sich das riesige Sonnensegel an diesem Morgen erstmals entfaltete wie die Schwingen eines heilsbringenden Engels und die Energiezufuhr der umgebauten Ionenkanone gesichert werden konnte, sah es danach aus, dass das lange Warten, der schier endlose Rückzug vor

der Magnolie, endlich belohnt würde. Würde die Menschheit gleich wieder frei sein?

Die Zeit verstrich. Der Countdown wurde ausgegeben und heruntergezählt. Dann begann der Rumpf der einstigen Waffe beständig intensiver zu glühen. Was zunächst wie eine Lichtspiegelung auf einem der Enden der Röhre aussah, wurde zu einem immer greller werdenden Leuchten der sich aufladenden Kanone.

Ein Schauspiel nahm seinen Lauf. Der mächtige Partikelstrahl wurde in der Spitze der geostationären Anlage gebündelt und abgefeuert. Er traf die Atmosphäre und jenen Teil der Oberfläche, der für den Testbeschuss ausgewählt worden war: das Territorium des ehemaligen Syrien, heillos überwuchert mit Scharen der Roten Zone.

Ein Leuchtschein reflektierte sich auf dem Thermosphärenmantel der Erde. Dann erreichte die gewaltige Salve die Oberfläche. Wie ein Lauffeuer breitete sich der grelle Schein im syrischen Norden, bald darauf auch im Süden aus. Licht, soweit man schauen konnte.

Gab es schon ein Resultat? Nein, noch nicht. Geduld. Gebanntes Warten an den Bildschirmen. Noch ließ sich keine eindeutige Reaktion feststellen. Dabei blieb es vorerst, doch die Experten, in

der Einsatzzentrale der ‚Forge' versammelt, wollten nicht kapitulieren. Es gab einen zweiten Abschuss, diesmal mit veränderter EM-Modulation. Für einen Dritten würde die Energie der Waffe allerdings vorerst nicht mehr reichen.

Zehn Minuten vergingen ohne ein klares Ergebnis. Dann, mit einem Mal, schlugen die Sensoren in der ‚Forge' und anderen Operationszentren aus: die Rote Zone im Raum Syrien expandierte. Ausläufer der Ranke begannen mit einem Dutzendfachen, nein Zigfachen, der üblichen Geschwindigkeit auf Jordanien zuzuhalten und langten auch über die Grenzen des Irak. Überschritten bislang unberührte Bereiche. Dunkelgelbe Zonen verwandelten sich im Rekordtempo in Tiefrote.

Es kam zu einem totalen Fallout, der Kontamination in einem nie gekannten Maße verursachte. Dieser Horror vollzog sich binnen weniger Minuten.

Die Welt hielt den Atem an, rieb sich die Augen…und verzweifelte. Die Magnolie *war* nicht geschwächt worden, sondern mächtiger denn je zuvor. Auf dem vergangenen Energie- und Umweltgipfel hatten wissenschaftliche Exponenten die ehrgeizige Theorie vorgetragen, durch hochfrequenten Partikelbeschuss mit Schallwellen die

kristalline Struktur der Ranke auseinandertreiben zu können.

Nun stellte sich heraus, dass sie nicht nur immun gegen ein solches Vorgehen war, sondern dadurch sogar genähert wurde. In den Breitengraden, die das Ziel der Rettungsoperation dargestellt hatten, löste der ionisierende Impuls keine Zersetzung ihrer organischen Substanz aus, dafür beförderte er ihre Ausdehnung in ungeahnter Weise. Irgendwie gelang es ihr, sich abzuschirmen und die Strahlungswellen direkt in Wachstumsenergie umzuwandeln.

Ein gigantischer wissenschaftlicher Fehlschlag. Vielleicht der größte und tragischste Flop in der Geschichte der Gattung Mensch.

Als Cooper Banks das tief unter der Erde von Barcelona verstand, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schrie sich die Seele aus dem Leib. Er fragte sich, was er nur angerichtet hatte, wurde überwältigt von Schuldgefühlen und brach kurz darauf vor den Augen seiner Kollegen zusammen.

In den kommenden Tagen verzeichneten die Überwachungsdrohnen weitere Fortschritte der Ranke, wenngleich die Rasanz ihres Wachstums wieder ein kleinwenig abebbte. Sie mähte einen

beträchtlichen Teil der arabischen Halbinsel nieder; Millionen starben dort im Zuge von Stunden. Sie setzte nach Afrika über und verwandelte ein Ägypten, das erst kürzlich und zaghaft zur Demokratie gefunden hatte, in einen Hort der Anarchie. Auf diese Weise ging es weiter.

Als die große Hoffnung des 3. November scheiterte, blickte die Welt in den Abgrund. Vorhuten feindlicher Scharen überschwemmten ihre Kontinente, und der Schluss war absehbar.

Die Apokalyptiker besaßen wieder eine Schlagzeile, und diesmal war sie bestechender, einnehmender, erdrückender denn je zuvor. Sie lautete: *Die Menschheit ist am Ende ihrer Zeit angekommen.*

.:Kapitel 21

13. November 2020
New York, USA

Die Kissenschlacht mit Ramona hatte sie an den Rand einer abgrundtiefen Müdigkeit gebracht, doch Petra Wright war dennoch hocherfreut, dass der kleine Wettkampf Wunder bei dem Mädchen gewirkt hatte. Endlich war sie ins Land der Träume abgeglitten. Sie schlief nun tief und fest, und das bedeutete, dass Wright das Gespräch, welches ihre Chefin mit ihr seit dem frühen Nachmittag zu führen gedachte, nun in Angriff nehmen konnte.

Sie durchquerte die Wohnung – voller unübersehbarer Spuren von Ramonas Präsenz –, begab sich in ihr privates Arbeitszimmer und schloss die Tür hinter sich. Anschließend wies sie den Computer an, eine Verbindung in Queens anzu-

wählen. Wright schenkte sich ein Glas Wasser ein, und als die Transmission auf der anderen Seite akzeptiert worden war, trat sie dicht vor den großen Wandbildschirm.

„Petra, ich hatte schon befürchtet, es würde *nie* etwas mit uns zwei Süßen." Molly Winters' freundliches Mondgesicht füllte den Schirm aus.

„Ich entschuldige mich für die Verzögerung."

„Kein Problem. Ich nehme an, Du hattest alle Hände voll zu tun?"

„Kann man so sagen." Wright blies sich eine Strähne aus dem Gesicht, als sie merkte, wie erschöpft sie tatsächlich war. „Und ich dachte, mit Martin hätte ich bereits das Intensivprogramm abgekriegt. Weit gefehlt. Du glaubst nicht, wie ausdauernd kleine Mädchen sein können."

Winters' rote Äpfel von Wangen wurden noch ein wenig praller. „Na ja, auf jeden Fall teilt Dir diese Ausdauer eines mit: Die Kleine fühlt sich wohl bei Dir. Angesichts dessen, was sie erlebt hat, ist das weißgott keine Selbstverständlichkeit."

„Abgesehen davon, dass Ramona eine starke Persönlichkeit hat… Ich denke, wir können uns beide sehr gut leiden. Und wir spenden einander viel Trost."

Das Gesicht ihrer Gesprächspartnerin veränderte sich. Winters warf die Stirn in Falten und schien einen Moment darüber nachzudenken, welche Worte sie wählen sollte. „Petra, siehst Du, das ist genau der Punkt, über den ich mit Dir reden wollte. Ich weiß, wer selbst im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Immerhin war *ich* diejenige, die Dich vor ein paar Monaten da nach *Freedom-One* raufgeschickt hat, also sollte ich hier wohl besser nicht zu dick auftragen. Aber hältst Du eine Adoption zum gegenwärtigen Zeitpunkt wirklich für eine gute Idee?“

Wright ließ Atem entweichen und wandte sich kurzzeitig vom Display ab. „Ich *weiß* nicht, ob es eine gute *Idee* ist. Ich weiß aber, dass dieses Kind mich braucht.“

Bilder aus dem Sommer flogen vor ihrem geistigen Auge vorüber. Sie entsann sich, dass es einige Wochen gedauert hatte, zu eruieren, dass Ramona das Kind des argentinischen Botschafters gewesen war, der zusammen mit seiner Frau an Bord der Raumbasis ums Leben gekommen war. Wright hatte die argentinischen Behörden kontaktiert, um sicherzustellen, dass Ramona zu Verwandten kam. Doch dann hatte sie sich anhören müssen, dass – zum selben Zeitpunkt, als

Freedom-One sich in einen Feuerball verwandelte – die komplette Familie des Mädchens mit der überfallartigen Ausbreitung der Magnolie und der Verwüstung von Buenos Aires auf einen Schlag liquidiert worden war. Ramona besaß buchstäblich *niemanden* mehr.

Nachdem sich der Staub der Vernichtung und der gedankenlosen Hast ein wenig gelegt hatte und in dem Maße, wie beide mehr Zeit miteinander verbrachten, freundete Wright sich allmählich mit der Vorstellung an, das Mädchen fürs Erste bei sich zu behalten. Sie fühlte sich verantwortlich für Ramona. Gleichwohl hatte sie in den zurückliegenden Monaten stets darauf verzichtet, Pläne für die Zukunft zu machen. Wie auch nach dem Verlust von Jack und Martin lebte sich in den Tag hinein. Alles andere hätte sie innerlich zerrissen.

„Ich will nicht, dass sie in ein Heim kommt. Sie hat etwas Besseres verdient.“, setzte Wright hinzu. „Ich denke, ich werde die Adoption nächste Woche offiziell beantragen.“

Winters seufzte leise. „Also schön. Wenn das wirklich Dein Wunsch ist: Du weißt, dass ich Dich bei allem unterstütze. Wenn es irgendetwas gibt, das Du brauchst… Lass es mich wissen, okay?“

Sie nickte flach. „Umgekehrt sollte es auch so sein. Abgesehen davon…möchte ich die Gefallen, die ich Dir noch schuldig bin, beglichen haben, *bevor* die Welt untergeht."

Winters schien einen neuen Gedanken zu knüpfen. „Nun gut. Wenn Du für dieses Mädchen da sein willst, dann ist das wahrscheinlich die beste Garantie dafür, zurückzukommen."

Wright kniff die Brauen zusammen. „Von *wo* zurückzukommen?"

„Petra,", leckte die andere sich die Lippen, „ich habe einen neuen Auftrag. Kommt von ganz oben. Ich wollte ihn zuerst mit Dir besprechen, weil Du eine unserer Besten bist – und meine Freundin. Aber falls Du ihn nicht annimmst, werde ich es verstehen."

„Schieß los."

Die Chefredakteurin verschränkte die Arme. „Der Wunsch kommt direkt vom Präsidenten und der gesamten GU-Führung, wie's aussieht. Sie wollen jemanden in eine Gelbe Zone entsenden. Und *wir* wurden angefragt."

„Klingt, als hätten die ihre Köpfe zusammengesteckt, wie? Und jetzt machen wir einen auf Fallschirmreporter?"

„Frag mich nicht.“, sagte Winters. „Du weißt, dass dieser Zuschlag wie ein Sechser im Lotto ist. Auch, wenn wir uns hier von unserem journalistischen Selbstverständnis etwas wegbewegen und – nun, nennen wir es – Auftragsarbeit machen werden. Schulz will der Öffentlichkeit demonstrieren, dass ganz normale Menschen standhaft gegen die Ranke kämpfen. Der Beitrag soll auf allen Telescreens laufen, und unser guter Name steht direkt darunter. Das anvisierte Zielgebiet für die Berichterstattung ist G-231.“

Nördliches Texas, Raum Dallas…

„Das heißt, bevor es *weiter* geht.“

„Weiter? Wohin?“

„In eine Rote Zone. Nach R-3. Ehemaliges Brasilien.“

Wright starrte ihre Gesprächspartnerin unverwandt an. „Sag mal, ich bin mir nicht ganz sicher, ob unsere Politiker vielleicht einen Sprung an der Schüssel haben. Aber als ich das letzte Mal hingesehen habe, waren Rote Zonen Tabu. Man *kann* denen nicht einfach einen Besuch abstatten.“

Die Andere zog einen Mundwinkel hoch. „Das mit dem Tabu stimmt auch. Aber nicht mehr für die Machbarkeit eines solchen Ausflugs. Offenbar haben sie eine bestimmte Art von Ausrüstung

entwickelt, die das begrenzte Operieren in diesen Regionen möglich macht. Sie wollen einen unserer Reporter, der alles filmt, während er eine kleine Expedition aus Militärs und Wissenschaftlern begleitet."

„Eine Expedition.", rollte Wright über die Zunge.

„Ja. Federführend mit von der Partie ist Cooper Banks."

Was für ein Zufall…

„Ich schick Dir das Memo zu. Das steht alles drin. Bitte tu mir den Gefallen und vernichte die Aufzeichnung, nachdem Du sie gelesen hast."

„Geht klar. Also ist das im Grunde so was wie ein Doppelauftrag, oder?"

„Du hast es erfasst.", entgegnete die Vorgesetzte. „Der Bericht über die Gelbe Zone ist Polit-PR im besten Sinne. Es sollen auch Bürgermeister interviewt und Krankenhäuser besucht werden." Sie winkte ab. „Wir hatten ja in den vergangenen Jahren schon die eine oder andere Reportage aus Gelben Zonen. Der Trip ins Rotland hat damit *nichts* mehr zu tun. Wir sollen einfach das tun, was die Jungs von uns wollen. Top Secret. Man sagte mir, das gedrehte Filmmaterial wird nur für die Augen und Ohren von Expertenkreisen bestimmt sein. Ich glaube, es geht darum, dass sie

mehr Informationen über die Roten Zonen sammeln wollen. Jetzt, wo der Einsatz der Ionenkanone spektakulär gefloppt hat, ist das wohl auch bitter nötig. Der Ausflug soll etwa einen Tag dauern, wenn nichts dazwischen kommt. Ist für kommenden Januar terminiert."

Wright reagierte auf den bedeutungsvollen Blick, den ihr ihre Chefin zuwarf. Stieß Atem aus. „Und Du hattest ausgerechnet mich im Sinn."

„Um ehrlich zu sein, schon. Du leistest wirklich verdammt gute Arbeit. Du hast einen Draht zur hohen Politik, der für uns wichtig ist. Dieser Draht ist seit Deinem letzten Abenteuer nur noch stärker geworden. Und ich will schlicht und ergreifend, dass Du für uns *dabei* bist." Sie zögerte kurz. „Allerdings… Ich gebe gerne zu, dass ich mir das Wir-setzen-Petra-wieder-auf-die-Schiene-Manöver etwas leichter vorgestellt hatte. *Ohne* eine explodierende Raumstation mit all den Folgekomplikationen. Ich dachte, wir stürzen Dich in die Arbeit und holen Dich aus Deinem Loch raus."

Auf Wrights Antlitz formte sich ein humorloses Lächeln. „Ob Du's glaubst oder nicht: Ich *bin* aus dem Loch raus. Und ich hab' den Kopf voll mit Dingen, die mich beschäftigt halten."

„Wenn auch vielleicht nicht ganz so, wie ich es geplant hatte.“, wandte Winters ein.

Ihre Gedanken kehrten zu Ramona zurück. „Das Memo werde ich mir zu Gemüte führen. Ich werde darüber nachdenken müssen. Gib mir drei Tage Bedenkzeit.“

„Die hast Du. Es reicht, wenn Du mir Ende nächster Woche Bescheid gibst. Gute Nacht, Petra.“

„Nacht, Molly.“

Der Bildschirm erlosch.

Eine halbe Stunde später stand Wright wieder am offenen Fenster und blickte auf das abendliche New York herab, während sie einen Zug aus ihrer Zigarette nahm. Glaubte man dem Wetterbericht, zog am Horizont wieder ein schweres Gewitter herauf. Sie verfolgte mehrere vorbeigleitende Polizeiskimmer und dachte über den Auftrag nach, den ihr Molly Winters unbedingt aufs Auge drücken wollte.

Wright ertappte sich dabei, wie sie zwischen den Stühlen saß. Auf der einen Seite verspürte sie eine unglaubliche Verantwortung für das kleine Geschöpf, das nun in ihrem Appartement schlummerte. Auf der anderen Seite wollte sie

ihren Job tun – dabei sein, wie Winters es ausgedrückt hatte. Die Welt befand sich im Umbruch; vielleicht kam sie auch einfach nur in großen Schritten ihrem sicheren Ende näher. So oder so: An dieser Expedition teilzunehmen, war vielleicht der aussichtsreichste Auftrag, den man ihr jemals angeboten hatte, und es wäre vermessen gewesen, ihn abzulehnen.

Trotzdem löste der Gedanke, eine Gelbe, geschweige denn eine Rote Zone zu betreten, nicht gerade Frohlocken in ihr aus. Sie nahm an, dass es ein strenges Dekontaminationsprozedere geben würde, das sie durchlaufen musste. Winters hatte davon zwar nichts erwähnt, aber wahrscheinlich würde es in den Unterlagen stehen, die sie ihr geschickt hatte.

Eins nach dem anderen., ordnete sie sich zur Ruhe. *Erst einmal diese Adoption auf den Weg bringen.*

Sie entließ erneut eine Rauchwolke zum Nachthimmel. Verfolgte, wie sie sich zu Nichts verflüchtigte. Dabei stand sie plötzlich neben sich. Sie sah ein junges Pärchen – einen verträumten, blondhaarigen Mann und eine schwangere Brünette –, das hier, an exakt diesem Fenster stand. Sie hatten die Wohnung gerade frisch bezogen.

Was meinst Du? Wird es jemals eine schöne, neue Welt geben?, hatte die Frau in einem Anflug von Melancholie gefragt.

Der Mann hatte unerschütterlich gelächelt und die Hand um ihre Schultern gelegt. *Daran glaube ich fest. Aber manchmal muss man, um den Himmel zu berühren, erst durch die Hölle gehen. Dafür gibt es ein Sprichwort: Per Aspera Ad Astra.*

„Amen.“, hauchte Wright, nahm New Yorks Panorama ein letztes Mal in sich auf und schloss das Fenster.

.:Kapitel 22

14. November 2020
Washington D.C., USA

Der Strahl aus dem Duschkopf prasselte warm und kräftig auf Phillip Greens Kopf. Heiße Wasserströme rannen über sein schwarzes, gewelltes Haar, prickelten auf seiner Kopfhaut und flossen in langen Rinnsalen über seine Schultern und seinen Oberkörper hinab. Er griff nach hinten und massierte seinen Nacken. Umgeben vom Rauschen des laufenden Wassers und zeitweise erlöst von der Bürde, die er trug, musste er sich daran erinnern, zu atmen. Er schloss seine Augen und stellte sich vor, er wäre woanders.

Phillip presste seine Handinnenflächen gegen die geflieste Wand vor sich und bog seinen Kopf in Richtung des herabströmenden Wassers. Erschöpfung durchdrang seine Glieder wie flüssiges

Blei. *Ich wünschte, ich könnte ein Jahr lang schlafen.*, dachte er. *Oder ein Jahrhundert, um dann zu sehen, ob all die Mühe überhaupt ihren Sinn hatte.* All die Politik, all die Toten…

Kalte Luft wehte gegen seinen Rücken. Sogar mit geschlossenen Augen und dem Kopf unter der Dusche erkannte er dieses bestimmte Gefühl. „Hallo, Paula.“, sagte er mit hauchdünnem Lächeln.

„Du bist schon seit fast einer Stunde hier.“, sagte sie und stieg hinter ihm in die Dusche. Sie schmiegte ihre Arme um seine Taille und presste ihren Körper gegen seinen Rücken. „Versteckst Du Dich vor mir?“

„Warum sollte ich das tun?“, fragte er und drehte den Duschkopf so, dass Paula auch etwas Wasser abbekam.

Sie legte ihren Kopf in die Vertiefung zwischen seinen Schulterblättern. Ihr weicher Londoner Akzent ließ ihre Stimme besonders schwermütig klingen. Als spräche sie ihm mitten aus dem Herzen. „Ich weiß nicht. Die letzten Monate haben Dich mitgenommen. Mehr als sonst.“

„Das bildest Du Dir nur ein.“, stritt er es ab.

„Mir kannst Du nichts vormachen. Denkst Du viel an Deine Mutter?“

„Ab und zu, ja.“, räumte er ein. „Aber ich bin mir sicher: Wo immer sie jetzt ist, es geht ihr gut.“ Was er sagte, entsprach zwar der Wahrheit, aber so einfach war es trotzdem nicht. Marta Greens Ende beschäftigte ihn auch weiter. Er hatte ihren Blick und ihr Lächeln niemals vergessen, bis ins Hier und Jetzt.

„Da ist noch mehr…“

„Ach was.“

Phillip wusste, dass Widerstand wie immer zwecklos war. „Ich merk‘ das doch. Nach dieser Katastrophe auf *Freedom-One* hast Du Dich verändert. Du bist nicht mehr derselbe.“

Sie hatte Recht, sie kannte ihn einfach zu gut. Irgendwie war er an eine Weggabelung gelangt, ohne es direkt gemerkt zu haben. Doch warum gerade jetzt? Warum gerade hier? Lag es daran, dass so viele gute Menschen dort oben gestorben waren? Er hatte Leute schon früher sterben sehen. *Bedeutende* Leute, Freunde, Personen, die zu beschützen er geschworen hatte. Damals, im Krieg…

„Ein großer Teil der politischen und wissenschaftlichen Elite der Welt – einfach so ausgelöscht.“, sinnierte er leise. „Das hat alles ins Wanken gebracht. Dieser Anschlag hat uns mitten ins

Mark getroffen. Er ist ein Angriff auf unsere Ideale, auf *meine*…“ Er schüttelte den Kopf. „Ach, nicht so wichtig, wirklich.“

„Nein, ich denke, genau das ist es. Auf *Deine* Ideale. Das wolltest Du doch sagen, oder?“, griff sie auf. „Zum Teufel, Phillip, es war nicht das erste Mal, dass Du den Schrecken hautnah miterlebt hast. Es war auch nicht das erste Mal, dass Du den sicheren Tod in eine Chance verwandelt und überlebt hast. Diesmal geht es darum, dass Du das Gefühl hast, es persönlich nehmen zu müssen. *Das* macht den Unterschied.“

„Ich habe einfach verdammt hart gekämpft, Paula.“, entgegnete er, wollte noch etwas Entschiedeneres hinzusetzen, beließ es dann aber dabei.

„Oh ja, das hast Du. Und deshalb hast Du die verdammte *Pflicht*, nicht zu resignieren. Kämpfe weiter, so wie immer. Bleib aufrecht. Wie war das doch gleich mit der Green’schen Sturheit?“

Auf seinen Zügen brach sich ein verräterisches Lächeln Bahn. „Tauschen?“

Sie nahm sein Angebot an und manövrierte sich vorsichtig um ihn herum, bis sie unter dem Hauptstrahl der Dusche stand. Das Wasser verlieh ihrem kurzen, aber glänzenden, braunen Haar noch mehr Fülle und Schimmer. Dank des

Größenunterschieds zwischen ihnen bekam er immer noch genügend warmes Wasser ab.

Paula trat einen Schritt zurück, legte die Hände auf ihre Schläfe und drückte dann das überschüssige Wasser aus ihren Haaren. „Was machst Du denn noch hier drin?“, fragte sie. „Versuchst Du etwa, D.C.s ganzes heißes Wasser zu verbrauchen?“

„Ich brauchte nur einen ruhigen Ort zum Nachdenken.“, erwiderte Phillip. „Darüber, wie es jetzt weitergeht… Schulz will, dass ich dieser neuen…Fraktion nachspüre. Ihrem Anführer, einem gewissen George Salaton. Zumindest scheint er früher einmal so geheißen zu haben.“

Ihre zarten Finger strichen über sein nasses, dunkles Brusthaar. „Warum musst gerade *Du* diesen Kerl verfolgen? Du bist nicht mehr im Militär. Wieso kann er nicht irgendeine Eliteeinheit losschicken, um –…“

„Das wird er auch.“, sagte er. „Aber ich stehe der Operation federführend vor.“

„Du hast schon genug anderen Stress um die Ohren. Warum machst Du das?“

„Ich *muss* das tun. Diese neue Gruppierung bewegt sich konsequent im Untergrund. Wie verdammte Profis machen sie das. Wir werden wohl

mehr als nur einen politischen Kontakt reaktivieren müssen, um den Bastarden auf die Spur zu kommen. Zentralasien ist nicht gerade ein kleines Gebiet, und es ist voll mit Ranken." Er sog Luft durch die Nüstern. „Um ehrlich zu sein: Mich belastet dieses Gefühl."

„*Welches* Gefühl? Versuch es mir zu beschreiben."

„Ich weiß nicht. Als ob jetzt alles nur noch schlimmer wird."

„Hör zu. Solange ich Phillip Green kenne, hat dieser Mann niemals aufgegeben. Und egal, was kommt: Das wird auch jetzt nicht so sein. Und weißt Du auch, warum? Weil wir zwei *zusammenhalten*." Paula ergriff seine Hand und drückte sie. „Wir zwei sind stärker als alles andere. Wir *zählen*. Vergiss das nie." Sie drehte das Wasser ab, trat aus der Kabine, nahm zwei Handtücher und reichte eins an ihn weiter. „Trockne Dich ab und komm ins Bett.", sagte sie, wickelte das Handtuch um sich und tapste Richtung Schlafzimmer davon.

Phillip knotete sein eigenes Handtuch um die Hüften und trat ebenfalls aus der Kabinentür. Er blieb vor dem Waschbecken stehen und betrachtete sich selbst im Spiegel. Besorgnis hatte in den

letzten vierzig Jahren tiefe Furchen in sein Gesicht gegraben.

Er erinnerte sich an den Lieblingsspruch seines Vaters: *Eines Tages, wenn wir alt sind, blicken wir in den Spiegel und erkennen das Gesicht, das wir alle verdienen.* Wie er nun so sein eigenes markantes und grimmiges Antlitz und die größer gewordenen Halbmonde unter seinen Augen betrachtete, entschied er, dass sein Vater Recht gehabt hatte.

Aus dem Schlafzimmer rief Paula nach ihm: „Wenn Du nicht in einer Minute im Bett liegst, schlaf ich ein."

Er musste lächeln. „Bin sofort da." Er wusste, dass sie ihre stichelnde Drohung wieder gutmachen würde. Schnell schaltete er das Badezimmerlicht aus und eilte in den anliegenden Raum, wo sich Paula bereits unter dem Lacken versteckte.

Für einen Augenblick verzogen sich die düsteren Wolken, die seinen Geist überdeckt hatten. *Das hier sind die guten Zeiten.*, teilte ihm eine innere Stimme mit, als er neben seiner Frau ins Bett kletterte. *Genieß es, solange Du kannst… Weil es immer früher endet, als man denkt.*

Er wusste nicht, woher diese Worte stammten, aber dennoch spendeten sie ihm einen gewissen Trost. Alles war endlich, selbst die Politik, die Liebe und das Universum. Und deswegen musste man das verdammt nochmal Beste daraus machen. Und für ihn bedeutete das, die Wärme zu umarmen, die ihm geblieben war, um die Angst vor dem Morgen und die ganze Kälte der Welt von sich zu werfen.

Irgendwann am frühen Morgen schlief Phillip ein. Als er erwachte, sah er, wie Paula aus dem Bad kam und sich auf die Bettkante setzte. Sie betrachtete ihn mit einem Blick, in dem Ungläubigkeit und namenlose Freude lag.

Dann ließ sie ihn wissen, dass sie schwanger war.

.:Epilog

[unbekannter Ort]

Khan Noonien Singh trieb dahin, umfangen von Kälte, gedämpftem, kühlem Licht und leise summenden Maschinen. Währenddessen lag er im Bauch einer noch größeren Maschine, die stoisch einem im Grunde ziellosen Kurs folgte, seit ihr Triebwerk aktiviert worden war. Langsam glitt sie durch den Weltraum; ein Sandkorn in der finsteren Unendlichkeit, dann und wann durchsetzt von starrenden Augen, Lichtjahre entfernt.

Khans Herzschlag war verlangsamt, das Blut in seinen Adern ein träge dahinfließender Strom. Ein gentechnisches Kraftwerk lag im Standbybetrieb. Der Kryoschlaf umfing ihn wie die Fluten des Syr-Daria, in die er einst, als junger Mann, des Öfteren eingetaucht war, am liebsten morgens in aller Frühe. Manchmal war er bis an den Grund

getaucht und hatte den Schein der aufgehenden Sonne unter der Wasseroberfläche verfolgt. Das Licht hatte sich über ihm gebrochen, und er war, mitten in dieser fremdartigen Welt, eingehüllt worden von einem goldenen Funkeln, das ihn aufzunehmen schien.

Von dort unten hatte er eine andere Perspektive auf alles bekommen; hier waren Sehnsüchte entstanden, Träume geboren worden von etwas weit Größerem. Visionen von seiner wahren Bestimmung als Fürst eines Weltreichs. Das alles schien eine Ewigkeit zurückzuliegen, und doch waren bestimmte, auserlesene Momente und Bilder eingegangen in Khans mentale Partitur, waren ein fester, beständiger Teil seiner selbst geworden.

Auch jetzt träumte er wieder. Doch es waren nicht Träume von der Zukunft, so wie damals, sondern die Vergangenheit spielte darin eine prominente Rolle. Eine Vergangenheit, von der er wusste, dass sie unwiderruflich vorbei war. Er wusste es in dem Moment, da er aufwachte und ihm Serenas Duft in der Nase stand.

Halb drehte er den Kopf, und dort lag sie, auf der Seite, das prächtige Haar auf dem Kissen ausgebreitet, die Augen in tiefem Schlummer verschlossen und die Andeutung eines Lächelns auf den herrlichen Lippen. Gleichmäßiges Atmen hob und senkte ihre Brust.

Serena, seine geliebte Konkubine, war bei ihm, und da wurde ihm schlagartig klar, dass er schlafen musste. Sie war lange vor seiner Flucht vom chinesischen Geheimdienst aufgespürt und in der irrlichternden Überzeugung, sie sei eine strategische Mithelferin in Khans politischem Netzwerk gewesen, exekutiert worden.

Eine Verschwendung von Zeit und Ressourcen, noch mehr aber von unglaublichem Anmut und Schönheit. Serenas Verlust war eine offene Wunde hinter der Brust des Fürsten gewesen. Unzählige andere Frauen waren ihm in seine Gemächer gefolgt, und doch hatten sie nie jene Lücke ausfül-

len können, die Serena hinterließ. Ob er eine Frau jemals wieder so sehr begehren würde?

Langsam erhob Khan sich, ohne sie zu wecken und verließ das Schlafzimmer. Wie durch einen Instinkt angetrieben, betrat er den ruhigen, im Dunkeln liegenden Wohnraum und trat ans Fenster. Empfing seine Reflexion; das Ebenbild eines *jungen* Khan mit langem, schwarzem Haar, glatten, kantigen Gesichtszügen. Die Erscheinung seines Ichs, wie sie sich vor seiner Machtergreifung ausgenommen hatte. Eingefroren in der Zeit.

Er schaute hinaus. Jenseits des Glases, auf dem er sich gefunden hatte, lag eine Landschaft, rein und unmittelbar. Sie erinnerte ihn jedoch an nichts in seiner Kindheit oder Jugend, auch nicht an spätere Phasen seines Lebens.

Unter der Obhut der Sterne gab sich ihm ein riesiger See preis. Er war umringt von den Silhouetten hoch aufragender Tannen. Die Bucht war friedlich, wenn auch etwas zerklüftet, das Wasser dagegen kristallklar.

Nordeuropäische Breitengrade, vermutete Khan sogleich und verspürte plötzlich das Bedürfnis, mit dieser Umgebung auf Tuchfühlung zu gehen. Er wollte die Luft einatmen und auf seiner Haut spüren. Er wollte diesen rätselhaften Ort erkun-

den, in dem Serena noch lebte und der doch fremdartig für ihn war. So weit war er auf der Welt herumgekommen, und doch hatte er nie einen Fuß nach Skandinavien gesetzt.

Draußen, auf der hölzernen Veranda angelangt, fand Khan zur Überzeugung, dass die Erfahrung, das herrliche Kühl in seine Lunge aufzunehmen, der verlockenden Aussicht in nichts nachstand. Das leise Geräusch einiger im Unterholz sitzender Grillen drang an sein Ohr. Er lehnte sich übers Geländer und empfand einen inneren Frieden, den er selten im Laufe seines von innerer Berufung, Hast und Rastlosigkeit gezeichneten Lebens vernommen hatte.

Leise seufzte der Fürst. Immer noch war ihm dieser Ort ein Rätsel. Wie ein inneres Refugium lag er vor ihm, und das Bewusstsein darüber, dass er träumte, beunruhigte ihn sogar ein wenig. Denn Khan wusste, dass es kaum seinem Selbst entsprach, diese Stätte der Kontemplation hervorzubringen. Aber wenn nicht von ihm selbst, von wo, wem oder was kam der See dann? Obwohl er sich gewahrte, dass dies nicht die Wirklichkeit war, fühlte er sich seltsam angezogen von dieser Landschaft. *Warum bin ich hier?*

Allmählich begann eine Einsicht in ihm zu reifen. Diese Szene versprach etwas Tröstendes. Sollte er hier die Ruhe und finden, die ihm zeit seines Lebens kaum vergönnt gewesen war? Sollte er sich hier niederlassen, um von den langen Kämpfen, Flucht und Vertreibung Erholung zu schöpfen, neue Kraft zu tanken?

Er blickte zurück auf die Jahre seines Schaffens und war durchdrungen von widerstreitenden Gefühlen. Bei allem, was er getan hatte, war es ihm darum gegangen, eine Spur in der irdischen Geschichte zu hinterlassen. Etwas von wahrhafter Größe zu stiften, woran man sich selbst in entlegener Zukunft erinnern würde. Trotz seiner Niederlage hatte er dieses Ziel erreicht. Dennoch hatten ihm die einfachen Menschen die Anerkennung verweigert, die ihm gebührte.

Der unterentwickelte Pöbel hatte ihn schließlich verjagt anstatt sich von ihm in ein geordneteres, besseres Leben leiten zu lassen. Khan hatte schwere Demütigungen erfahren, und wäre nicht Joachim gewesen, wäre er in der letzten Schlacht in seinem Tempel lieber gestorben als in den Weltraum zu fliehen. Sein treuer Freund hatte ihn schließlich umgestimmt.

Dennoch: Obgleich er der Erde bereits vor Jahrzehnten den Rücken gekehrt hatte, brannten sie weiter in ihm, die feurigen Emotionen. Einmal verteufelte er die Menschenbrut und sandte ihr seinen ganzen Hass, dann wieder sehnte er sich nach der Erde zurück; danach, einem schöpferischen Sinn zu folgen, zu vollenden, was er begonnen hatte. Diese Gefühle waren ein ständiges Ringen. Sie zerbarsten in ihm, so wie zwei Himmelskörper aufeinander stießen.

Sollte ihm der Frieden, der ihn hier umfing, dabei helfen? Hatte sein Unterbewusstsein eine Nische geschaffen, in die er sich zurückziehen und die grausame Vergangenheit und die noch kältere, weit einsamere Zukunft hinter sich lassen konnte; in der er nur in der Perfektion eines unwirklich herrlichen Augenblicks existierte?

Khan trat aus dem Schutz der Verandaumfriedung ins Freie. Erst jetzt fiel ihm auf, dass etwas vom Himmel herabfiel. Flocken? *Schnee*flocken? Mitnichten. Jäh erkannte er, um was es sich in Wahrheit handelte. Es war Asche. Asche regnete auf ihn herab.

Der Fürst hatte das Haupt emporgereckt, um nach dem Ascheregen zu sehen…und nun fand er

einen hell strahlenden Mond, dessen Form grotesk verändert worden war. Er war dreieckig.

Was ist das hier für ein Ort?, fragte er sich erneut und erhielt keine Antwort auf seine unausgesprochene Frage.

Während seine Gedanken noch auf der Suche nach Erklärungen dahinjagten, hielt er aufs Ufer zu und blickte an die Ränder des Sees auf der gegenüberliegenden Seite. Kaum erkennbar gegen die Dunkelheit der Nacht, erblickte er dort, in der Ferne, eine Gestalt.

Tatsächlich. Ein vager Schemen, der auf eine Person schließen ließ. *Noch* jemand außer ihm befand sich an diesem Ort? Wer mochte das sein? Ein Feind? Ein Freund? Vielleicht konnte dieser Unbekannte ihm sagen, was der See zu bedeuten hatte. Der falsche Mond. Die Asche, die von den Sternen rieselte. Serena, die das Bett mit ihm teilte. All das bedurfte einer Erklärung.

Khan hob die Hand und winkte einmal. Wartete dann. Die Silhouette aber verharrte und erwiderte seinen Gruß nicht.

Womöglich hatte der Fremde ihn nicht gesehen. Er wollte erneut den Arm in die Höhe strecken, als er im nächsten Moment eine Stimme hörte. Zerbrechlich, aber klar wie das Wasser vor ihm.

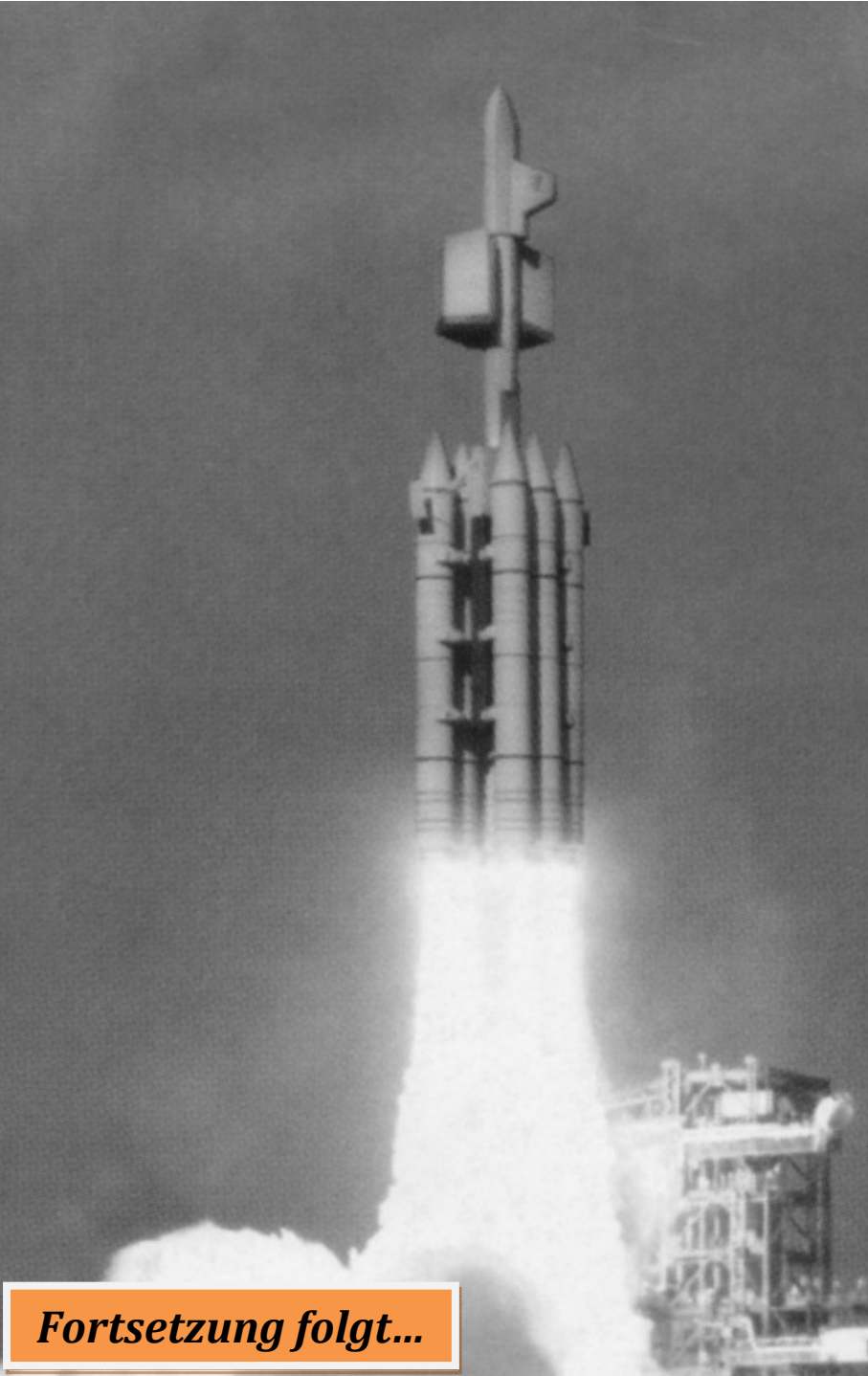
Sie begann eine Melodie zu singen, traurig und melancholisch. Die fragile Stimme begann in mehrere Stimmen überzugehen, zerfaserte, verschwamm.

„Erlöse mich. Erlöse uns.“ Mehr verstand er nicht.

Der Klang eines Engels. Kühle, blasse Lippen begannen verführerische Noten auszudrücken, die mit dem Wind aus der Ferne herangetragen wurden und als Echo über dem See verhallten, ihrerseits etwas Surreales erschufen. Ein Gesicht blieb ihm jedoch verborgen.

Spätestens jetzt übermannte ihn die Neugier. Er musste wissen, was dies alles zu bedeuten hatte. Er musste erfahren, wo er sich befand und was dieser Traum über ihn aussagte.

Khan drehte sich ein letztes Mal um, bevor er seinem Heim den Rücken kehrte und in die Tiefe der Nacht trat.



Fortsetzung folgt...

Anhang

I) Zeittafel: Wichtige Ereignisse

- Eugenische Kriege: 1993-1996:
  Die Eugenischen Kriege werden als Urdrama der Menschheitsgeschichte im 21. Jahrhundert betrachtet. Die vulkanische Geschichtsschreibung fasst sie sogar als ersten Teil des Dritten Weltkriegs.

Weiterführende Informationen unter:
http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_eug.html

- Dritter Weltkrieg: 2026-2053:
  Der letzte und katastrophalste Weltkrieg der Menschheitsgeschichte. Nach einer längeren Schwelphase von drei Jahrzehnten bricht er 2026 aus und erstreckt sich bis in die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts. An seinem Ende stehen über 600 Millionen Tote, der globale Zusammenbruch des zivilisierten Lebens und eine radioaktive Kontamination weiter Teile der Erde.

Weiterführende Informationen unter:
http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_dritter.html

II) Große Machtblöcke im frühen 21. Jahrhundert

- ### Global Union (GU):
  Intergouvernementales Bündnis zwischen den USA, der Europäischen Union und Australien, das während der Eugenischen Kriege geschlossen wurde und, mit Unterstützung des Russischen Konsortiums, die Augmentherrschaft beendete. Auf militärischer Ebene haben die beteiligten Staaten die meisten ihrer Luft- und Bodenstreitkräfte zusammengelegt und führen gemeinsame Operationen durch, die von einem supranationalen Sicherheitsrat koordiniert werden. Von manchen Beobachtern wird die GU als letztes Bollwerk der freien Welt gesehen. Ihr schärfster Antagonist ist die Östliche Koalition.

- ### Östliche Koalition (ÖK):
  Gigantischer neokommunistischer Staatenverbund, an dessen Spitze China und (Nord)Korea stehen. Die ÖK ist militärisch hochgerüstet und politisch unberechenbar. Spätestens nach der Eroberung Japans werden ihr Ambitionen zur Weltherrschaft nachgesagt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts leistet die ÖK sich eine längere Phase des Kalten Kriegs mit den Staaten der Global Union, was das vorläufige Ende der Globalisierung und tiefe wirtschaftliche Verwerfungen bedeutet.

- Russisches Konsortium (RK):
  Nach dem Zerfall der Sowjetunion hat das zu Beginn der 1990er Jahre noch darbende Russland Anfang des neuen Millenniums zahlreiche seiner ehemaligen, in die Unabhängigkeit entlassenen Provinzen mit Gewalt zurückerobert und in ein staatskapitalistisch gelenktes, ökonomisch und militärisch gewichtiges Konsortium integriert. Das autoritär regierte RK ist aufgrund der starken Konkurrenz mit China zu einem vorübergehenden Bündnispartner der Global Union-Staaten geworden.

III) Ausdehnung der Eugenischen Staaten im Jahr 1995

IV) Signum des "Großen Khanats"

Bemerkung zum
Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek™ und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.

Wir kennen die Zukunft der Menschheit.
Doch was ist mit ihrer Vergangenheit?

Der Beginn des 21. Jahrhunderts. Khan Noonien Singhs Herrschaft ist gebrochen; er hat die Erde verlassen. Doch vorher hat er der Menschheit seinen Stempel aufgeprägt. An der Spitze einer Gruppe genetisch aufgerüsteter Invitros, langte der *Sikh* aus, um die Welt, wie wir sie kannten, zu unterjochen. Besessen von Größenwahn und einer rassistischen Ideologie, überzogen Khan und seinesgleichen weite Teile des Globus mit Leid und Verwüstung. Während seine Visionen von einem Imperium der Augments Gestalt annahmen, errichteten er und seine Loyalen eine Tyrannei, die Mitte der 1990er Jahre ein Viertel der Erde umspannte. Die freie Welt hatte Glück: Nur durch den Umstand, dass die Augments in ihrem unstillbaren Hunger nach Macht begannen, sich gegenseitig zu belauern, konnte die Despotie der Optimierten, wie sie sich selbst bezeichneten, schließlich gebrochen werden. Khan schlug es ins Kryostaseexil. Eine veränderte Welt blieb zurück.

Soviel wissen wir: Die Eugenischen Kriege, die die Erde wie eine Plage heimsuchten, stellen die Urkatastrophe der Menschheitsgeschichte im 21. Jahrhundert dar. Es gibt eine Verbindung zwischen diesen Ereignissen und dem Ausbruch des Dritten Weltkriegs mehrere Jahrzehnte später. Doch wie sieht diese Verbindung aus? Welches Erbe hinterließ Khan, und welche Ereignisse führten dazu, dass seine Ideen fortlebten, um in der schrecklichsten Auseinandersetzung des Menschen mit dem Menschen in eine tödliche Waffe verwandelt zu werden? Welche Personen an der Schaltstelle der Geschichte waren ausschlaggebend, und welchem dunklen Drang verfielen sie? Wie kam die Menschheit vom Weg ab?

Dies ist die Erzählung der finstersten Epoche des Planeten Erde. Ausgerechnet jener Epoche, die mit dem Warpflug Zefram Cochranes schließlich das strahlende Licht der Zukunft erblicken sollte. Am Ende eines langen, steinigen Wegs.
Per Aspera Ad Astra.

a creation of
STC
universe